A. Vulliod

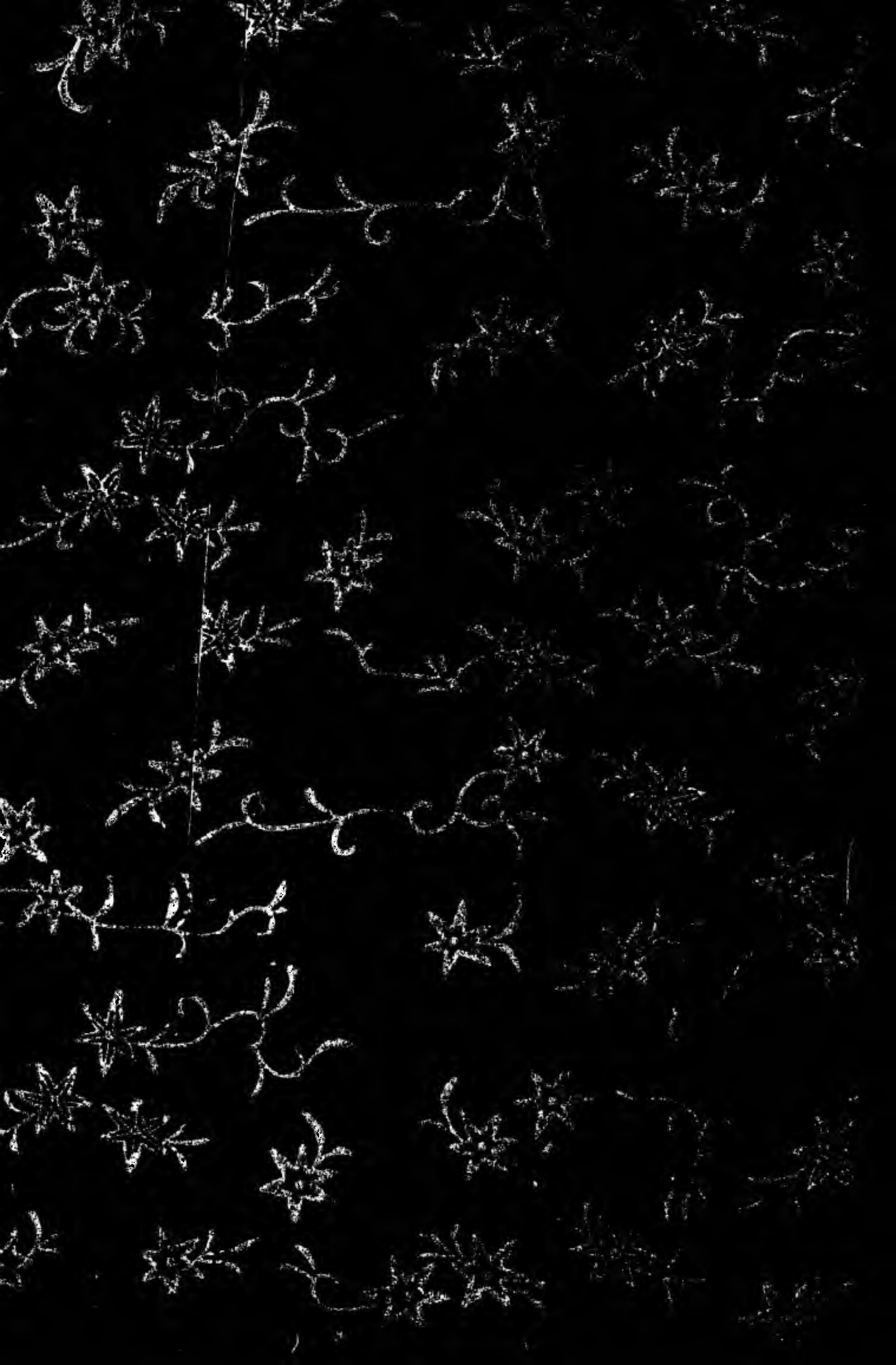
Peter Rosegger



Peter Rosegger

Heliogravure
nach einem im Privatbesitz befindlichen Pastell von Professor Ferdinand Pamberger.

Verlag von L. Staackmann, Leipzig.





Peter Rosegger

Sein Leben und seine Werke

Von

A. Bulliod
Docteur ès lettres
Agrégé de l'Université

Deutsche Ausgabe
von Dr. Moritz Necker

Mit einem Bildnis des Dichters



Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1913

Druck von Grimme & Trömel in Leipzig

Vorrede des Verfassers

Solange ein Dichter nicht für immer die Feder niedergelegt hat, könnte man es für Unehrerbietung oder wenigstens für unziemliche Eile halten, eine zusammenfassende Studie über seinen Lebenslauf und seine Werke zu unternehmen.

Diese vielfach verbreitete Anschauung kann man aber nicht ohne Vorbehalt teilen.

Der Augenblick, da es dem aufmerksamen Lebenszeugen scheint, als hätte der Dichter alles geboten, was er kann, pflegt häufig dem nicht allzufernen Abschluß seiner künstlerischen Laufbahn vorauszugehen. Wie fruchtbar er dann auch noch sein mag, so wird man die neuen Werke seiner Laune oder seines Genies sozusagen nur als Zugabe halten. Die Umrisse des Porträts, das er unbewußt schon von sich selbst geschaffen hat, wird er, was er auch sonst noch bieten mag, um keinen Zug mehr verändern. Und ist einmal solche Reife erreicht, so tritt doch selten je ein neues Blatt zu seinem Ruhmeskranze hinzu.

In diesem Falle befinden wir uns Peter Rosegger gegenüber.

Mit Lieb und Lust begann ich einst zu dichten
Im jungen Jahr,
In Lieb und Lust beschließ' ich die Geschichten
Mit grauem Haar —

sagt er im Vorwort zu einem seiner jüngsten Bücher: „Lasset uns von Liebe reden", und wenn er dann fortfährt: „Und sollt ich dennoch wieder dichten müssen, Nun so verzeiht", so tut er es nur, weil die Natur, wie er ein andermal schrieb, stärker ist, als sein Wille. Er wird ohne Zweifel weiterschreiben, denn er kann sich dessen nicht enthalten. Das Wichtigste ist, daß er seinem eigenen Geständnisse zufolge, sein Werk für vollendet hielte, hätte er nicht diese unwiderstehliche Neigung zum Dichterberuf. Er vergleicht sich gern und mit

Humor dem Schauspieler, der zum letztenmal aufzutreten behauptet, und — acht Tage später wieder die weltbedeutenden Bretter betritt und hoch und heilig schwört, das wäre nun zum „allerletzten Male“, sein Entschluß sei unwiderruflich; einen Monat darauf aber unterzeichnet er einen neuen Kontrakt auf drei Jahre.

Daher greift der Kritiker nur scheinbar vor, wenn er schon heute den zahlreichen Werken Roseggers eine so eingehende Untersuchung widmet. Ist nur sein Studium gründlich genug, so kann er zu ebenso zuverlässigen Resultaten gelangen, wie in einer Studie über zeitlich minder nahe Schriften.

Man wird ihm den klassischen Einwand machen, daß ihm als Zeitgenossen jene historische Distanz fehlt, die ein völlig unbefangenes Urteil verbürgt und die andererseits gestattet, die verschiedenen Seiten seines Autors genau nach den Gesetzen der Perspektive darzustellen.

Es liegt uns fern, den Teil von Wahrheit zu verkennen, der in dieser Erwägung enthalten ist. Aber wir meinen, daß sie nicht so sehr ins Gewicht fällt, wenn der Gegenstand der Untersuchung, wie hier, ein fremder Schriftsteller ist. Der Unterschied der Sprache und des Milieus kommt — das hat man schon lange zugestanden — in reichem Maße der zeitlichen Entfernung gleich, in der sich die aufeinanderfolgenden Generationen zueinander befinden. Außerdem sind wir der Meinung, daß die oft kurze Zeit zwischen dem Augenblicke, wo ein Dichter sein Werk vollendet hat und dem, wo er von dieser Welt verschwindet, einem Unternehmen, wie dem hier versuchten, günstiger ist, als man gemeinhin glaubt. Der Dichter lebt noch unter uns, er ist unser; jeder kann ihn besuchen und befragen. So lassen sich viele Punkte, die der spätere Historiker trotz aller Mühe vergeblich aufzuklären sucht, mit größtmöglicher Genauigkeit und Muße klarstellen.

Dazu kommt noch, daß wir zu weit entfernt sind, um für die in seinen Werken aufgeworfenen Probleme leidenschaftlich Partei zu ergreifen, und doch von lebhafterer, mitteilsamerer Sympathie ergriffen werden, als durch die Werke eines schon lange verstorbenen Dichters.

Das außergewöhnliche Zusammentreffen einer sehr armseligen Jugend mit ganz besonderen Geistesgaben wurde die Quelle der merkwürdigen Originalität des steirischen Dichters.

Peter Rosegger war volle zwanzig Jahre alt, als er noch immer nur als Hirte, Knecht und Handwerker lebte. Von seinem Volke, dessen Erlebnisse zu berichten und dessen Gemüt zu schildern er nicht müde wurde, das er nicht von außen bloß, oberflächlich, sondern von innen heraus kennen gelernt hatte, unterschied er sich noch durch nichts, als durch einen schärferen, phantasievolleren Geist, der den geheimnisvollen Zauber des Unbekannten, das man Kultur und Kunst nennt, tiefer ahnte. Und es trafen in der Tat viele glückliche Umstände zusammen, um ihn von Alpel nach Graz zu führen und sein ganzes literarisches Schicksal zu bestimmen.

Man kann sagen, daß er schon zu dieser Zeit den Stoff, alle Stoffe, die er später gestaltete, in sich aufgestapelt und zur Bearbeitung bereit trug. Zwei Fähigkeiten waren es vornehmlich, die sein kühnes Unterfangen erklären und möglich machten.

Erstens eine immer wachsame Neugierde, ein heftiger Wissensdurst im Verein mit einer Beobachtungsgabe, der kein Sittenbild, kein Charakterzug, kein alter Gebrauch, kein denkwürdiges Herkommen entgingen. Diese Fülle kostbarer Dokumente konnte aber der junge Verstand, der sie so aus erster Hand spielend gesammelt hatte, ohne ihren späteren Gebrauch anders als ganz dunkel bloß zu ahnen, nicht sofort verwenden. Da half ihm sein außerordentliches Gedächtnis, diesen unendlich reichen Vorrat unbeschädigt festzuhalten, nichts zu verlieren, was die Sinne des Knaben und des Jünglings im Laufe der vielfachen Prüfungen und Erfahrungen aufgenommen hatten: Eindrücke aus der Kinderzeit, das väterliche Haus mit allen seinen Sitten; die Feste, die seine Eintönigkeit unterbrachen; die Unglücksfälle, die es in Trauer versetzten, Worte und Gebärden der Eltern, ihr Gesichtsausdruck bei gewissen, unvergeßlichen Ereignissen; und später, als sich sein Gesichtskreis erweiterte, und sein Geist freier wurde: die verschiedenen aus nächster Nähe oder nur von ferne gesehenen Typen; Naturschauspiele, die er in bestimmten Augenblicken genossen, Bekenntnisse, die man ihm anvertraut — kurz, die tausenderlei unsäglich anregenden Lehren, die der spätere Erzähler im Laufe seiner unter der Fuchtel Meister Natzens verbrachten Lehrjahre in sich aufgenommen hatte.

Bei seiner Ankunft in Graz fehlte ihm nur das Werkzeug. Das schmiedete er sich durch hartnäckige Übung selbst. Aber

schon von Anbeginn an war er sich seines Reichtums und seiner Aufgabe bewußt, die darin bestand, das Leben des steirischen Volkes zu erzählen, die unendlich vielgestaltigen Bilder festzuhalten, die sein so leicht erregbares Gehirn erworben hatte; die Sitten und Gebräuche der Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, die er als einer ihrer letzten Zeugen noch selbst gesehen hatte, oder die ihm geschildert worden waren und die ohne ihn spurlos in Vergessenheit geraten wären — all das zugunsten des steirischen Volkes, um es bekannt zu machen und sein Schicksal womöglich durch Unterhaltung und Belehrung zu verbessern, die unerschöpflichen Reichtümer auszunützen, die er seinem einzigdastehenden Glück verdankte, des Volkes Leben leben zu dürfen und es dennoch durch seinen Geist zu beherrschen, zu beurteilen und sich davon zu befreien. Um diese Mission zu erfüllen, bedurfte Rosegger seines höchsten Gutes: der beneidenswert liebenswürdigen Erzählergabe. Er besaß sie in so hervorragendem Maße, daß er ebenso unermüdlich im Erzählen dessen wurde, was sein Gedächtnis aufbewahrte, als er früher bedacht im Sammeln war.

Der Leser wird bemerken, daß im biographischen Teil dieses Buches die Kinder- und Jugendjahre mit großer Genauigkeit in den Einzelheiten dargestellt sind. Der Verfasser ist der Meinung, daß im Leben jedes Menschen die Reife nur die Entwicklung der Persönlichkeit ist, deren Grundzüge, vorläufig umrissen, schon in Kindheit und Jugend bestimmt wurden. Kein Ausspruch erscheint ihm wahrer, als das berühmte Wort Platos: das Kind ist der Vater des Mannes. Aber es scheint ihm, als ob diese Ansicht sich im Leben Peter Roseggers als ganz besonders wahr erwiese. Er kennt keinen Dichter, der von seiner Kindheit abhängiger wäre als Rosegger, der sie stets mit steigendem Entzücken durchlebt, sich immer mit mehr Treue zu ihr bekannte, und in ihr die Quelle seiner Eingebungen fand. Was konnte der um wahres Verständnis besorgte Biograph eines solchen Dichters besseres tun, als seine Erzählung der nicht äußerlichen, sondern inneren Wichtigkeit der verschiedenen Epochen dieses Lebens anpassen?

Der Verfasser dieses Werkes hat Seite für Seite, von den ältesten Reimen in „Zither und Hackbrett“ bis zu den neuesten Eintragungen in „Heimgärtners Tagebuch“, die fünfzig Bände durchgearbeitet, die Rosegger vom Juni 1869 bis zum

Herbste 1912 seinen Landsleuten geschenkt hat. Alle Dokumente, deren er habhaft werden konnte, und in erster Reihe jene, die in sämtlichen Jahrgängen des „Heimgarten" enthalten sind, hat er mit methodischer Aufmerksamkeit zusammengetragen. Auch die Briefwechsel, gedruckte oder ungedruckte, mündliche und persönliche Aufklärungen, die er sich verschaffen konnte, hat er nicht außer acht gelassen. Er hofft, daß seine wachsende Liebe zu seinem Stoffe ihm nichts von der strengen Objektivität geraubt hat, die festzuhalten er sich vorgenommen hatte.

Nancy A. Vulliod

Vorrede des Übersetzers

Die räumliche und nationale Distanz des französischen Gelehrten zum Dichter aus der Steiermark ist seinem biographischen Werke zu so großem Vorteile gediehen, daß eine deutsche Ausgabe desselben gerechtfertigt erschien.

Gewiß hat es die deutsche Literaturwissenschaft nicht an ebenso gerechten wie liebevollen Würdigungen Peter Roseggers fehlen lassen. Aber die Aufgabe, die sich Professor Vulliod gestellt hatte, ist noch nicht geleistet worden. Von Jugend auf wollte der Dichter seine Leser nicht bloß unterhalten, sondern auch belehren, und man bewundert in seinen Werken oft, wie er Poesie und Didaktik kunstvoll miteinander verschmolzen hat. Rosegger ist ein Dichter und ein Denker zugleich, und zwar ein Denker ganz eigener Art, der aus den Voraussetzungen seiner Herkunft und seines Schicksals, in organisch konsequenter Entwicklung seiner selbst, mit trotzigem Individualismus sich frei von aller Partei erhaltend, zu dem geworden ist, was er jetzt ist. Wiederholt hat er mit mehr oder weniger Ironie über seine Kritiker gescherzt, die immer nur den „frischen Waldduft" seiner Dichtungen, wohl auch seine Virtuosität in der kleinen Erzählung zu loben, sonst

aber nicht viel mehr von ihm zu erzählen wußten. Diesen Fehler der Kritik hat nun Bulliod gut gemacht. Vorurteilslos und voraussetzungslos, frei von aller Parteilichkeit, wie es einem Deutschen schwer möglich gewesen, aber ausgestattet mit dem geschulten Auge des psychologischen Ästhetikers, hat er sich in die nicht mehr leicht zu überschauende Fülle der Schriften Roseggers vertieft, um ihn aus ihm selbst heraus zu verstehen und zu gestalten. Bulliod hat tiefer in diese, durchaus vom poetischen Gefühl und vom Gemüt geleitete Dichternatur hineingeblickt, als irgend ein anderer Kritiker vor ihm. Mit einem Fleiße ohnegleichen hat er kein Blatt des „Heimgärtners", ob es nun eine Dichtung oder ein Tagebuchblatt oder ein Brief von ihm waren, ungelesen gelassen, jede Wahrnehmung, die er an ihm machte, quellenmäßig belegt — förmlich ein Inventarium aller Motive und aller Ideen Roseggers geschaffen, wie noch keines bestand. Und wenn man es in seinem ganzen Reichtum überschaut, dann erkennt man wohl das Recht des Dichters an, über jene Kritiker zu scherzen, die nur seine zunächst ins Auge fallenden Eigenschaften hervorzuheben sich begnügten, ohne sich weiter auf das einzulassen, was ihm am Herzen lag. Hat der Waldbauernsohn nicht immer an seiner Bildung und Läuterung, an der Bereicherung seiner Welt- und Lebenskenntnis gearbeitet? Zwei große deutsche Universitäten haben dies anerkannt: Heidelberg hat ihn zu seinem sechzigsten, Wien zu seinem siebzigsten Geburtstag zum Doctor honoris causa ernannt. Seit Jahrzehnten war der unermüdlich fleißige, unerschöpflich gedankenreiche Dichter auch publizistisch tätig, und zwar mit einem Freimut, der sich vor keiner Partei beugte. Hat er nicht damit ein Recht darauf erworben, daß auch seine Gedankenwelt, seine Weltanschauung gewürdigt werde? Professor Bulliod hat dies getan, und darum erschien uns eine deutsche Ausgabe seines Werkes gerechtfertigt. In der Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit seiner Darstellung darf es daher wohl auf eine freundliche Aufnahme bei allen hoffen, die den volkstümlichsten deutschen Erzähler der Gegenwart ob der Lauterkeit seiner Moral der Liebe und des sozialen Mitgefühls lieben und verehren.

Professor Bulliod hat viel Wert darauf gelegt, daß sein Buch möglichst treu übersetzt werde. Der Übersetzer hat diesen

Wunsch gewissenhaft respektiert. Wenn diese deutsche Ausgabe seines Werkes — deren Schwierigkeiten anzuerkennen wir dem Fachmann überlassen dürfen — dennoch mancherlei Veränderungen des französischen Textes aufweist, so betreffen sie nicht den Geist der Vulliodschen Kritik, nicht ihre Gesinnung und nicht den Bau des Werkes, sondern nur notwendige Korrekturen einzelner sachlicher Irrtümer, hier kleine Ergänzungen, dort Kürzungen, welche die Rücksicht auf das deutsche Lesepublikum forderte. Und wir hoffen, daß diese Tätigkeit des Übersetzers dem Werke nicht zum Nachteil gereichen wird.

Schließlich kann ich nicht umhin, Herrn Alfred Staackmann meinen wärmsten Dank auszusprechen, nicht bloß für seinen hochherzigen Entschluß, dieses umfängliche Buch zu Ehren des gefeierten, von ihm so geliebten Dichters herauszugeben, sondern auch für die Weitherzigkeit, mit der er es in allen Stadien der Arbeit förderte.

Wien, 1. Juli 1913 Dr. Moritz Necker

Inhalt

Seite

Vorrede des Verfassers V
Vorrede des Übersetzers IX

Erster Teil

Peter Roseggers Leben

I. Kapitel. Kinderjahre in Alpel und Krieglach 3
II. Kapitel. Jugend und Lehrlingszeit 34
III. Kapitel. Die Schule in Graz 60
IV. Kapitel. Der deutsch-französische Krieg und das vatikanische Konzil 81
V. Kapitel. Die Wiener Zeit und die Freundschaft mit Ludwig Anzengruber 102
VI. Kapitel. Von den „Schriften des Waldschulmeisters" bis zur Gründung des „Heimgarten" 124
VII. Kapitel. Von der „Waldheimat" bis zum „Gottsucher" . 147
VIII. Kapitel. Die „Bergpredigten" und die Anfänge von Roseggers sozialer Periode 172
IX. Kapitel. Jahre der Meisterschaft. Von „Am Tage des Gerichts" bis „Lasset uns von Liebe reden" . . . 200

Zweiter Teil

Roseggers Dichtung und Weltanschauung

I. Kapitel. Natur und Landschaft 231
II. Kapitel. Christentum und Orthodoxie 265
III. Kapitel. Liebe und Leidenschaft 306
IV. Kapitel. Soziale Ethik und Erziehungslehre 337
V. Kapitel. Roseggers Kunst und Humor 365
Schlußwort 409

Erster Teil

Peter Roseggers Leben

I. Kapitel.

Kinderjahre in Alpel und Krieglach

I.

Das Holzhaus des steirischen Gebirglers erinnert in seinen äußeren Umrissen an das Schweizerhaus. Eine offene Galerie läuft den ersten, einzigen Stockwerk entlang und das überhängende Dach schützt es vor den Unbilden der Witterung.

Roseggers Geburtshaus steht noch dergestalt auf einsamer Alpenhöhe. Von dort aus schweift der Blick frei über einen weiten Umkreis bewaldeter Berge. Hie und da unterbrechen Gruppen von Bauernhäusern, die von mageren Kulturen umgeben sind, die dunkle, grüne Masse des Waldes. Sie bilden die Überreste des Weilers Alpel. In der Kindheit unseres Dichters waren die Häuser zahlreicher und wohlhabender, aber ebenso zerstreut, durch Fichten-, Tannen- und Lärchenwälder voneinander, wie von den Dörfern Krieglach, St. Kathrein und Ratten getrennt.

Der Wald, an dessen Rande Alpel liegt, ist der von Fischbach, und das Gebirge, das ihn trägt, sind die Fischbacheralpen. Weniger hoch als ihre Nachbarn, die Rax, die Tauern und die Mariazellerberge, erheben sie sich im Nordosten von Steiermark, im Westen vom Murtal, im Norden vom Mürztal, im Osten durch das nahe Ungarn begrenzt.

Alpel[1]) gehört zur Gemeinde Krieglach; bei Taufen, Hochzeiten, Begräbnissen muß man sich nach Krieglach, in die drei Gehstunden entfernte Pfarre begeben. In Krieglach, einer Station der Eisenbahnlinie Wien—Triest, hat man ein Drittel der Fahrt von Graz nach Wien hinter sich.

---

[1]) Das Dörfchen ist heute auf drei bis vier Häuser zusammengeschmolzen; in Roseggers Kindheit bestand es aus etwa dreißig.

Infolge einer langen Reihe von Unglücksfällen mußte das Haus verlassen werden, worin drei Generationen nacheinander gelebt hatten und unter dessen Dach Peter Rosegger am 31. Juli 1843 das Licht der Welt erblickte. Heute liegt es stumm und einsam da, früher umgaben es Ställe, Scheuern, Schuppen für Arbeitsgeräte, eine ganze Menge verschiedener Nebengebäude, die ein blühendes Ganze bildeten; durch seine einsame Lage war es zu einer gerne ertragenen Autonomie gezwungen.

Aus Balken von hartem Holz fest gezimmert, war das damals schon über hundert Jahre[1]) alte Haus imstande, ebenso den wuchtigen Angriffen der Stürme, wie dem unermüdlichen Bohren des Holzwurmes zu widerstehen.

Der Dichter der „Waldheimat" konnte der Versuchung nicht widerstehen, der Geschichte dieser geschwärzten Wände so weit als möglich nachzugehen. Wohnten doch zwischen ihnen die Träume seiner unschuldigen und kummervollen Kindheit. Mit pietätvollem Eifer suchte er die bescheidenen Urkunden seiner Anfänge auf, von Sprosse zu Sprosse ist er die Reihe seiner Vorfahren zurückgeschritten. Er ist stolz darauf, zu den Bauern und Hirten zu gehören, deren Namen er berühmt machte; er hat das dunkle Gefühl, ihnen so viel Dank zu schulden und liebt sie mit ehrerbietiger Innigkeit. Wie ein Baron seine Ahnen aufzählt, zeigt er uns die seinigen hinter der Pflugschar oder auf der Alm[2]).

Der erste Roßegger[3]), der die feste Hütte bewohnte, war Joseph, Peters Urgroßvater, der Schwiegersohn jenes Andreas

---

[1]) Das einst mit grünem Moosfilz überzogene Strohdach ..... (Spaziergänge in der Heimat, S. 112.)

[2]) Als ich jung noch war. (Von meinen Vorfahren, S. 1 ff.)

[3]) Dies die ursprüngliche Schreibweise von Peter Roseggers Familiennamen. Später werden die Gründe erörtert werden, die ihn sie zu ändern veranlaßten. Wir behalten die alte Form bei, so oft vom Vater oder einem der Ahnen die Rede sein wird. Das Kirchenbuch der Pfarre Krieglach reicht bis zum Jahre 1672. Von Anfang an kommt darin der Name Roßegger vor. Der Verfasser schließt sich gerne der naheliegenden Herleitung des Namens von dem, „der mit dem Rosse eggt" an. In Kärnten gibt es noch heute die Ruine einer Burg Roßegg; an der Mur in Steiermark heißt ein almenreicher Berg ebenso. In ganz Nordsteiermark ist der Name Roßegger verbreitet. Ein Rupert Roßegger war Priester, Reisender und Dichter.

Kluppenegger[1]), von dessen Hand auf einem der Tragbalken des Hauses die noch heute sichtbare Jahreszahl 1744 stammt.

Seppel konnte schreiben. In einem Hausarzneibuch, das ihm gehörte, steht die Geburt seines Ältesten, Ignatz, verzeichnet (1790).

Von diesem hat der Dichter manches Abenteuer erzählt. Ignatz hatte den Ruf eines gemütlichen, verträglichen Kameraden. Aus seiner Ehe mit dem reizenden Mädchen, das in der „Waldheimat" unter dem Namen „Heidebeermädchen" erscheint, entsprossen sieben Knaben und zwei Mädchen. Aber neben seinen vielen guten Eigenschaften hatte Ignatz eine große Vorliebe für das Wirtshaus. Konnte man auch nicht behaupten, daß er sich in Schulden stürzte, so ist, wie uns der Chronist mitteilt, doch nicht zu leugnen, daß er sein Geld in die vier Winde zerstreute.

An manchen Sonntagen nahm er seinen Sohn Lorenz, der unseres Dichters Vater werden sollte, in die Kirche mit. Dann saß er, nach seiner Gewohnheit, stundenlang im Wirtshaus und das Kind mußte bei ihm unter den rauchenden, lärmenden Bauern sitzen bleiben. Einmal hielt es der kleine Lorenz, der von Natur aus zart und beschaulich war und dem diese langen Sitzungen unsäglich öde waren, nicht länger aus und stahl sich heimlich davon. Um dem Vater eine Verschärfung der gewohnten ehelichen Vorwürfe zu ersparen, blieb Lorenz im Schachen hinter dem Hause, um auf ihn zu warten. Aber Ignatz kam diesmal auf einem anderen Wege nach Hause und mußte allein dem Unwillen der Gattin und ihren mütterlich ängstlichen Fragen nach dem Sohne standhalten.

Damals gab es noch Wölfe in den Schluchten der Freßnitz. Das unbegreifliche Ausbleiben Lorenzens erfüllte den Vater daher mit großem Schrecken und er tat „ein heiliges Fürnehmen", sein Lebtag kein Wirtshaus mehr zu betreten, wenn der Knabe gefunden werde.

Lange hielt er das Gelöbnis. Um der Versuchung nicht zu erliegen, ging er nur selten in die Kirche, sondern betete seinen Rosenkranz zu Hause. Eines Tages jedoch gab er nach und

---

[1]) Von seinem Namen Andreas im Kluppenegg stammt die Benennung „zum unteren Kluppenegger" des Hauses, das später unter dem Namen „Waldbauernhof" bekannt wurde.

besuchte die Fischbacher Kirchweih. Das war sein Unglück, denn bei einer der landesüblichen Raufereien[1]) sprang ihm einer mit beiden Füßen auf die Brust; daran siechte er dahin und starb nach ein paar Monaten[2]).

Magdalena, die Mutter, verschloß sich in ihre Trauer, erzählt Rosegger, untröstlich und stumm. Streng, arbeitsam und sparsam regierte sie das Haus, bis ihr Ältester ihr die Last abnehmen konnte, um sie mit der jungen Dienstmagd zu teilen, mit der er versprochen war. Diese war die Tochter einer armen Kohlenbrennerin. Ein Jahr nach der Hochzeit kam Peter zur Welt.

II.

„Meine Mutter," schrieb einmal Rosegger, „hatte nichts als Liebe"[3]), und ein andermal: Ihr Glück bestand darin, zu lieben; ihre Freude war, sich zu opfern. An dem Tage, da ihm ihre überströmende Zärtlichkeit für immer entschwand, machte er sich den Vorwurf, daß er sie hingenommen hätte „wie man den Morgenhauch, den Sonnenschein nimmt, ohne dafür zu danken[4])." Dennoch sagte er, daß die Erinnerung an sie sein kostbares Gut war, und nie hat ihn „etwas so sehr ans Herz gestoßen", als wenn er sie weinen sah. Überschaut man die tausenderlei Äußerungen seiner Liebe zu dieser Mutter, so gewinnt man das Gefühl, daß er mit einer Inbrunst, wie kaum je ein Kinderherz, diese mütterliche Zärtlichkeit genoß.

Maria Roßeggers Gefühle äußerten sich in dichterischer Weise. Ihre Rede belebte sie mit Gleichnissen, die sie den Legenden entnommen hatte. Für sie war der Mond das Spinnrad der himmlischen Jungfrau, die aus seinen Silberstrahlen ein zartes Netz über die Baumäste spann. Sie besaß die Gabe der Einfältigen: sie sah, was ihr der Glaube zeigte. Sie zweifelte nicht daran, daß die himmlische Spinnerin wirklich in dem leuchtenden Gestirn säße, und wenn es sein weißes Licht erstrahlen ließ, zeigte sie es Peter voller Andacht[5]).

---

[1]) Über ihre Häufigkeit in früheren Zeiten siehe Schriften des Waldschulmeisters, S. 283. Waldheimat II, S. 215.

[2]) Als ich jung noch war, S. 31, 32.

[3]) Waldheimat I, S. 51.

[4]) Waldheimat II, S. 187.

[5]) Waldheimat I, S. 112.

Sie kannte die biblische Geschichte und konnte auch Gedrucktes lesen, in dessen Geheimnisse sie ein Kohlenbrenner eingeweiht hatte; von ihrer Mutter wußte sie eine Unmenge von Geschichten und Liedern. Bald heiter, bald vom eigenen schrecklichen Märchen ergriffen, erzählte sie die Geschichte von der schönen Müllerin, die zwölf Räubern mit der Hacke den Kopf abschlug, oder die Sage von der weißen Frau, deren Gespenst um Mitternacht durch die Hallen des Schlosses wandelt[1]). Und schließlich sang sie mit einem der eintönigen, steirischen Wiegenliedchen, die Rosegger später sammelte und in seine Werke verflocht, ihren Ältesten in Schlummer, wenn er im Bettchen lag, das wie eine Schublade unter dem großen Bette hervorzuziehen war[2]).

Neben der Mutter beschirmten noch zwei Frauen die Kindheit des Dichters. Die eine war die Ahndl, die Mutter seines Vaters. Rosegger gedenkt noch ihrer großen Nachsicht. Sie milderte, so weit es in ihrer Kraft stand, die Strenge seines Geschicks. „Sie war," schrieb er, „ein kleines, regsames Weiblein in dunkelblauem Kittel und mit einem blauen, weißgetupften Kopftuch. Sie hatte ein kleines, runzliges Gesicht und knochige, stets kühle Hände . . . Ihre ganze Zärtlichkeit brauchte sie bei mir auf, dem Ältesten von damals fünf Jahren . . . Saß ich damals, vor sechzig Jahren, gern auf dem Stein vor der Tanne, wenn es Nacht geworden war, und schaute den funkelnden Himmel an und tupfte gegen ihn mit dem Zeigefinger an, um die Sterndeln zu zählen . . . da saß neben mir auf dem großen Stein auch einmal die Ahndl. Ich träumte zu den Sternen auf, und bei ihr war's, als tat sie andächtig schweigen. So saßen wir lange. Und nahm sie mich jetzt einmal bei dem kleinen Handel und streichelte es ein wenig und sagte, zu mir geneigt, fast leise: ‚Du bist mein liebes Kind. Da oben ist die Ewigkeit. Schau nur hinauf[3]).'"

Die Ahndl starb während der Unruhen des Jahres 1848,

---

[1]) Waldheimat I, S. 180 ff. Wie tiefe Spuren die mütterlichen Erzählungen in Roseggers Geist hinterlassen haben, kann man an der letzten Geschichte seines Buches: „Lasset uns von Liebe reden", Die verkaufte Seele, S. 359, sehen, die einem Märchen seiner Mutter nacherzählt ist.

[2]) Volksleben in Steiermark, S. 18.

[3]) Waldheimat I, S. 34. Volksleben in Steiermark, S. 117.

oder genauer gesagt: sie verlöschte. Eines Morgens sah Peter sie nicht mehr. Er behielt von ihr nur eine schöne Erinnerung, die nicht durch Schmerz oder Tod getrübt wurde[1]).

Die andere Frau hieß Jula: ein armes, blindes Weib, dessen schmerzliches Bild der Dichter in seiner „Waldheimat"[2]) zeichnete und die er seine Aja nannte.

Sie hatte kein Heim, sondern wanderte in Alpel als Einlegerin von Haus zu Haus. Ihr Schicksal war so rührend und sie trug es mit solcher Ergebenheit, daß ihre Gegenwart, anstatt zu stören, als gutes Beispiel und zur Erbauung diente. Anstatt ihr Fortgehen herbeizusehnen, bemühte man sich in Lorenz Roßeggers Hause, den Wandervogel festzuhalten. In mütterlicher Geduld unterhielt sie die Kinder mit ihren Liedern; ihre traurigen Erfahrungen gaben ihr Sprüche ein, die zur Tugend mahnten; ihr großes Unglück verlieh ihr Autorität.

Sobald Peter alt genug war, vertraute ihm der Vater die kleine Herde an. Da gab es Stunden, in denen er den Himmel bestaunen konnte. Dann gab es in der günstigen Jahreszeit Jagden nach Käfern und Schmetterlingen. Neigte sich endlich der Abend, zogen unbestimmte Schauer den Knaben zu den Ochsen, die er weidete. Er erhaschte die Hörner der Rinder und ihre Ruhe schützte ihn gegen die Schrecken der Einsamkeit. Überdies hatte die gute Ahndl versprochen, öfter vor das Haus zu treten und den Hühnerpfiff zu tun, damit ihm nicht zu grauen beginne[3]).

Im Winter geschah es oft, daß der Schnee Tage und Nächte lang fiel und das Dörfchen[4]) so bedeckte, daß man nur durch das Dachfenster aus dem Hause konnte[5]). Dann war man im Gehöft auf sich selbst angewiesen. Mit Hilfe von zwei bis drei Dienstboten und der Handwerker, die bei ihm „auf der Ster" arbeiteten, war Lorenz sein eigener Müller und Bäcker, sein eigener Schmied und Sattler, Schuster und Schneider. Und hier muß man einen Zug verzeichnen, der für die Grundlage von Roseggers sozialen Überzeugungen wichtig

---

1) Heimgarten, Januar 1908, S. 313.
2) Waldheimat I, S. 28 ff.
3) Waldheimat I, S. 49.
4) Roseggers Geburtshaus liegt ungefähr 1150 Meter über dem Meeresspiegel.
5) Heimgarten, März 1906, S. 461.

ist. Seine Eltern kauften nichts oder fast nichts auswärts[1]). Den Urstoff der Bedürfnisse brachten die Felder hervor und die gemeinsame Arbeit wandelte ihn um. Alle Dinge, die man gebrauchte, hatten außer ihrem eigentümlichen Wert, der nicht bezweifelt wurde, derart noch etwas wie einen individuellen Stempel, so daß das bare Geld bei dieser vielfach noch patriarchalischen Wirtschaft nur eine nebensächliche Rolle spielte. Es gab kaum welches, und man strebte nicht danach. Die Arbeit hatte nur den Zweck, das tägliche Leben zu erhalten[2]).

Die Eindrücke des Knaben in der kalten Jahreszeit waren, wenn auch anderer Art, doch ebenso scharf, wie die im Sommer erhaltenen. Nie hat Rosegger vergessen, wie in längst vergangenen Wintern noch lange vor der Dämmerung das dumpfe, gleichmäßige Pochen der Drescher durch die tiefe Stille der Nacht aus der Scheune zu ihm drang[3]).

Am Abend blieb man länger auf. Alle Hausbewohner saßen um den Tisch und schnitzten Leuchtspäne aus Kienscheitern[4]), die das ganze Jahr über zur Beleuchtung dienten. Unterdessen erzählten die Mutter, die alte Jula und der andre Freund seiner Kindheit, der Knecht Markus, alte Geschichten.

Nach einigen Stunden sah dann Peter mitten in der Nacht nach einer Unruhe im Hause, die er wohl kannte, „einen Lichtschimmer an den Fenstern vorüberflimmern, hörte das Ächzen der Tritte auf dem Schnee". Es waren Vater und Mutter, die zur Adventszeit jeden Morgen zur Rorate in die Pfarrkirche nach St. Kathrein gingen. Diese war näher, als die von

---

[1]) Neue Waldgeschichten, S. 63.

[2]) Rosegger hat im „Volksleben in Steiermark" (Haus und Heim) eine genaue Schilderung des steirischen Alplerhauses gegeben, wie es zu seiner Kinderzeit eingerichtet war. Dieses Bild entspricht im wesentlichen der inneren und äußeren Anordnung des Waldbauernhofes zur Zeit seiner Wohlhabenheit. Weit genug vom Wohnhaus und von den Scheuern, um vor Feuersbrunst geschützt zu sein, nahe genug, um nicht dem Auge des Herrn zu entgehen, stand ein kleines Gebäude, „Feldkasten" genannt, das die Schätze des Hofes barg: Lebensmittel, Kleider, Geräte. Das Familienoberhaupt allein besaß den Schlüssel und ließ selten andere als seine allernächsten Verwandten hinein.

[3]) Waldheimat I, S. 123.

[4]) Man saß auf der Ofenbank. „Warm war es bei diesem Ofen, mochte es schneien oder winden, auf der Ofenbank war's immer gut." (Als ich noch jung war, S. 47.) Eine andere Bank lief in der Stube an der Wand hin (siehe Jakob der Letzte, S. 59).

Krieglach und wurde daher bevorzugt. Dann blieb das Kind allein in der gemeinsamen Stube mit den Geschwistern, die von Jahr zu Jahr dazugekommen waren.

Nach und nach lehrte der Vater Peter, der als ältester Sohn auch der erste Knecht hätte werden sollen, alle kleineren Verrichtungen des Landlebens. Die alte Jula half trotz ihrer Schwäche bei dieser Unterweisung mit. Sie verstand sich besser als irgend jemand auf die Pflege des Viehs, das ihr wunderbar gehorchte. Dem früh beobachtenden Knaben entging das Geheimnis dieses Einflusses nicht. So lernte er doppelt bei ihr. Während sie molk, fütterte und Streu erneuerte, lauschte er den Erzählungen und Liedern, die die unerschöpfliche Erzählerin den Haustieren zum besten gab[1]).

Von dieser Zeit an war Peter dabei und half nach Kräften mit, wenn der Vater mit seinen Knechten schlachtete[2]), oder wenn es galt, die Mühle in Gang zu bringen[3]). Hauptsächlich begleitete er die Männer zum pflügen und ernten. War das Getreide reif, so schnitten es die Leute, der Vater voran, Peterl durfte die Garben zusammentragen und binden. Wenn der Abend kam und war er auf dem Felde weit zurückgeblieben, so begann er unruhig zu werden[4]).

Wenn die Nacht angebrochen war und sie heimkehrten, wurde seine Wißbegierde rege und, statt zu träumen, befragte er seinen Vater über die Ursache der Dinge und über die Erscheinungen, deren Großartigkeit oder Ungewohntheit ihm keine Ruhe ließ. Mit rührendem Zartgefühl gab dieser in seiner ruhigen, gemütlichen Art Auskunft, wobei er jedoch oft bemerkte, daß er es nicht gewiß wisse[5]).

Diese Aufrichtigkeit und Offenherzigkeit waren sicher mit die Ursache, daß Peter seinen Vater so sehr bewunderte. In seinen Augen war der Vater unfehlbar und es gab niemand, den er höher stellte[6]).

Lorenz (1814 geboren) war ein stiller, ernster Mann, der selten aus sich heraustrat, seiner Wärme und Liebe nicht Aus-

---

1) Volksleben in Steiermark, S. 292.
2) Waldheimat I, S. 127.
3) Waldheimat I, S. 174.
4) Waldheimat I, S. 17.
5) Waldheimat I, S. 17—18.
6) Waldheimat I, S. 176.

druck geben konnte[1]). Er sprach wenig und gelegentlich scheinbar wie nebensächlich für sich hin: „Nix nachtragen, von Herzen verzeihen. — Alleweil bei der Wahrheit bleiben, aftn kann dir nix g'schehen. — Nit verzagt sein, 's dauert eh nit lang. — In Kreuz und Leiden sich schön in den Willen Gottes ergeben. — Man soll halt auch mit schlechten Leuten gut sein[2]).“

Körperlich war er wenig kräftig. Stieg Peter mit ihm einen etwas steilen Abhang hinan, so mußte der Vater von Zeit zu Zeit stehen bleiben, um Atem zu schöpfen[3]). Eine langwierige Krankheit hatte ihm die harte Feldarbeit schwer gemacht; aber er bemühte sich, es nicht merken zu lassen, und so schweigsam er sonst war, erwies er seinen Angehörigen, um ihnen jede Sorge zu benehmen, kleine, beinahe mütterliche Aufmerksamkeiten[4]).

Er war völlig ungeschult. Den einzigen Unterricht, sogar in biblischer Geschichte, hatte er von Peter erhalten, sobald dieser lesen konnte. Es war eine rührende Umkehrung der Rollen. Im instinktiven Bedürfnis, seine bescheidenen Kenntnisse zu verbreiten, schilderte das Kind dem Vater die einfachen Bilder des Alten und Neuen Testamentes. Peter drückte sich in der Sprache der Alpler Bauern aus, und der ganz naive Geist seines empfänglichen Zuhörers war ergriffen von den ihm neuen Erzählungen[5]).

Lorenz' Zerstreuung war das Spiel auf einer dreisaitigen Zither, die er selbst verfertigt hatte[6]). Er versuchte, Volkslieder und Jodler darauf zu spielen, Lieder ohne Worte, die der Älpler in Freud' und Leid' anstimmt. Anmaßung und Hochmut lagen Lorenz ferne. Hatte er in wirtschaftlichen Dingen seinen eigenen Kopf, so genügte es oft, ihm religiöse Gründe vorzuhalten, um ihn zu anderer Meinung zu bekehren[7]). Er glaubte leicht und ohne Kritik, was man ihm sagte. Zu Beginn des Winters nahm er arme Wanderer in seine Hütte auf

[1]) Waldheimat I, S. 52.
[2]) Heimgarten, Dezember 1907, S. 218.
[3]) Waldheimat I, S. 80.
[4]) Weitere Züge zu Lorenz' Bild finden sich noch in der Novelle „Der Waldbauer, dieser Dodel“. (Geschichten und Gestalten aus den Alpen, S. 18, Reclam.)
[5]) Waldheimat I, S. 19.
[6]) Neue Waldgeschichten, S. 306.
[7]) Als ich jung noch war, S. 34. Heidepeters Gabriel, S. 15.

und seine Gaben an Ärmere überschritten das Maß dessen, was ihm seine Verhältnisse eigentlich erlaubten[1]). Das Unglück anderer flößte ihm tätiges Mitleid ein und in seiner Barmherzigkeit milderte oder widerlegte er gerne die ungünstigen Berichte.

Sehr leicht machte er sich Skrupel. Hatte er zufällig aus Unachtsamkeit nicht die Wahrheit gesagt, so ließ es ihm keine Ruhe, bis er es richtiggestellt hatte[2]). Seine edle Seele war gleich bereit, ungerechtfertigtes Vorurteil fallen zu lassen.

Voller Vertrauen gab er sich der Lehre von der Geduld und Entsagung hin, die die katholische Kirche den Enterbten als Bedingung für die ewige Seligkeit hinstellt. Er glaubte buchstäblich daran, daß beim himmlischen Vater die Letzten die Ersten sein werden. Darum waren ihm kein Opfer, keine Demütigung zu groß[3]). Desgleichen war ihm alles, was er von der Kanzel hörte, ein Evangelium. Sein Glaube war nicht äußerlich; er war der Kern seines sittlichen Lebens. Treuherzig bildete er sich zuweilen ein, mit Christus, der Mutter Gottes oder den Heiligen zu reden[4]).

Materiell war er bescheiden und unselbständig. War sein Gewissen beunruhigt, so bewies er eine beinahe argwöhnische Empfindlichkeit.

Das Gebet schützte ihn in ernsten Fällen vor Verzweiflung und ersparte ihm sogar Tränen. Eine Zeit kam, wo es ihm die unentbehrliche Stütze, den Rhythmus seiner täglichen Beschäftigung bildete. Ging er im Morgengrauen mit Peter aufs Feld, beteten sie unterwegs; bei der Arbeit betete er auch oft den Rosenkranz[5]).

Zu diesem schweigsamen Temperament des Vaters bildeten die Heiterkeit, das Erzählertalent, die märchenhafte Einbildungskraft, der oft kaustische Mutterwitz Maria Roßeggers einen scharfen Gegensatz. Besonders so lange ihre Gesundheit noch nicht geschwächt war, also in der ersten Jugendzeit ihres Ältesten.

„Meine resolute, praktisch und leidenschaftlich veranlagte

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 52. Waldheimat I, S. 142.
[2]) Waldheimat I, S. 165.
[3]) Mein Weltleben, S. 3.
[4]) Ebenda, S. 5.
[5]) Waldheimat I, S. 309. Mein Weltleben, S. 2.

Mutter," schrieb einmal Rosegger[1]). Sie war geistesgegenwärtig, bewahrte in jedem Unglück ihre Kaltblütigkeit und Tapferkeit: eine tätige Frau, traf sie immer das Rechte[2]). Während der zweijährigen Krankheit des Vaters hielt sie mit großer Seelenstärke in verzweifelten Lagen allem Unglück stand[3]). Immer handelte sie mit einem, in dem so weltentlegenen Nest Alpel umso selteneren Takt. Hatte man sie durch eine Gefälligkeit verpflichtet, so wußte sie ihrer Dankbarkeit mit unendlichem Zartgefühl Ausdruck zu geben[4]).

Ihre Sprache war lebhaft und gescheit, treffend und scharf in ihrer bildhaften Volkstümlichkeit[5]). War sie mehr zum Ernst aufgelegt, so wußte sie ihre Grundsätze in eine gewisse Form zu kleiden[6]). Für langes Beten war sie nicht eingenommen und tadelte den Vater oft wegen gewisser übermäßiger Kasteiungen.

Den wahrhaft Bedürftigen versagte sie nie ein Stück Brot und ihre Gabe begleitete sie stets mit tröstenden Worten; war aber in ihrer Mildtätigkeit vorsichtiger als Lorenz[7]).

Für ihre Angehörigen strömte sie von Liebe über. In jener Christnacht, in der Peter allein von St. Kathrein zurückkehrte und beinahe im Schnee umgekommen wäre, waren alle ausgezogen, ihn zu suchen. Die Angst war groß, bis die alte Mooswaberl das Kind zurückgebracht hatte. Einer nach dem andern kehrte unverrichteter Dinge heim, die Mutter aber hatte sich am weitesten gewagt und kam als letzte zurück[8]).

Ihre Tränen waren ansteckend. Wenn die Kinder sie weinen sahen — und das war gar oft — weinten sie alle mit[9]).

In Erziehungsfragen war sie der Meinung, man solle nicht zu „gach" sein. Nur ein einziges Mal ließ sie Peter — wenn wir dem Dichter Glauben schenken — eine Tracht Prügel zuteil werden, wegen einer Lüge; die Strafe wirkte derart, daß

---

1) Heimgarten, Mai 1909, S. 622.
2) Waldheimat II, S. 308.
3) Ebenda, S. 311.
4) Ebenda, S. 318.
5) Ebenda, S. 309.
6) Heimgarten, Dezember 1907, S. 218.
7) Als ich jung noch war, S. 37, 203.
8) Waldheimat I, S. 140.
9) Ebenda II, S. 311.

sie nicht wiederholt zu werden brauchte[1]). Ihre Belohnungen bestanden aus Liedern oder Märchen. Sie verglich das Kinderherz mit einem Stück Wachs; Wachs lasse sich nur um die Finger wickeln, wenn es erwärmt sei[2]).

So wenig Roseggers Eltern gelernt hatten, so schwer es ihnen gefallen wäre, die Grundsätze ihrer Erziehung zu formulieren, so handelten sie doch in dieser heiklen Frage mit großer Sicherheit.

Nach der Meinung der Mutter bot die Liebe allein jene Luft, in der Kinder aufwachsen sollten. Wohlgeartete Kinder würden durch Strenge leicht verdorben, weil sie den in der Jugend stets vorhandenen Widerspruchsgeist bestärke. Liebevolle Behandlung dagegen lege den Widerspruchsgeist beizeiten lahm und unterwerfe die Kinder von vorneherein der Wirkung des guten Beispiels.

Derselbe Widerwille gegen die Strafe erfüllte die Seele des Vaters. Peter mußte schon wirklich „Unbraves" angestellt haben, damit Lorenz seine Strenge walten ließ. Und selbst dann begnügte er sich meistens mit der moralischen Wirkung seines Tadels. Mit schallenden, zornigen Worten hielt er dem Übeltäter seine Fehler vor und deutete die Strafe an, die er verdient hätte[3]).

Wie Rosegger in der „Waldheimat" erzählt, waren ihm diese Zornausbrüche des Vaters lieber, als eine erzwungen kühle Nichtbeachtung. Bis zu dem Alter, wo er seinen Vater durch seine frühentwickelte Intelligenz gewinnen konnte, hatte er das Bedürfnis, dessen Zärtlichkeit durch List zu erschleichen. Im Gegensatz zur allgemeinen Regel wartete nämlich Lorenz Roßegger, daß das Kind ihn sozusagen durch Überrumpelung erobere, ihn seiner Liebe inne werden lasse und sein Vertrauen gewinne.

In allen praktischen Fragen herrschte Eintracht zwischen den Eltern, wie verschieden auch sonst ihr Temperament sein mochte. Die Grundsätze ihrer Lebensführung waren einfach und klar. Die Arbeit wurde durch Gebet verkürzt und erleichtert, durch frommen Willen in Gottesdienst, in einen Lobgesang verwandelt. Dann übte man mehr aus Tugend und

---

[1]) Heimgarten, 1907, S. 218. Waldheimat II, S. 311.
[2]) Waldheimat I, S. 51.
[3]) Waldheimat I, S. 53.

Entsagung, als aus Notwendigkeit und Berechnung, Sparsamkeit und Mäßigkeit und im Verkehr mit den Menschen eine peinliche Wahrhaftigkeit. Diesen Grundsätzen ordnete ihr einfaches, festes Gewissen alles unter und duldete dabei auch nicht den Schein eines Vorbehaltes.

„Die Gesittung," schreibt Rosegger, „wovon man heute in den ‚Kulturstätten' nur noch den Namen kennt, dahinten in den entlegenen Waldbauernhäusern hat sie damals wirklich geherrscht[1])."

Sobald Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit im Spiele waren, ließ ein ernstes Wort der Eltern dem Kinde keinen Zweifel über das, was die Ehre gebot. Daß Peter heimlich einen Zweig mit Kirschen vom Baume des Nachbars gebrochen und die Tat nicht gleich eingestanden hatte, genügte, um die Mutter bitterlich weinen zu machen[2]).

An dem Tag, wo Peterl ohne böse Absicht, zum Scherz, den Schatz des alten Knechtes Toni versteckt hatte, sah er schnell ein, daß es gefährliche Scherze gäbe. Der unschuldige Spaß wurde als Diebstahl ausgelegt, der Diebstahl einem verdächtigen Burschen in die Schuhe geschoben, und nun hielt Furcht das Kind zurück, die Wahrheit zu sagen, es ließ den Unglücklichen beschuldigen. Szene für Szene folgt man in der Erzählung des Dichters der Entwicklung des kleinen Dramas. Hatten Schelmerei und kindliche Furcht den Schaden angerichtet, mit welch unwiderstehlicher Gewalt treibt schließlich die Reue den Schuldigen zum Geständnis und zur Sühne!

In solcher Umgebung prägten sich die strengen und bestimmten Vorschriften der Pflicht unauslöschlich der Kindesseele ein und verhinderten Rückfälle. Die Lehre war deutlich genug, um sogleich verstanden zu werden.

Der Idealismus von Roseggers Eltern, der angeborene Adel, mit dem sie ihren Mangel an Schulweisheit ersetzten, ihre Seelenstärke im Unglück verdienen Beachtung, zumal die eigentümliche Vornehmheit Maria Roßeggers. „Sie hatte in sich eine ganze Welt von Poesie", schrieb der Dichter[3]). Ihre leichte Erregbarkeit, ihre gute Laune, die Lebendigkeit ihres Geistes, die witzige Anmut, mit der sie ihre Tapferkeit ver-

[1]) Sünderglöckel, S. 21.
[2]) Sonntagsruhe, S. 187.
[3]) Waldheimat II, S. 311.

kleidete, die Ahnung vom Mysterium der Kunst, alle diese Gaben bestimmten diese Tochter einer armen Kohlenbrennerin und eines unbekannten Vaters zur richtigen Dichtermutter.

III.

Von Tag zu Tag steigerten sich die strengen Forderungen des Lebens. Als frühreifes und ältestes der Kinder, mußte Peter die zunehmende Verarmung seiner Familie bald schmerzlich fühlen.

Nicht selten trieb ihn der Vater viele Stunden vor Tagesanbruch aus dem Bette, um ihn mitten im Winter drei, vier Stunden weit nach Langenwang oder Birkfeld zu schicken, eine Botschaft auszurichten oder etwas einzukaufen. „Nimm einen leeren Sack, denn du wirst was heimtragen. Nimm einen Stecken, denn es ist viel Schnee, und da, nimm die Laterne, denn der Pfad ist schlecht und die Stege vereist . . . Eine Semmel kannst du unterwegs essen, weil du vor Abend nicht heimkommst.“ Und Peter machte sich auf den Weg. „Noch nicht dreihundert Schritte war ich gegangen,“ erzählt er, „so lag ich im Schnee und die Laterne, hingeschleudert, war ausgelöscht. Ich suchte mich langsam zusammen und dann schaute ich die wunderschöne Nacht an. Anfangs war sie ganz grausam finster, allmählich hub der Schnee an weiß zu werden und die Bäume schwarz und in der Höhe war helles Sternengefunkel. In den Schnee fallen kann man auch ohne Laterne, so stellte ich sie seithin unter einen Strauch und ohne Licht ging's nun besser, als vorhin[1].“

Gute Laune, Lebhaftigkeit, Entschlossenheit, der Mut der Naivität scheinen schon frühzeitig die charakteristischen Züge des Knaben gewesen zu sein. Physischer Schmerz ließ ihn gleichgültig. In dem Maße, als es seine Kräfte erlaubten, wurde er unempfindlich gegen Ermüdung. Er fürchtete weder die Nacht, noch die Einsamkeit.

Man hat den Eindruck, als ob von seiten der Eltern, trotz ihrer großen Fürsorge, nichts versucht worden wäre, um dem Knaben die Härte seines Schicksals in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Sehr früh lernte Peter Elend, Leiden und Tod kennen. Niemand gab sich Mühe, ihr Grauen für

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 72.

ihn abzuschwächen. Er wurde mit den elendesten Tatsachen des Lebens vertraut. Wie es der Zufall fügte, wohnte er dem tragischen oder ergebenen Abschluß eines Menschenlebens bei. Eines Tages wanderten Vater und Sohn durch den Wald auf die Wildwiese und fanden dort die Leiche des Försters, den ein Wildschütze erschossen hatte. Lorenz ließ Peter stundenlang neben dem Erschossenen Wache halten, während er Hilfe holte. „Und jetzt, mein Knabe, tue unserm Mitbruder den Liebesdienst und wache. Die Axt lasse ich dir da, die halt fest. Fuchsen und Raben können leicht kommen . . . bis die Schatten anheben zu wachsen, wird schon wer kommen[1]).“

Als Peter im sechsten Lebensjahre stand, waren Gärungsstoffe ins heimische Dörfchen gekommen. Eine unerwartete Unruhe, ungewöhnliche Aufregung, durch unbekannte Strömungen verbreitet, hatten ihre Wellen bis in dieses Waldviertel geschlagen. Seltsame Gerüchte waren verbreitet worden. Auf dem Kirchenplatz, auf den Türschwellen standen die Männer herum und redeten laut. Es schien, als hätten sie jedes Interesse an Feldarbeit und Vieh verloren. Sie sprachen von Steuern und Robot, von Soldaten und Aufruhr. „Man redete von einem großen, unerhört blutigen Krieg, der da käme, und davon, daß die hohen Herren nun bald auf den Bäumen und Straßenlaternen wachsen würden. Flugschriften aller Art flatterten herum, die Priester eiferten dagegen, bis jeder Schriftkundige sie las . . . Auf einmal war alles Alte, Bestehende verhaßt . . . Nur sehr wenige bewahrten ihre Besonnenheit[2]).“

Kanonendonner wollte man im Laufe des denkwürdigen Jahres 1848 übers Gebirg her weit von Wien gehört haben. Dann trat nach und nach wieder Ruhe ein[3]) und alles wäre

---

[1]) Waldheimat I, S. 83.

[2]) Der Schelm aus den Alpen II, S. 313. Im „Höhenfeuer“, S. 122 ff. hat Rosegger ein Bild des Aufruhrs und der Schändlichkeiten skizziert, die in gewissen Alpengemeinden die Revolution zum Vorwand nahmen.

[3]) Heimgarten, Januar 1908, S. 314. Zehent und Abgaben, Robot und alles, was noch von Leibeigenschaft übriggeblieben, waren von dem im Juli 1848 in Wien versammelten Parlament endgültig abgeschafft. Rosegger meint aber, daß diese Errungenschaften seinen am Althergebrachten hängenden Landsleuten sehr gleichgültig waren. (Am Wanderstabe, S. 388.)

wie zuvor gewesen, ohne den neuen Einwohner, den Alpel inzwischen aufgenommen hatte.

Eines Tages kam er den steilen Hang von St. Kathrein heraufgestiegen. Für die Unterkunft wollte er seine Arme verdingen. Aber man wußte bald, welche fruchtbarere Aufgabe man ihm anzuvertrauen hätte. Es war Michel Patterer, der Schullehrer der Nachbargemeinde Birkfeld.

Die damals in Schulangelegenheiten allmächtigen geistlichen Behörden hatten, während der Revolutionstage, den bescheidenen Lehrer im Verdacht gehalten, den aufrührerischen Ideen geneigt zu sein. Beim Eintreten der Reaktion hatten dieselben es dann für geraten gehalten, sich seiner zu entledigen.

Man muß den gesunden Sinn der Bauern von Alpel bei der Aufnahme Michel Patteres anerkennen. Indem sie einem liberalen Schullehrer in ihrer Mitte Platz machten, der von der damals noch viel mehr als heute mächtigen Kirche in Acht und Bann getan war, bewiesen sie einen instinktiven Unabhängigkeitssinn. Bedenkt man schließlich, daß ohne diesen Entschluß der Bauern von Alpel Rosegger vielleicht nie lesen gelernt hätte, so muß man ihn doppelt hoch schätzen.

Ein Schulhaus konnte man dem Schulmeister nicht bauen. Er mußte also mit seinen Büchern und Schreibheften von einer Familie zur anderen wandern und blieb ihr Gast für die bestimmte Zeit seines Unterrichts.

Während die Knechte und Mägde auf dem Felde waren, setzten sich die Kinder der nächstliegenden Höfe in der Gesindestube um den guten Greis herum, der sie für das Almosen von Kost und Wohnung lesen und rechnen lehrte. War die Woche oder der Monat um, so siedelte sich die Wanderschule anderwärts an.

„Lachen und weinen muß ich," erzählt Rosegger, „so oft ich des guten Michel Patterer gedenke; sein Schicksal ist so seltsam und sein Herz war so tapfer und geduldig! . . . Außer der Schulzeit machte er sich in Alpel dadurch nützlich, daß er, stets im Seidenzylinder und in der ruppigen Lodenjacke, sich an den Arbeiten der Knechte beteiligte. Seine Seele war klar und heiter, und er ergab sich lächelnd in sein Schicksal."

Anfangs blieb die Schule ziemlich lange in einem, dem Kluppeneggerhof benachbarten Hause. Peters Fleiß erfüllte

den alten Mann mit Freude. So oft sich die kleine Zuhörerschar um den massiven Tisch setzte, entzückten Peters Eifer, Wissensdurst und Auffassungsgabe den sanften Lehrer. Als aber eines Tages die „Schule" über eine Stunde weit von Lorenz' Haus entfernt war, hielt Lorenz seinen Peter, der schon lesen und schreiben konnte und zu Hause nötig war, für unterrichtet genug. Zum großen Kummer Patterers kam er nur noch in langen Pausen in die Schule. „Einmal waren es notwendige Arbeiten, die mich hinderten, einmal war es Regen und großes Wasser oder es war der scharfe Winter, oder es war ein langwieriger Husten oder sonst Krankheit an mir oder an anderen, wobei ich entweder im Bett liegen, oder nach dem stundenweit entfernten Langenwang, Krieglach oder Ratten, zum Arzt gehen mußte."

Wäre Peter nicht abgehärtet gewesen, so hätte er es in dieser Schule werden können. Bisweilen geschah es, daß die Kinder im Winter mit buchstäblich steif gefrorenen Füßen in die Schule kamen. Patterer löste einem um den anderen das angefrorene Schuh- und Strumpfwerk von den geschwollenen, gefühllosen Zehen, rieb sie mit Schnee und sagte: „Liebe Kinder, ihr müßt die Schule teurer kaufen, als andre Leut, gebt wohl acht, daß ihr nur auch was lernt[1])."

Jedem andern Unterricht zog Peter die Stunden vor, in denen Patterer das Evangelibuch vornahm.

Noch ehe er lesen konnte, hatte er mit seiner Mutter und seinen Geschwistern eine mit Holzschnitten reich illustrierte Bibel betrachtet[2]). Dieses Buch, schrieb Rosegger später an Friedrich Schlögl, habe ihm den allerersten leichten Anstoß zur Bahn gegeben, die er später betreten sollte; und als es dem Wiener Freunde gelungen war, nach langem Suchen ein neues Exemplar des kostbaren Werkes für ihn aufzutreiben, weinte Rosegger vor Rührung bei der Erinnerung an manche Bemerkung, die seine Angehörigen oder er selbst bei diesem oder jenem der naiven Bilder gemacht hatten.

---

[1]) Heimgarten, März 1885, S. 455 ff.

[2]) Der I. Band der Sammlung: Geistlicher Hausschatz für katholische Christen, nämlich: Historische Volksbilderbibel für katholische Christen des Franziskaners A. A. Waibel (Theophilus Nelk), mit dreihundert Holzschnitten (Grätz 1839). Briefe an Fr. Schlögl vom 27. Sept. und 5. Okt. 1871. Heimgarten, 31. Juli 1903, S. 43.

Als Peter zehn Jahre alt war, verstand er sich, nach dem Urteil der Leute, darauf, das „heilige Evangelium so schön und kräftig vorzutragen, wie der Pfarrer auf dem Predigtstuhl“[1]). Damals stellte ein zufälliges Ereignis die ihm zuerkannten Fähigkeiten in ein besonderes Licht.

Der Geistliche der Pfarrkirche hatte sich, von dem so wenig werktätigen Glauben seiner entfernten Pfarrkinder betroffen, in den Kopf gesetzt, ihnen das Wort Gottes selbst zu bringen, und im Hof eines der Bauernhäuser von Alpel eine Christenlehre gehalten[2]). Durch gelegentliche Fragen hatte er auch bald die tiefe Unwissenheit dieser Hirten und Sennen erkundet, die er nur selten bei seinen Morgen- oder Abendandachten sah.

Ob Peter bei dieser Gelegenheit dem Pfarrer die Antworten gab, die in „Heidepeters Gabriel“ und in einer der Erzählungen von „Als ich jung noch war“ verzeichnet sind; ob der zarte kleine Hirtenbub, schon damals in der Lage war, sagen zu können: „was christ-katholisch glauben heißt, was zur Seligkeit notwendig ist, worin die christliche Gerechtigkeit besteht und (was entschieden beunruhigend war) was der heilige Paulus über die Ehe gesagt hat,“ das darf man füglich bezweifeln und dem Humor des Dichters ein gut Teil scherzender Übertreibung zuschreiben.

Aber schon aus diesem nicht geringen theologischen Turnier, erkennt man eine Spur seiner Frühreife, seiner Schmiegsamkeit, der Anziehung, die religiöse Probleme auf ihn ausübten.

Dieser Tag ist denkwürdig in Roseggers Kindheit. Peter genoß von da ab eine Art von Verehrung. Es wurde klar, daß aus ihm kein Bauer würde. Einige Meilen weit von Alpel unterschied man ihn schon von seinen Altersgenossen[3]). Die älteren Leute wunderten sich scherzhaft, daß der Pfarrer ihn nicht sofort zum Priester geweiht habe, und meinten, daß er es nur darum unterlassen hätte, ihm die höchsten kanonischen Weihen zu erteilen, weil der Bub doch um etliches zu jung dafür wäre[4]). Halb scherz-, halb ernsthaft prophezeite man ihm, daß er Papst werden würde.

---

1) Neue Waldgeschichten, S. 39.

2) Als ich jung noch war, S. 120. Heidepeters Gabriel, S. 75 ff.

3) Man kannte ihn unter dem vertraulichen Namen Almpeterl. Heimgarten, März 1892, S. 460.

4) Als ich jung noch war, S. 120.

Von nun an aber war man im Kluppeneggerhof und in ganz Alpel der Überzeugung, daß Peter Geistlicher werden würde. „Wenn er geistlich wird, soll er einmal eine Messe für mich lesen," sagte eine Verwandte, als sie ihm ein Namenstaggeschenk überreichte[1]).

Mehr als je wurde er nun der Bote des Dorfes, denn seine Beine waren so flink, wie sein Geist lebhaft. An den ihm anvertrauten Aufgaben zeigte es sich, welch guten Ruf er genoß. War die Sache heikel oder besonders dringlich, so zog man ihn jedem anderen Boten vor. Und wenn er unbewußt Dolmetsch der Einfalt seiner Umgebung wurde, wenn er, zum Beispiel, bis nach Bruck wanderte, um Hasenöl zu kaufen, so änderte sein Mißgeschick gar nichts an seiner guten Laune[2]). Von diesen Ausfahrten brachte er immer eine Ausbeute an Wahrnehmungen, Anekdoten und Geschichten mit.

Zur selben Zeit begann Peter, nach Ortssitte, mit seiner Mutter Leichenwachen zu halten. Da blieb er oft lange Nachtstunden neben der Leiche gleichaltriger Kinder sitzen: „für die unsre Liebe Frau ein himmlisches Kleid spinnt." Dann betrachtete er lange die zarten, veränderten Züge, und wenn das Morgenrot durch die schlecht gefügten Bretter der Hütte schien, wanderte er an der Seite seiner Mutter wieder heimwärts[3]).

Als bekannt wurde, daß Peter wie der Pfarrer auf der Kanzel lesen könne, rief man ihn viele Meilen weit in der Runde an das Bett der Kranken und Sterbenden. Ja, nicht selten weckte man das zehn- bis zwölfjährige Büblein mitten in der Nacht auf[4]), damit es, mit dem Erbauungsbuch unter dem Arme, Fremden, so weit vom Kluppeneggerhof sie auch wohnten, den Dienst christlicher Nächstenliebe leiste, zu dem es von Gott berufen schien. Seine Mutter hätte sich sündhaft gefühlt, wenn sie seine Zartheit als Ausrede benützt hätte, ihn daran zu hindern.

Bei solchen Gelegenheiten war seine beste Hilfe die „Lebensbeschreibung Jesu Christi, seiner Mutter Maria und vieler Heiligen Gottes" von Pater Cochem, das zufällig in seine Hände geraten war. Darin wurde gesagt, die Leute wären un-

---

1) Als ich jung noch war, S. 122.
2) Als ich jung noch war, S. 58.
3) Waldheimat I, S. 113.
4) Waldheimat I, S. 70.

säglich schlecht und neun Zehntel der Menschen liefen schnurgerade der Hölle zu. Darf man den Erzählungen in der „Waldheimat" glauben, so hatte der kleine Vorleser den Takt zu ahnen, was die ängstlichen Seelen hören wollten, und während des Lesens das Streben, die schreckliche Lehre abzuschwächen. Er milderte die harten Ausdrücke und brachte die „zischelnden Nattern" im Cochemschen Buche zum schweigen[1]).

IV.

So herb diese Jugend in vieler Hinsicht war, so hatte sie doch auch ihre Zeiten der Erholung und Zerstreuung.

Wenige Monate nach Patterers Ankunft in Alpel hatte Peter eine Ziege zum Geschenk erhalten. Um sie gut bewachen zu können, hatte er sein Lager in der Krippe des zierlichen „Heitzerl" aufgeschlagen. Seine Geschwister pflegten daneben ihre eigenen Schutzbefohlenen. In diesem warmen Schlupfwinkel wurde sich der kleine Hirte seiner angeborenen Erzählergabe bewußt.

Abends, ehe ihnen der Schlummer nur zu schnell die Augen schloß, erzählte er der Plonerl, dem Polderl und dem Jakob[2]) die Märchen und Geschichten, die er selbst einst von der Ahndl und von Jula, von seiner Mutter oder von Markus gehört hatte. Zu ihrem großen Entsetzen erzählte er ihnen von der Habergais, die den Hafer schwarz macht, wenn sie um Mitternacht auf dem Felde schreit und die nichts als die grauen Bärte alter Kohlenbrenner frißt[3]).

Von der Sympathie seiner Zuhörer angeregt und der Aussicht auf Belohnung in Gestalt von Leckereien gelockt, machte sich der kindliche Rhapsode an die anspruchsvolle Aufgabe, einen ganzen Zyklus zu erzählen, jede Nacht eine andere Geschichte.

---

[1]) Waldheimat I, S. 73. Oft las er auch aus der „Heiligenlegende" vor. (Meine Ferien, S. 184.)

[2]) Peter war das älteste der Kinder; dann kamen Jakob, Apollonia (Plonerl), Leopold (Polderl), Gertrud (die Trauderl), Maria und Nikolaus; Leopold und Gertrud starben als kleine Kinder.

[3]) Waldheimat I, S. 108. Die Habergais ist eine Ziege mit drei Füßen und zwei großen Flügeln. Sie fliegt in den Lüften und sitzt einem auf der Achsel. (Waldheimat II, S. 232; Volksleben in Steiermark, S. 413.

Hier fällt es schon etwas schwer, der Erzählung des Dichters Glauben zu schenken. Die Fruchtbarkeit seiner Phantasie, die ein ganzes Jahr lang jeden Abend ein neues Märchen vorgetragen haben soll, erscheint doch etwas unwahrscheinlich. Der Wert solcher Geschichten liegt mehr in ihrer poetischen Kraft, als in der Wahrheit der Umstände, die sie verschönert darstellen.

Als Peter sein Versprechen gegeben hatte, befragte er alle Pecher, Kohlenbrenner, Halter und alten Weiblein, im Wald und auf der Heide nach Geschichten und konnte so jeden Abend seiner Verpflichtung nachkommen. Da er lesen konnte, raffte er alle vergilbten Bücher auf, die er nur in Wirtshäusern und Almhütten erwischen konnte, und schöpfte so mit vollen Händen aus den Geschichten von der Pfalzgräfin Genoveva, den vier Haymonskindern, der schönen Melusine, Wendelin von Höllenstein. Nun wurden die Abende zu kurz und er mußte die Geschichten in Fortsetzungen geben. Hatte er zuerst im Alplerdialekt gesprochen, so übte er sich nun im Hochdeutschen, wie er es in den Büchern gefunden hatte. Am letzten Abend waren seine Quellen aber erschöpft und er mußte, um sein Wort einzuhalten — selbst erfinden.

Das Jahr 1854 brachte dem Knaben mehrere bemerkenswerte Ereignisse. Da hörten die Stunden bei Patterer endgültig auf. Der Greis war nun seit sechs Jahren in Alpel ansässig. Rosegger schätzt, daß er während dieser ganzen Zeit höchstens ein Jahr lang den bescheidenen Unterricht genossen hatte. Der Lehrer hatte den Schüler, der ihm so viel Ehre machte, nichts mehr zu lehren, und dieser hätte sich gerne mit ihm in einen Wetteifer eingelassen, wenn er es, ohne unehrerbietig zu sein, hätte tun können.

Kurz darauf wurde Peter nach Birkfeld geführt, wohin aus allen benachbarten Gemeinden die Kinder in kleinen Gruppen gekommen waren, um vom Bischof gefirmt zu werden[1]). Ungefähr zur selben Zeit wallfahrtete er mit seinem Vater nach Mariazell.

Eines Tages eggte Lorenz ein Feld, und sein Ältester hockte auf der Egge, um sie zu beschweren. Die Ochsen wurden scheu und schossen mit der Egge und dem Knaben darauf das steile

[1]) Neue Waldgeschichten, S. 47.

Feld hinab. In seiner Angst rief Lorenz die heilige Jungfrau an und verlobte sich ihr zu einer Wallfahrt nach Mariazell[1]).

Diese Reise dauerte drei Tage; zuerst folgten die Wanderer der Straße, auf der Peter so oft die malerischen Zigeuner aus dem nahen Ungarn sah, die ihm die halb legendenhaften Einfälle der türkischen Horden darstellten. So gelangten sie in Etappen zur Hohen Veitsch[2]). Zum ersten Male erblickten sie hohe Gipfel, rauhe Felsen, ganz andere Landschaften, als die von daheim vertrauten. Mit großer Andacht beteten sie in der mit zahllosen, rührend naiven Opferbildern geschmückten dreitürmigen Kirche[3]).

Nach der Rückkehr verdankte es Peter den dringenden Bitten seiner Mutter, daß Lorenz ihn regelmäßig die Schule von St. Kathrein besuchen ließ. Dort lehrte ein Mann von ebensolcher Seelenreinheit wie Patterer, aber mit mehr Kenntnissen. Er hieß Eustachius Weberhofer. Aber die Lehrzeit des Knaben unter diesem ausgezeichneten, strengen Lehrer war von kurzer Dauer[4]).

Unglücksfälle untergruben von da an den Wohlstand der Familie, schlechte Ernten und Seuchen, Sturm und Hagelwetter, dann Krankheit mit ihren Kosten, und zur Erhöhung der Steuern kam noch die Vergrößerung der Familie, die vom Ertrag der acht mageren Tagewerke, woraus das väterliche Erbe bestand, nicht mehr leben konnte[5]).

Nach wenigen Wochen fleißigen Lernens bei Weberhofer, mußte der älteste Sohn, der so vielerlei und so wichtige Dienste leisten konnte, beim Rest der väterlichen Herde bleiben.

Ob er im Hause half, ob er allein auf der Heide war, oder zu Besorgungen bis ins Mürztal ging, wo längs der neuen Eisenbahn[6]) der Strom der Welt vorüberbrauste: Peter umgab jede seiner Beschäftigungen mit einem poetischen Zauber.

Im Morgengrauen, während die Schafe oder Ziegen, die

---

[1]) Waldheimat I, S. 160.

[2]) Heimgarten, Juni 1889, S. 690.

[3]) Spaziergänge in der Heimat, S. 194.

[4]) Als ich jung noch war, S. 142.

[5]) Neue Waldgeschichten, S. 126.

[6]) Die Eisenbahn von Mürzzuschlag nach Graz, eine der ersten österreichischen Eisenbahnen, wurde am 21. Oktober 1844 dem Verkehr übergeben. (Spazierg. in der Heimat, S. 121.) Im Sommer 1854 fuhr die Lokomotive zum ersten Mal über den Semmering.

er zu hüten hatte, das taufrische Gras gierig abrupften, schläferten die Abenteuer Till Eulenspiegels, das Leben der heiligen Monika oder des guten Kaisers Joseph seine Wachsamkeit ein. Oder er versammelte seine Herde um sich und hielt ihr mit passender Betonung und geeigneten Gebärden die letzte Predigt, die er in der Pfarrkirche gehört und fast wörtlich im Kopf behalten hatte [1]).

Selbst zu Hause war Predigen eines seiner Hauptvergnügen. Er stellte sich auf die Tenne und predigte zum großen Erstaunen des alten Knechtes den Garben [2]) aus seinem alten Buch, oder was am vergangenen Sonntag sein Beichtvater P. Johann Plesch gepredigt hatte [3]). Ein anderes Mal ließ er sich von seinem ausgelassenen Humor hinreißen, die heftige Redeweise seines Vorbildes im Stile Abrahams a Sancta Clara zu karikieren, der ihm später in „Wallensteins Lager" so gefallen sollte.

Eine seiner Hauptsorgen war, zu Büchern zu kommen. Darum machte er sich in Höfen zu schaffen, wo er wußte, daß im Winkel eines alten Schrankes oder auf den Wandstellen neben dem gewöhnlichen „Geistlichen Hausschatz" noch einige wurmstichige Schmöker herumlagen. Sein Ruf als Studierter verschaffte ihm leicht das Recht zur Benützung dieser „Archive" und er schöpfte sie nach Kräften aus. Rittergeschichten, Heiligenlegenden, eine Rätselsammlung, ein Traumbüchel, ein Abriß der Weltgeschichte, ein Vieharzneibuch und ähnliches bildeten den Stock einer solchen „Bibliothek" [4]). So konnte es geschehen, daß der Knabe einen Korb, den er vom Hause mit Waren fortgetragen hatte, mit Büchern voll wieder heimbrachte [5]).

Eine Zeitlang schickte ihn seine Mutter regelmäßig mit Eiern ins Wirtshaus von Krieglach. Für seine Mühe erhielt er jedesmal zwei Kreuzer. Er merkte bald den Vorteil dieser Einnahme, und hütete sich, zu vergeuden, sondern legte sie pünkt-

---

[1]) Mein Weltleben, S. 222.

[2]) Mein Himmelreich, S. 176.

[3]) Mein Himmelreich, S. 169.

[4]) Volksleben in Steiermark, S. 104. Er zitiert u. a.: Rätselbuch mit 500 unterhaltenden Fragen nnd Antworten; Ägyptisches Traumbuch Das lustige Liederbuch usw., und im Heimgarten, Juni 1887, S. 682, ein Volksbuch aus dem Jahre 1637.

[5]) Wildlinge, S. 168.

lich beiseite und freute sich im voraus auf die Genüsse, die sie ihm am St. Thomastage verschaffen würde.

An diesem Tage, „es mochte schneien oder der kalte Schnee vor Frost winseln,“ ging die ganze Familie noch im Finstern, mit einer Pechfackel nach Krieglach zur Rorate und dann zum Markt, wo in Buden solche Herrlichkeiten aufgestapelt waren, wie sie die Kramer-Thresel[1]) von Hof zu Hof trug. Peter aber drängte sich zum Zelte, in dem ein Mann aus Kindberg Bücher feilhielt. Darunter befand sich auch der Volkskalender von Joh. Nep. Vogl[2]), und der Knabe verwendete seinen kleinen Schatz zum Ankauf des neuesten Exemplars[3]). Der bescheidene Band bot ihm Geschichten, Lieder, Weltbeschreibungen und Anekdoten. Viele Wochen lang waren die Wünsche des Hirtenbübleins erfüllt und es mußte sich nicht mehr in solche kostspielige und betrügerische Geschäfte einlassen, wie jenes, als er das ihm vom Firmpaten geschenkte schwarze Lamm gegen das Buch von der Pfalzgräfin Genoveva eintauschte[4]).

Während dessen ließ die zunehmende Not Lorenz wünschen, daß über die Zukunft des Kindes entschieden werde. Man staunte zwar über dessen außerordentliche Fähigkeiten, allein in dieser hartarbeitenden Umgebung wäre ein Bursche, der die Pflugschar kräftig führen konnte, höher geschätzt worden.

Sobald daher Peter sein elftes Jahr vollendet hatte, setzte Maria Roßegger alles ins Werk, um ihrem Sohn das Geistlichwerden zu ermöglichen. Von diesem Wunsche beseelt, holte sie sich Rat bei Priestern und hoffte, einen von ihnen soweit für Peter zu interessieren, daß er ihn für das Seminar in Graz vorbereitete.

So leidend sie damals auch war, ging sie dennoch von Gemeinde zu Gemeinde, verschmerzte die Ablehnungen, bis endlich der Dechant von Birkfeld ihren Bitten nachgab und ihrem Wunsche willfahrte.

---

[1]) Neue Waldgeschichten, S. 17.

[2]) Waldheimat, S. 269 ff.

[3]) Am 21. Dezember 1856 kaufte er ihn zum ersten Male. Joh. Nep. Vogls Volkskalender war der Titel des Werkes. Im Hause des Alplers wurden durch Kreuze und Einzeichnungen die wichtigsten Familienereignisse eingetragen und die aufeinanderfolgenden Jahrgänge bildeten die Familienchronik.

[4]) Neue Waldgeschichten, S. 60.

Er hätte beinahe eine entscheidende Wendung im Leben des Dichters bedeutet, dieser Herbstmorgen, an dem Maria Roßegger ihren Peter zu dem gestrengen Protektor führte, der ihn Latein zu lehren versprach, wenn er dagegen Dienste als Ministrant leistete[1]). Die Mutter schickte ihn vorher ein paar Wochen in die Schule nach Krieglach, die beste des Bezirks, damit er dieser Gunst in allen Punkten würdig werde.

Rosegger hat in der „Waldheimat" ein anziehendes Bild des zwölfjährigen Knaben bei dieser aufregenden Vorstellung gegeben.

Schlotterig, linkisch, nachlässig tat er gewöhnlich seine Feldarbeit. Wenn er aber sein Vieh hütete, beobachtete er mit einer Art von Seligkeit die wechselnden Bilder des Himmels und lebte immer und buchstäblich „in den Wolken"[2]).

An Gestalt war er größer, als die meisten Kinder seines Alters[3]). In allem unterschied er sich von den Burschen seines Standes, und mit der Ungebildeten eigentümlichen Bosheit verfolgte man ihn gerne mit Spott[4]). Das Gefühl, nicht verstanden zu werden, erweckte in ihm keine Lust nach Verkehr, der ihn übrigens nur in seiner Träumerei gestört hätte.

Als Rosegger in einem Briefe an Fr. Schlögl[5]) seine Kindheit „die süße, goldene, die glückliche Zeit" seines Lebens nannte, dachte er besonders an die verwandelte Welt, in der seine lebhafte Phantasie ihn wie in einem Traume festhielt.

Der kleine Hirte, der barfuß[6]) über die felsigen Pfade eilte, der aus dem Holzteller seinen Teil steirischen Sterz aß, hatte die Gabe, seine Umgebung im Geiste mit einem Feenmantel zu bekleiden, die einfachen Gegenstände in seiner Hand in Schätze zu verwandeln[7]).

Sein Mitgefühl war ebenso schnell erregt, wie seine Einbildungskraft. Eine erbauliche Lehre blieb für ihn kein toter Buchstabe; — er hatte das dringendste Bedürfnis, sie in Handlung umzusetzen. Als seine Mutter ihm eines Tages die Ge-

1) Mein Weltleben, S. 220.
2) Waldheimat I, S. 229 ff.
3) Mein Weltleben, S. 275.
4) „Er war ein anderer Leut' wie andere Leut'." Geschichtenbuch des Wanderers I, S. 98.
5) 5. Oktober 1871. Heimgarten, Geburtstagsheft, 31. Juli 1903.
6) Waldheimat I, S. 240.
7) Waldheimat I, S. 109.

schichte vom heiligen Martin erzählt hatte, beeilte er sich, sein neues Röcklein zu zerschneiden, um es einem Bettler zu schenken[1]).

Es ließ ihn nicht gleichgültig, daß eine riesige Tanne mit verwittertem Stamm, deren Gipfel zerschmettert war und an der er oft vorüber mußte, im ganzen Lande die „Türkentanne" hieß. Der Sage nach soll auf ihr der Halbmond geprangt haben und unter ihr viel Christenblut geflossen sein[2]). Solch eine sagenhafte Mitteilung genügte, daß das wesentlichste am ersten Geschichtsunterricht, die lebhafte Vorstellung der Vergangenheit dank der Gegenwart eines lebendigen Zeugen, vor seinen Augen beinahe greifbar wurde.

Er war von unstillbarer Neugierde, besaß eine überscharfe Beachtungsgabe, frühzeitige Reife, war voller Entschiedenheit und Taktgefühl, auf welche sein Vater baute, wenn er ihm Aufträge gab. Schickte ihn doch Lorenz sogar einmal zu einem säumigen Schuldner mit dem Auftrag, so lange dessen Gast zu bleiben, bis er das Geld erhalten hätte[3]).

Weder die Schweigsamkeit des Vaters, noch die Strenge der Sitten ermunterten Peter, seiner Zärtlichkeit, wie er es gerne getan hätte, äußerlich Ausdruck zu geben. Durch seine weiten Streifzüge hatte er sich frühzeitig an eine gewisse Selbständigkeit gewöhnt, eine reiche Erfahrung erworben.

Von seinen Eltern hatte er die Kunst gelernt, geduldig zu leiden, den Schmerz mit fatalistischer Ergebung oder als Fügung Gottes zu betrachten.

In der Religion hatte er von Anfang an keinen anderen Führer, als den Glauben, in dem er die Seinen ihren Trost finden sah. Die Gestalten eines naiven Heidentums mischten sich in seiner gastfreien Phantasie mit den rein katholischen Glaubenslehren. In dieser nahen, uns so ferne scheinenden Vergangenheit war der mythische Geist des mit der Natur in engster Verbindung gebliebenen Volkes noch in Tätigkeit, und in Peter regte er sich dunkel.

---

[1]) Waldheimat I, S. 93.

[2]) Waldheimat I, S. 15. Ilwof, Geschichte der Stadt Graz, S. 125 ff. Die blutigen Einfälle der Türken fanden zwischen 1469 und 1493 statt. Im 16. und 17. Jahrhundert wiederholten sie sich zweimal, 1532 und 1664. Graz selbst wurde von türkischen Horden belagert.

[3]) Waldheimat I, S. 198 ff.

In der Kinderzeit glaubte er selbstverständlich an den Bösen, der in der Christnacht an Kreuzwegen steht, um arme Menschenkinder zu verleiten, und es war ihm ein Trost zu wissen, daß in derselben Nacht die Rehe und anderen Tiere des Waldes die menschliche Sprache redeten und Verirrten den Weg wiesen[1]).

Dagegen wollte er schon früh nicht mehr glauben, daß ein flackerndes Licht das Vorzeichen des Todes wäre. Fehlte einem Aberglauben der Reiz der Poesie, dann leitete verständiger Sinn das Kind zur freien Untersuchung. Bei Mondesfinsternissen bedauerte er die armen Narren, die sich durch Klappern mit Töpfen und Deckeln das Ungetüm zu verjagen mühten, das den Mond vernichtet, den jüngsten Tag einleitet. Mit dem Knechte Markus zweifelte er, ob ein Bittag etwas nütze, wenn der Herrgott nicht will[2]).

In Lorenz' Hause war die Religion mit allen Handlungen des täglichen Lebens verknüpft. Das Abbeten des Rosenkranzes durch die ganze versammelte Familie war wie ein Gottesdienst. Das enge Netz frommer Gebräuche erzwang dieselben Gebärden und Gedanken, aber die Mutter hatte, ohne es zu wollen, seine Maschen zu heben und zu lockern begonnen. Unbewußt übte sie einen befreienden Einfluß aus, denn alles was sie an Übernatürlichem ahnte, das Geheimnis des Jenseits und dergleichen, hatte sie ohne dogmatische Bildung in schöne Märchen aufgelöst.

Der Besuch in der Kirche von Kathrein vollendete diese mütterliche Erziehung und hatte für Peter doppelten Reiz. Von frühester Kindheit an, hatte er den Gottesdienst und seine Pracht geliebt, seine Symbole zu ergründen getrachtet. Der Pomp des Meßopfers entzückte ihn wie ein Schauspiel, die Predigt fesselte seinen lernbegierigen Geist, denn bloß in der Kirche bekam er hochdeutsche Sprache zu hören[3]).

Als der Hirtenbub zum Dechant von Birkfeld gebracht wurde, war das, was man in seiner Umgebung für seinen geistlichen Beruf hielt, keine besondere religiöse Inbrunst, sondern ein heller, flinker, verständiger Geist und eine aus-

---

1) Waldheimat I, S. 136, 138.
2) Waldheimat I, S. 113—118, 212.
3) Am Wanderstabe, S. 389.

gesprochene Vorliebe für Bücher, im Gegensatz zu einer sehr mäßigen Veranlagung für bloß manuelle Tätigkeit. Eigentlich hatte er für das geistliche Leben gar keine Vorliebe. Am Priesterstand schätzte er nur das Vorrecht, zu studieren und zu wissen. Sein Interesse an den äußerlichen Betätigungen des geistlichen Amtes hätte einen scharfsichtigen Beobachter nicht irregeführt; auch zeigte er nicht jenen festen Entschluß, der auf eine ausgesprochene Bestimmung hinweist.

Seine Phantasie war wohl noch etwas kindisch geblieben, dagegen verriet er häufig einen fast beunruhigenden Scharfblick. Schließlich hatte er von seinen Eltern eine Geradheit und Unmittelbarkeit des Gefühls und eine Begeisterungsfähigkeit überkommen, die ihn von jedem Pharisäertum freihielt. Als er einmal im Dezember auf dem Heimweg vom Rattener Jahrmarkt im Schnee eingeschlafen und von dem übelbeleumdeten jüdischen Händler Maischel gerettet worden war, hatte er seine Lehre daraus gezogen[1]).

In Birkfeld konnte es Peter vor Heimweh, dem später von ihm wiederholt geschilderten Leiden, nicht lange aushalten. Auch widerstrebte ihm von Anfang an seine Aufgabe. Er hatte noch keine zwanzig lateinischen Worte buchstabiert und keine drei Messen mitgemacht, als er Rock und Chorhemd niederlegte, überstürzten Abschied von der Pfarre nahm und auf kürzestem Weg ins Vaterhaus nach Alpel zurückkehrte[2]).

Im folgenden Sommer (1855) lebte Peter unter einem vorübergehenden, aber mächtigen Einfluß, und man staunt, daß er ihn nicht wieder zum Birkfelder Dechanten zurückführte. Nach Fischbach, nicht weit von Alpel, war eine Jesuitenmission gekommen. Vom Kluppeneggerhof, wie von den meisten anderen Höfen, war man zu ihren Predigten voll Glut und Leidenschaft herbeigekommen. Peter war bis ins Innerste erschüttert. Ging er abends heim, so wiederholten die Sterne die Predigten von Tod, Gericht, Himmel und Hölle in ihrer stillen, aber gewaltigen Sprache. Monatelang blieb er unter diesem Eindruck. Ein wahrer Zelotismus war in ihm erwacht, der seiner Natur gar nicht entsprach[3]).

---

1) Neue Waldgeschichten, S. 31.
2) Mein Weltleben, S. 220.
3) Höhenfeuer, S. 113—115.

Kurz darauf begleitete er seine Mutter auf einer Wallfahrt nach Maria-Schutz in Niederösterreich[1]). Die Notlage der Familie und der Wunsch, ihren Sohn erleuchtet zu sehen, hatten die fromme Frau hingeführt.

Eine etwas rätselhafte Reise nach Wien fällt in eine nicht viel spätere Zeit[2]). Man hat zwar bestritten, daß sie je stattgefunden hätte[3]), allein die reizende Erzählung in „Waldheimat"[4]) beruht doch wohl auf einer wahren Begebenheit, die Roseggers Phantasie nur ausschmückte.

Seit vielen Monaten lebte Peter in Gedanken fern von Alpel. Aus seinen Büchern wußte er, daß es auf der Welt noch anderes gäbe, als Felder und Herden. Er brannte darauf, solche Menschen zu sehen, wie die, von denen er gelesen hatte. Jenseits der blauen Berge, irgenwo am Horizont mußte die Stadt sein, in der der Kaiser wohnte, inmitten einer vom Dörfchen sehr verschiedenen Welt. Irgend ein zufällig gelesenes Buch fachte sein unbestimmtes Sehnen an. Wochenlang schwärmte er für den edlen Kaiser Josef II. und glaubte wirklich, er säße noch auf dem Throne. Da setzte sich's der leichtfüßige Hirtenknabe in den Kopf, nach Wien zu wandern, um den Kaiser zu sehen.

Die einzige Schwierigkeit, erzählt der Dichter, war die, den Vater für die Reise zu gewinnen, wobei die Mutter, wie gewöhnlich, half. Als Lorenz hörte, daß Peter sich durch den Verkauf eines Lammes die Mittel zu seinem Unternehmen verschafft hatte und daß ihn der Weg nicht weit von Maria-Schutz vorüberführen und er noch einmal die Madonna sehen würde, ließ er die Einwendungen fallen.

Wie ein Handwerksbursche, der vor der Zeit auf die Wanderschaft geht, in der Tasche die „sieben Himmelsriegel, sieben kräftige Gebete, die den, der sie an der Brust trägt, zu Wasser und zu Lande vor allen Gefahren behüten"[5]), so verfolgte Peter den oft betretenen Alpensteig nach Krieglach; Langenwang und Mürzzuschlag beachtete er kaum, da er sie

---

[1]) Heimgarten, Juni 1889 (Meine Reisen in der Jugend, S. 690).
[2]) Ebenda.
[3]) Latzke (Zur Beurteilung Roseggers, S. 58—59) hat eine feine und neue Richtigstellung der Erzählung aus der Waldheimat versucht.
[4]) Waldheimat I, S. 244.
[5]) Waldheimat I, S. 249.

schon von seinen gewohnten Gängen her kannte. Zwar meldete sich das Heimweh manchmal, allein er wanderte trotzdem weiter, sogar die Nacht hindurch, ohne Furcht in der fremden, einsamen Umgebung. Ein Magnet zog ihn fort: im Geiste sah er sich schon von Wien nach Rom pilgern, um dem Heiligen Vater einen Gruß vom Kaiser Josef auszurichten.

In der Kaiserstadt erwartete ihn eine große Enttäuschung. Als er geblendet und betäubt in der Hofburg herumirrte, redete ihn ein Herr an, dem er durch seine Kleidung und seine Verlegenheit aufgefallen war. Als Peter sich ihm anvertraut hatte, führte er ihn in die Kapuzinergruft, dort nahm er ihm still den Hut vom Kopf, legte seine Hand auf den Sarkophag von Erz und sagte ihm, daß Kaiser Josef, den er aus so weiter Ferne besuchen wollte, hier ruhe für die Ewigkeit [1]).

Nach der Heimkehr trat wieder die traurige Wirklichkeit in ihr Recht. Vater Lorenz mußte seine drei ältesten Kinder in Dienst gehen lassen, die drei jüngsten genügten für die verminderte Arbeit im Hofe. Ohne Aussicht, die von der Mutter ersehnte geistliche Laufbahn zu betreten, mußte Peter auch in Dienst gehen. Im Winter von 1855 auf 1856 war er Knecht im Haselrainhof, schlief im Stall bei den zwei Zugochsen Pöll und Foich, die er zu betreuen hatte, und ihre natürliche Wärme mußte ihm den fehlenden Ofen ersetzen. Bald kannte er sie ganz genau. Jeden Abend striegelte er sie blank, morgens legte er ihnen das Joch auf und führte sie aufs Feld. Beim Eintritt des Frühjahrs kehrte er zur Arbeit im väterlichen Hofe wieder zurück.

Um diese Zeit lernte er eines jener Originale kennen, die wir in seinen „Sonderlingen aus dem Volke der Alpen" oder in den „Wildlingen" finden. Es war ein beinahe erblindeter Schneider, dessen Beredsamkeit sich über Fragen des Glaubens

[1]) Ist Peter vor seiner Rückkehr wirklich vor der Staffelei des Malers Alois Schön gesessen, dem er durch sein malerisches Gewand aufgefallen wäre? Das reizende Aquarell zeigt einen Alpler von 12—13 Jahren und ist oft vervielfältigt worden (Heimgarten, Geburtstagsheft, 31. Juli 1903, S. 67; Möbius, S. 18). Ist es wirklich die Ausführung einer Skizze, die der Künstler damals gemacht hätte? Oder wollten Roseggers Bewunderer seine liebenswürdige Erzählung durch ein bekanntes Kunstwerk unterstützen? Wir wollen uns nicht mit der Untersuchung dieser Frage aufhalten. (Waldheimat I, S. 269; Als ich jung noch war, Vorwort zur Ausgabe 1885.)

oder der Sittlichkeit ergoß. Man hielt ihn für „erleuchtet" und kam in seine Hütte, um ihn predigen zu hören. Er wirkte durch packende Vergleiche. Eine Atmosphäre abergläubischer Furcht und unbestimmter Erwartung umgab ihn, und sogar die ihn verspotteten, beugten sich seiner Autorität. Seine Predigten konnten seltsam sein. Für Peter hatten sie den Wert, daß sie ihm zu denken gaben. Waren sie auch ein Sammelsurium schwülstiger Gedanken, so waren es doch immerhin Gedanken. „Die phantastischen Bilder Brotschimmels habe ich seither mehrmals auf alten Gemälden vom guten Höllenbreughel gesehen," erzählt Rosegger[1]).

[1]) Waldheimat I, S. 325.

II. Kapitel.

Jugend und Lehrlingszeit

I.

Unterdessen war der bescheidene Schulmeister, der Peter den Zugang zu den ihm einzig wertvollen Schätzen möglich gemacht hatte, in der Nacht des letzten März 1857 gestorben. Zuletzt hatte er nicht gerade in Verlassenheit und Not, aber doch in einer Art von Vergessenheit gelebt. Das Verständnis für das Heldentum der Entsagung dämmerte Peter angesichts dieses Todes auf. Er ahnte die hohe Würde des Beispiels, das dieser Mann mit seinem reinen Gewissen und seiner milden Geduld gegeben hatte, der sich weder vom Unglück, noch von der Armut beugen ließ[1]).

Nach dem Leichenbegängnisse Patterers erbot sich Peter, den nun auf unbestimmte Zeit ihres Lehrers beraubten Kinder von Alpel das Abc zu lehren[2]). Dieser löbliche Vorsatz gelangte aber nicht zur Ausführung, denn gerade zu dieser Zeit traf die Familie die schmerzlichste Prüfung.

„An jenem sonnenfreudigen Pfingstmontag" (1857) schrieb Rosegger[3]), „war die Mutter neununddreißig Jahre gewesen. Es war lustig. Die Saaten standen grün auf den Feldern und auf der hohen Weide grasten die Herden, die zwar nicht uns gehörten, sondern dem Nachbar, an denen wir uns aber doch freuten, weil sie munter und leibig waren. Die wirtschaftlichen Verhältnisse schienen sich allmählich zu ordnen . . . Wir gingen an diesem Tage zusammen über die Auen . . . da setzte sich die Mutter auf einen Stein und meinte, zu sterben."

---

1) Heimgarten, März 1885: Mein alter Schulmeister.

2) Idyllen aus einer untergehenden Welt, S. 299.

3) Waldheimat II, S. 313. Im Kapitel über Maria Roßegger, das er nachträglich an die Sammlung: „Aus meinem Handwerkerleben" anfügte.

Sie lebte noch 15 Jahre weiter, aber man sah sie seitdem nie mehr heiter, wenn auch immer ruhig und ohne Klagen. Mit stummer Tapferkeit ergab sie sich in den verzweifelten Ernst ihres Zustandes. Als sie sich zu einem „Gesundbeter" führen ließ, gab sie zu erkennen, daß sie es nur ihren Angehörigen zuliebe geschehen ließ, aber weder an die Salben noch an die Sympathiemittel des Charlatans glaube[1]).

In allen Erfahrungen und Prüfungen blieb die Phantasie, die durch Bücherlektüre immer neue Nahrung erhielt, Peters frühzeitig geliebte Zuflucht.

Im Laufe des Jahres 1858 verschaffte ihm ein zufälliger Besuch in Krieglach eine neue Beziehung und den Zutritt zu einer ungeahnten Quelle, als ihm eine weiterblickende, großmütige, alte Frau ihre Bücherschränke öffnete[2]).

Da fand er Gedichte, Jugendschriften, Reisebeschreibungen, Zeitschriften, Kalender. Einer der letzteren enthielt eine Dorfgeschichte von August Silberstein[3]). Ihr frischer, neuer Ton machte Eindruck auf Peter und er beschloß, dieses Muster nachzuahmen[4]).

Aber der Jakobstag (25. Juli), den er seit zwei Jahren mit Ungeduld erwartete, war ihm darum nicht weniger willkommen, weil da Urban Offenluger auf Ferien nach Alpel zurückzukehren pflegte[5]). Auch ein Schüler Michel Patterers, genoß Urban das, was Maria Roßegger für ihren Sohn vergebens anstrebte: durch die Fürsprache eines geistlichen Oheims hatte er Aufnahme ins geistliche Seminar zu Graz gefunden.

Peter wurde aber nicht so sehr von der Person als vom Bücherkoffer seines glücklicheren Mitschülers angezogen. Wäh-

---

[1]) Waldheimat II, S. 317.

[2]) Am Wanderstabe, S. 390.

[3]) Aug. Silberstein, geb. in Ofen 1827, gest. in Wien 1901, schrieb außer lyrischen Gedichten „Dorfschwalben aus Österreich". München 1862—1863.

[4]) Rob. Hamerlings Vorrede zu „Zither und Hackbrett", V. Er nennt als erste Dorfgeschichte Roseggers den „Ziertalerhof". Im Heimgarten, November 1908, S. 132, nennt Rosegger „Ein Baumleben" als seinen ersten druckfähigen Versuch im 23. Lebensjahre, wo er Handelsschüler in Graz war, und den sein Freund Wagner im „Gmundener Wochenblatt" unterbrachte.

[5]) Waldheimat I, S. 64. Mein Weltleben, S. 275.

rend der freigelassene Student auf Kirschbäume kletterte oder Forellen fing, las der freiwillige Schüler, im Grase liegend, seine zerlesenen Lehrbücher und Lessing und Schiller. Rosegger meint, die Bücher seien in den Ferialtagen mehr strapaziert worden, als während des Schuljahres. Zwischen einem Abriß der Geschichte und einem Leitfaden der Geologie hatte Urban manchmal ein in Graz verbotenes Buch eingeschmuggelt, das er zu Hause ungestört lesen wollte. Peter las auch diese verbotene Ware, und wir müssen dem neugierigen Ungehorsam Urban Offenlugers dankbar sein, denn er ermöglichte dem vierzehnjährigen Rosegger in seinem Walde die edlen Reden Nathans des Weisen[1]) zu lesen.

Dieser Verkehr fiel mit einer Zeit religiöser Inbrunst zusammen und bestärkte Peter in der Neigung, den gleichen Weg, wie der Besitzer solcher Herrlichkeiten zu wandeln. Es schien, als wenn seine wachsende Reife den heißen Wunsch der Mutter unterstützen wollte, die sich neuerdings bei Priestern für ihn bemühte.

Damit hing die erste Reise Roseggers nach Graz zusammen. Am 28. Oktober 1858 nahm ein Krieglacher Bürger, der in Geschäften nach Graz reiste, den Waldbauernbuben mit, um ihn dem Bischof Ottokar Maria Grafen Attems vorzustellen[2]). Zufällig war der Bischof nicht in der Stadt. Ein Kaplan vereitelte durch einen abschlagenden, wenig psychologischen Bescheid Peters Hoffnung, Aufnahme im Seminar zu finden. Noch am selben Abend machte man sich auf den Heimweg, und die neue Enttäuschung legte sich schwer zu den übrigen Lasten des notleidenden Kluppeneggerhofes.

Im folgenden Winter (1859) begleitete Peter Holzkohlenfuhren von Alpel bis ins Mürztal zum Eisenhammer, beim Schlosse Feistritz, mitten Weges zwischen Krieglach und Langenwang[3]).

Im Frühjahre desselben Jahres traten Ereignisse ein, die den Gesichtskreis des Jünglings erweitern sollten.

Am 11. Mai 1859 starb der „unvergeßliche“ Erzherzog

[1]) Mein Weltleben, S. 277.

[2]) Mein Weltleben, S. 18.

[3]) Er ahnte damals nicht, daß er 20 Jahre später (Mai 1879) als schon berühmter Dichter aus demselben Schlosse seine zweite Frau holen würde. Hoch vom Dachstein, S. 131.

Johann[1]), der Wohltäter der Steiermark, der Erneuerer der Grazer Universität. Während sein prunkvolles Leichenbegängnis am Grazer Schloßberg vorüberzog, lauschte Peter den Erinnerungen, die sich die Alten im Gebirge zu seinem Lobe erzählten. — Im folgenden Monat hallten auch in den Bergen die Kanonen von Magenta und Solferino wider (4. und 24. Juni). In seinem kindlichen Idealismus wunderte er sich darüber, daß nicht der Papst zwischen den beiden christlichen Kriegführern vermittle. Nach dem Waffenstillstand von Villafranca, 11. Juli, feierte er die Wohltaten der Einigkeit in einem noch recht jugendlichen Gedichte[2]).

Nach Schluß des Krieges erfuhr Lorenz nur zu bald die innige Beziehung zwischen Steuerbogen und Waffenglück. Zum Überfluß sollte er am Vorabend der Ernte wieder einmal und in brutaler Weise (am 13. August) sein widriges Schicksal kennen lernen. „In jenem Jahre stand in Krieglach-Alpel das Getreide üppig und stolz und wir (der Vater und Peter) gingen mit frisch gedängelten, blinkenden Sicheln fröhlich aufs Feld zur Ernte. Mein Vater stellte sich an den Rand des hohen, in schweren Ähren hängenden Kornes, sagte mit seiner leisen Stimme vor sich hin: ‚In Gottes Namen!‘ und schnitt die erste Garbe. Die Antwort auf sein ‚In Gottes Namen‘ war ein leises Rollen vom westlichen Himmel her, wo bleifarbiges, weißbefranztes Gewölk aufstieg. — Eine halbe Stunde später war die Ernte desselben Jahres gründlich vollzogen. Die Sträucher der Raine waren kahl, die Wildkirschbäume und Eschen standen wie Besen da, die Bäume des Waldes waren zerfetzt und an den Stämmen hingen die Rindenfetzen nieder[3])“ . . .

Der Herbst brachte Vergeltung. Peter befreundete sich in Krieglach mit einem jungen Mädchen, dessen Einfluß auf ihn gleich sehr groß war. Wie die alte Aja war Julie von Wampl blind. Sie vereinigte angeborene Vornehmheit des Geistes mit Schärfe des Urteils und gleichmäßiger Heiterkeit des Gemüts. In der reinen Geistigkeit dieses Verkehrs sollte unser Dichter von nun an in guten und bösen Tagen sicheren Rat und Trost finden.

---

[1]) Erzherzog Johann, ein Sohn Leopolds II., lebte von 1792—1859. Siehe Ilwof, Zur Charakteristik Erzherzog Johanns (1898).

[2]) Heimgarten, März 1892, S. 461.

[3]) Heimgärtners Tagebuch, S. 216.

Das letzte Unglück hatte die Not der Familie auf die Spitze getrieben, es fehlte unter ihrem Dache am nötigsten. Wollte die Mutter nach St. Kathrein oder Krieglach in die Kirche gehen, so mußte sie sich von einer Nachbarin anständige Kleidung ausleihen[1]). Zur Not und der Unmöglichkeit ihr zu steuern, gesellte sich noch demütigender Spott[2]), besonders Lorenz wurde verhöhnt und mißhandelt. Diese grausame, ungerechte Behandlung eines ihm teuern Wesens erfüllte Peter mit tiefem Mitgefühl.

Ein Umstand trug dazu bei, ihm diese traurigen Verhältnisse doppelt merkwürdig zu machen. Die Ähren, die das Unwetter vom 31. August geknickt, waren jenen Furchen entsprossen, die er selbst gezogen hatte[3]). Mit noch ungeübter Hand hatte er im vergangenen Frühjahr die Pflugschar zum ersten Mal geführt und so den Beweis seiner Mannbarkeit nicht schlecht erbracht. Der Vater hatte in die „zähe, gelbrote" Erde von Alpel[4]) hinter ihm einherschreitend das Korn gestreut. Aber diese verhältnismäßige Reife hatte Peters körperliche Schwäche und seine Gleichgültigkeit gegen die Feldarbeit nur kurze Zeit verdeckt. Als nun die Wetterkatastrophe sie unnütz machte, erinnerte sich die Mutter in ihrem festen Glauben an eine außergewöhnliche Bestimmung ihres Sohnes, und ohne Rücksicht auf ihre geschwächten Kräfte, wurde von einem Pfarrhof zum anderen gegangen, um wieder ausweichende Antworten oder deutliche Ablehnung zu erfahren[5]).

Als sie diesmal von Birkfeld heimkam, war Peters Urteil unwiderruflich gesprochen. Von den zwei Berufen, die damals Bauernsöhnen ohne Lust oder ohne Kraft zur Feldarbeit offenstanden, der des Geistlichen und der des Schneiders, war der erstere unerreichbar. Der Dechant hatte gemeint, der geistliche Stand erfordere viel Ausdauer. „Wenn der Bub sonst keine Anzeichen für den Priester hat, als daß er schwach ist, soll er was anderes werden." Bei der Erinnerung an diese Ablehnung, gegen die es keine Berufung gab, kann Rosegger

---

1) Waldheimat II, S. 312.
2) Sonnenschein, S. 146 ff.
3) Schelm aus den Alpen I, S. 221. Vgl. Waldheimat I, S. 324 ff.
4) Volksleben in Steiermark, S. 314.
5) Waldheimat II, S. 4. Am Wanderstabe, S. 391.

nicht umhin, sich über die ungastliche Rauheit der Vertreter der Kirche zu wundern. Er erklärt dies durch ihre außerordentliche Gleichgültigkeit und ihren Mangel an psychologischem Scharfblick. Er gibt zu, daß er beim Eintritt ins Seminar eher weltlichen Gründen gefolgt wäre. Er zweifelt nicht daran, daß „ein wahrhaftig Pfäfflein" in ihm steckte, welches ja in seinen ersten poetischen Erzeugnissen genügende Spuren hinterlassen hat, und welches erst viel später unter seinen weltlichen Studien umgebracht worden ist[1]).

Der herbe Rat des Dechanten war zu autoritativ und die Mutter zu vernünftig, um nicht einzusehen, daß ihr heißester Wunsch unerfüllbar war. Nun entschloß sie sich bei Ignatz Orthofer, dem Schneidermeister von Kathrein, ihre Zuflucht zu suchen.

Als ihm Maria ihre Bitte vortrug, geriet Meister Natz zunächst in mächtigen Zorn: „Jeder Mist will heutzutag Schneider sein," rief er und begann mit Eifer und Schärfe auseinanderzusetzen, wieviel körperliche Kraft, Verstand und Takt für einen guten Schneider nötig wären. Trotz seiner heftigen Barschheit war aber diese ehrliche Vorrede keine Ablehnung, denn Ignatz gestattete, daß Peter sich anschauen lasse.

Rosegger schildert ihn als „ein kleines, feines Männchen, in schwarzem Anzug und sehr weißer Wäsche, mit glattrasiertem Gesicht und einer Glatze[2])." Wenn er keine Arbeit hatte, lebte er in einer einsamen Hütte am Rande des Waldes allein. Für gewöhnlich wanderte er in die Bauernhöfe, dort war er der gemietete Gast des Hausherrn und wohnte so viele Tage oder Wochen unter dessen Dach als nötig war, alle alten Kleider auszubessern und die neuen Kleider der ganzen Familie fertigzumachen[3]). Wenn er fortging, waren die Männer mit den landesüblichen grauen, grün ausgeschlagenen Lodenjoppen ausgestattet und auch die Nähte ihrer Lederhosen

---

[1]) Waldheimat II, S. 4. Am Wanderstabe, S. 391.

[2]) Waldheimat II, S. 5—6. Rosegger hat dem Meister Natz nach seinem Tode einen Artikel gewidmet: Mein alter Lehrmeister (Heimgarten, Juni 1902, S. 674—682). Auch erscheint er in dem gemütvollen Abschnitt: „Noch eins vom alten Meister", in den Neuen Waldgeschichten, S. 114—124.

[3]) Diese Art Miete hieß „die Ster".

waren geflickt. Auch die bunten Sonntagsjoppen und die weiten Barchentröcke der Weiber waren in reputierlichem Zustand.

Als sich nun Peter am 5. Juli 1860 [1]) zitternd dem Meister vorstellte, arbeitete dieser gerade beim Altenhofer in der Stube. Sofort wurde die traditionelle Prüfung vorgenommen, wonach der Natz mit etwas ironischer Nachsicht den Sohn der Maria Roßegger als Lehrling aufnahm [2]).

So begann mit dieser unzeremoniösen Feier und dem patriarchalischen Humor der Abschnitt von vier Jahren, die der Dichter seine „Hochschule“ [3]) nannte, weil er in dieser Zeit die bäuerlichen Sitten studieren konnte, die seine Dichtergabe später befruchten sollten. Bis dahin hatten seine Kenntnisse keinen großen Umfang, denn er kannte nichts anderes, als sein Vaterhaus. Von nun an eröffnete sich ihm die Bauernwelt, wie ein Schauspiel von unerschöpflichem Interesse [4]).

Rosegger hat berechnet, daß er vom Sommer 1860 bis Weihnachten 1864 in siebenundsechzig verschiedenen Häusern, teils allein, meistens aber, und besonders im ersten Jahr, mit Meister Natz zusammengearbeitet hat. Das Feld ihrer Tätigkeit war der Bezirk um St. Kathrein herum, das sogenannte Jackelland und obere Mürztal [5]). Gingen sie von einem Haus ins andere, so trug Peter die Werkzeugtasche umgehängt, das schwere Bügeleisen in der linken, die Elle als Stab in der rechten Hand [6]). Hatte im Winter der Schnee die Häuser begraben, so begleitete der stärkste Knecht die beiden Schneider und bahnte ihnen mit der Brust, wie ein Schneepflug, eine Gasse [7]).

Vierzehn bis sechzehn Stunden lang legte der Lehrbub die Nadel nur aus der Hand, um die neugenähten Nähte zu bügeln [8]). In der ärgsten Zeit begann das Tagewerk schon um fünf Uhr früh. Von einer Mahlzeit zur andern saß man über die Arbeit gebeugt [9]). Die einzige Ruhepause war in der Dämmerung, eine halbe Stunde „Lichtfeier“. Dann eilte der Junge

[1]) Waldheimat II, S. 67.
[2]) Waldheimat II, S. 11 ff.
[3]) Am Wanderstabe, S. 392.
[4]) Waldheimat I, S. 4.
[5]) Waldheimat I, S. 5.
[6]) Waldheimat II, S. 148.
[7]) Waldheimat II, S. 85.
[8]) Sonnenschein, S. 165.
[9]) Als ich jung noch war, S. 164.

aus der Hütte oder der großen Stube, wo er sich geplagt hatte, seine Jugend hatte ein lebhaftes Bedürfnis nach Bewegung. Er lief auf den Weg hinaus, über die Felder hin und wieder zurück, den Berg hinan und wieder herab[1]). Drängte die Arbeit, so arbeiteten Natz und sein Lehrbub oft bis tief in die Nacht hinein und schliefen dann auf dem Stroh, das ihnen die Bäuerin auf dem Fußboden der Stube, nahe an ihrem Arbeitstisch ausgebreitet hatte[2]). War die Arbeit in einem Hause fertig, so brachte die Bäuerin die heiße Milchsuppe mit der überzuckerten Semmelstraube, und der Lehrbub mußte noch einen großen Laib Brot für den Meister mitschleppen[3]). Die Mitte des Winters und die Hundstage waren verhältnismäßig ruhig. Die Bauern hüteten sich, die Schneider zu bestellen, so lange die Tage so kurz waren, und forderte die Ernte alle Hände, war man vom Sonnenaufgang bis in die sinkende Nacht auf dem Felde, so mußte der Schneider wohl oder übel feiern[4]).

Diese unfreiwillige Muße war dem Meister Natz nicht willkommen, um so mehr aber dem Peter. Sie gestattete ihm, sich fessellos geistigen Genüssen hinzugeben, die das schale Leben des Alltags verschönten.

Gewöhnlich gehörte er sich selbst nur von der Dämmerung am Samstag abend bis Montag früh an, wo er Nadel und Fingerhut wieder ergriff. Sobald der pünktliche Orthofer die Maßfäden von seinem Nacken zupfte und das Nadelkissen zu rupfen begann und Peter damit anzeigte, daß eine Woche zu Ende war, trieb diesen das Heimweh, so weit er auch war, in den Kluppeneggerhof zu seinen Heften und Büchern[5]).

Dann trug die Zerstreutheit, die ihm der Meister so sehr verübelte, ihre Früchte[6]). Peter saß oft halbe Nächte auf[7]),

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 235.
[2]) Waldheimat II, S. 280.
[3]) Waldheimat II, S. 70.
[4]) Waldheimat II, S. 111.
[5]) Waldheimat II, S. 70. Mein Weltleben, S. 221.
[6]) Waldheimat II, S. 276.
[7]) Hamerling, Einleitung zu „Zither und Hackbrett“. Er erhielt jetzt von allen Seiten Bücher. Nach einer Schätzung (im Heimgarten, April 1892, S. 542) soll er von 1858—1861 ungefähr 360 Bücher jedes Formats gelesen haben. Über seine Augenkrankheit siehe Grazer Tagespost vom 13. Dezember 1864, den Artikel von Svoboda.

so daß er sich eine Augenentzündung zuzog, an der er lange zu leiden hatte. Besonders aber gab er sich der Leidenschaft des eigenen Dichtens hin. Meistens genügte ein nachsichtiges Wort der Mutter, um der Opposition des Vaters gegen diese ihm zu kostspielig dünkenden Sitzungen zu besiegen [1]). Manchmal verschaffte ein kleines Trinkgeld oder ein sonstiger persönlicher Verdienst Peter die Beleuchtung und befreite ihn von allen Skrupeln. Als er einmal mit Natz für Weberhofer, den Schullehrer von Kathrein, arbeitete, schenkte ihm dieser zehn Kreuzer. „Ich bekam für mein gutes Geld sechs Nachtstunden in Gestalt zweier Unschlittkerzen," erzählt Rosegger [2]).

Mit erstaunlicher Fruchtbarkeit entwarf er in der Stille der Nacht Märchen und Dorfgeschichten, deren Plan er sich auf der letzten Ster während der Arbeit ausgedacht hatte. Beim übelriechenden Talglicht oder beim Kienspan schrieb er mit der Kielfeder [3]) eine Blattseite nach der andern voll, illustrierte sie auch „ganz besonders glänzend" mit eigener Hand [4]).

Von 1860 an hatten seine Schreibereien schon einen Zusammenhang; er hoffte mit hartnäckigem ahnungsvollem Vertrauen, daß er durch welch immer gearteten Glücksfall der engen Heimat entkommen werde, in die er nicht mehr hineinpaßte [5]).

In vergilbten Papierbündeln bewahrte er sorgsam die formlosen, schon zu Patterers Lebzeiten gemachten Versuche auf. Nun übte er sich mit auffallender Entschiedenheit durch das Abfassen von periodischen Zeitschriften im Beruf des Schriftstellers. Seine Frühreife verriet nicht so sehr den auf die Eingebung des innern Gottes lauschenden Dichter, als den Schriftsteller, der ein Publikum um sich versammeln und auf die Gemüter wirken will.

Auch im Reimen übte sich Peter. Nach einer Mitteilung des Heimgartens [6]) stammen Peters erste Verse aus dem

---

[1]) Waldheimat II.
[2]) Als ich jung noch war, S. 144.
[3]) Mein Weltleben, S. 401.
[4]) Waldheimat II, S. 275.
[5]) Waldheimat I, S. 5. Als ich jung noch war, S. 180.
[6]) Heimgarten, Geburtstagsheft, 31. Juli 1903, S. 56: Das erste Gedicht.

Jahre 1854. In den folgenden Jahren mußte der Knecht Markus wiederholt gegen die Nachlässigkeit in der Arbeit einschreiten, die sich der kleine Hirte zuschulden kommen ließ. Wie oft hat er ihn bei den Ohren angefaßt, um ihn „vom Schreibtisch zum Dreschflegel zu geleiten[1]."

Der Volkskalender erschien ihm als der wünschenswerteste Ort zur Veröffentlichung seiner Dichtungen.

In der „Waldheimat"[2]) wird erzählt, wie an einem Dezembermorgen des Jahres 1857[3]) durch seine eigene Ungeschicklichkeit die Quelle der Einnahme plötzlich versiegte, durch die er sich jährlich den in Österreich so verbreiteten Voglschen Kalender gekauft hatte. Nun war Peter überzeugt, daß er selbst ein solches Buch schreiben müßte, das ihm der Zustand seiner Sparkasse zu kaufen nicht gestattete.

Unser Dichter dürfte hier die Daten, die ihm sein sonst so gutes Gedächtnis in Erinnerung brachte, wohl ein wenig zugunsten poetischer Wirkung verschoben haben. Sicher ist aber, daß Rosegger fünf Jahre lang — von seinem Eintritt in die Lehre bis 1866 — einen handschriftlichen Volkskalender[4]) verfaßte, der nach seiner Meinung dem gewählten Vorbilde gleichkam. Gedichte, lehrreiche oder humoristische Anekdoten, Reisebeschreibungen von Gegenden, die der junge Anfänger nie gesehen hatte, Dorfgeschichten nach Silberstein oder sogar Vogl selbst, bildeten den Inhalt des Heftes, das Peter gegen eine Gebühr von zwei Kreuzern lesen ließ[5]).

Gewöhnlich hinterlegte er es beim alten Haselgraber, dem Kaufmann und Gemeindevorstand von St. Kathrein, bei dem sich die Jugend nach der Messe an Sonn- und Feiertagen zu treffen pflegte.

---

[1]) Mein Weltleben, S. 233.

[2]) Waldheimat II, S. 274.

[3]) Ein Datum ist nicht angeführt. Der Text ließe vermuten, daß es sich um eines der Jünglingsjahre Roseggers handelt, und zwar wahrscheinlich um das Jahr 1857. Der erste handschriftliche „Volkskalender" von P. K. Rosegger ist jedoch vier Jahre jünger.

[4]) Diese Bände gehören zu der Sammlung von 24 Oktavbänden und Quartheften, die Rosegger als Manuskript aufgehoben hat und die seine literarischen Versuche enthalten. Sie tragen den Titel: P. K. Roseggers Volkskalender. Mit vielen Illustrationen (1861, 1862, 1863, 1864, 1865, 1866).

[5]) Waldheimat II, S. 275.

Meister Natzens Lehrjunge, zwischen Mittag und Vesper der willige Schüler des guten Weberhofer, verkehrte auch bei Haselgraber mit den Lesern seiner Possen, Räubergeschichten und Narrenpredigten [1]).

Einmal verfaßte er mehrere Wochen- oder Monatsschriften, die mehr oder minder seinen beiden Hauptanlagen entsprachen: seinem Bedürfnis zu erbauen und auch eine gesunde stärkende Heiterkeit zu erzeugen.

Seine erhöhte literarische Tätigkeit fiel mit dem neuen Leben zusammen, das seine Wißbegier bereicherte und seine Erfahrung reifen half. Schon forschte er nach Seelenvorgängen und begann über menschliche Schicksale selbständig nachzudenken. Da war er nicht weit davon, durch die Feder jener Gewissensrat zu sein, der er geworden wäre, wenn ihn die Kirche in ihren Dienst genommen hätte. So maßte er sich das Vorrecht freier Rede an. Er war schnell begeistert und konnte feurig zustimmen, machte aber auch keinen Hehl aus seinem Abscheu vor gewissen Verkehrtheiten und Gebräuchen [2]).

So freisinnig er war, so war er doch nicht ohne Vorurteile, und zwar ganz persönlichen, denn er ließ sich weniger von seiner Umgebung, als von seinen Büchern beeinflussen, denen er eine besondere Autorität einräumte. So hatten ihm zu der Zeit die alten, leidenschaftlich gern gelesenen Rittergeschichten Ansichten echt mittelalterlicher Art beigebracht [3]).

Er liebte den Streit, weil er ihm geistigen Reiz bot. Unter den wenigen Gegnern, mit denen er sich gerne maß, war ein Kohlenbrenner aus dem Fischbacher Wald, ein Phantast in Religionsfragen, wie solche die Bergeinsamkeit in gläubig gebliebenen Gegenden besonders häufig schafft. Die Ansichten dieses Mannes waren fast ketzerisch und er stand auch im Geruche der Zauberei. Im Verkehr mit ihm, den in seiner Unwissenheit die „gefährlichen geistigen Versuchungen" lockten, ließ sich Peter von dessen naiver Zweifelsucht anstecken, die oft nichts ist als eine jugendliche Form der Toleranz. Es wurde ihm klar, „daß jedes Ding, mit dem gleichen Rechte oder

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 154. Vgl. Am Wanderstabe, S. 392; Geschichtenbuch des Wanderers I, S. 97.

[2]) Als ich jung noch war, S. 158.

[3]) Mein Weltleben, S. 434.

wenigstens Schein des Rechtes von den verschiedensten Seiten aufgefaßt, verteidigt und verworfen werden könne[1])."

Er war kühn und gab nicht nach. Seine intellektuelle Ehrlichkeit lenkte ihn zum Realismus. Naiv behandelte er alle Probleme. Seine sittliche Gesundheit gestattete ihm, das Häßliche, von dem auch das Bauernleben nicht frei ist, ohne persönliche Gefahr zu beobachten und zu beschreiben. Im übrigen konstatierte er es ohne Enttäuschung, so sehr war er von optimistischem Vertrauen erfüllt. Es war ihm ein literarischer Stoff, Nahrung für seinen kampfeslustigen Eifer[2]). Er war noch nicht in dem Alter, wo die Trauer über die Allgegenwart des Bösen der Gewißheit über seine Ewigkeit folgt. Dazu war er immer so guter Laune, daß sie ihm weder Spott noch Mißerfolg trüben konnte[3]).

Nach und nach gab er es auf, nur Heiligengeschichten zu schreiben, wozu er durch den beinahe ausschließlich religiösen Charakter seiner ersten Lektüre gekommen war.

Unter seinen ältesten Schriften befindet sich eine „Lebensbeschreibung des heiligen Joachim"[4]), deren Begebenheiten er alle selbst erfunden hatte.

Zu gleicher Zeit (1857) schrieb er ein Werk, worin das Weltliche triumphierte. Es hieß: „Freue dich des Lebens." In dieser feuilletonistischen Form, die Rosegger noch so oft gebrauchen sollte, und der er den Schein verdankte, als unterhielte er mit dem idealen Kreis seiner Leser einen freundschaftlich-vertraulichen Verkehr, ließ er seinem Jugendübermut, seiner lustigen Fabelei und seiner schüchternen Liebessehnsucht freien Lauf[5]).

Ein Kalender voll von naiv asketischen Ratschlägen bildete darauf drei Jahre lang eine Art von Erwiderung und Antithese zu diesem Plaidoyer zugunsten irdischer Freuden. Der „Kalender für Zeit und Ewigkeit" (Volksjahrbuch zur erbaulichen Unterhaltung) mit vielen Illustrationen[6]) verriet un-

---

1) Mein Weltleben, S. 435.
2) Als ich jung noch war, S. 159.
3) Ebenda.
4) Als ich jung noch war, S. 153.
5) Waldheimat II, S. 276. Als ich jung noch war, S. 153, und Heimgarten, März 1892, S. 457.
6) 1860, 1861, 1862.

zweifelhaft den Einfluß von Pater Cochems erschrecklichem „Leben Jesu Christi", das Peter in seiner Kindheit bei den Leichenwachen vorzulesen pflegte. Davon bot er eine abgeschwächte Paraphrase mit den Einfällen einer befreienden Phantasie durchsetzt, mit rührenden Ermahnungen gegen die verderblichen Freuden der Welt und verführerisch schönen Schilderungen der himmlischen Genüsse. Die Höllenstrafen wurden darin so packend beschrieben, daß über die frömmste Seele das heilsamste Grauen kommen mußte[1]). Natürlich mußte ein so frommer Eifer und ein auf rednerische Improvisationen gerichtetes Talent auch zur Abfassung eigentlicher Homilien gelangen.

Wie erinnerlich, fand er schon als Knabe große Freude daran, gehörte Predigten nachzuahmen. Einmal im Besitz der Mittel, die flüchtigen Einfälle seiner Einbildungskraft festzuhalten, schrieb Peter eine homiletische Sammlung: „Der Weg in die Ewigkeit[2])."

Man muß die mannigfaltigen Fähigkeiten bewundern, die der auf so ungewöhnlichen Wegen gebildete Geist an den Tag legte. Es war, als hätte ihn sein natürliches Genie, aus Furcht unbemerkt zu bleiben, von allen Seiten gedrängt, sich in den verschiedensten Formen zu äußern. Die Erzählung und religiöse Ermahnung erschöpften noch lange nicht seine Ausdrucksmittel. Im Jahr vor seinem Eintritt in die Lehre, versuchte sich der junge Schriftsteller auch noch in der Posse oder dialogisierten Dorfgeschichte und gefiel damit sehr dem bei Haselgraber versammelten Publikum[3]).

Im folgenden Jahr (1860) versuchte er sich mit einer Wochenschrift „Die Welt," die er zwei Jahre später unter dem Titel „Sonntagsblatt" fortsetzte[4]).

Von da an und so lange er unter Meister Natzens Fuchtel stand, redigierte Peter zu gleicher Zeit den „Volkskalender"

---

1) Als ich jung noch war, S. 153.

2) Waldheimat II, S. 276.

3) Ein Band Dramen im Manuskript vom Jahre 1859 enthält: Der Schuster als Gespenst; Der Sohn des Geisterkönigs; Viktor und Fridolin oder Sieg und Heil vom Erlöser; Ein Jedes zwei Herzen; Karl von Hirschgau oder der betrogene Bräutigam; Der Raubschütz. (Siehe Heimgarten, März 1892, S. 458.)

4) 1862—1864.

und die „Fröhliche Stunde“ [1]). Im Jahre 1864, am 16. Mai, gab er überdies, unter dem Namen P. K. Rosegger [2]), den er seit dem 1. November 1862 angenommen hatte, eine Sammlung heraus: „Meine Gedanken“ [3]). Auf jeder Seite beweist er den doppelten Wunsch, sowohl zu rühren als auch zu unterhalten. Um den Heften mehr Anziehungskraft zu geben, fügte er zu den Versen und zur Prosa noch reichlich Illustrationen hinzu, die er selbst verfertigte.

Als seine angeborenen Gaben nach dem ihnen gemäßen Ausdruck suchten, schwankte Rosegger, wie er einmal gesteht, lange zwischen der sprachlichen und der bildnerischen Form. In seiner Kindheit pflegte er die ihm aus den Erzählungen der Mutter und der Kinderfrau bekannten Gestalten gern plastisch zu bilden [4]). Später begann er zu zeichnen und Heiligenbildchen zu malen, die mancher Empfänger in sein Gebetbuch legte und sogar in Mariazell weihen ließ [5]).

Als sein poetisches Schaffen aus einer reicheren Erfahrung schöpfen konnte, verflocht er Illustrationen [6]) in seinen Text als dessen Kommentar. Dieses Zusammenarbeiten von Wort und Bild dauerte ziemlich lange. Aber die Tatsache allein, daß das Bild solche Teilung duldete, ließ den Augenblick voraussehen, wo es der Übermacht des Wortes weichen würde.

II.

Indessen hörte Peter nicht auf, an den Vergnügungen der jungen Burschen in seinen Bergen teilzunehmen. Der kostbare Sonntagabend war zwar frei von Geschäftspflichten,

---

[1]) Zeitschrift für Belehrung und Unterhaltung, dem lieben Landvolk gewidmet (sic) von P. K. Rosegger; dieses Bilderbuch erscheint (in Heften) alle Vollmondnächte (1861—1865).

[2]) Mein Weltleben, S. 159, d. h. Petri Kettenfeier Rosegger. Der Dichter war am 31. Juli geboren. Um sich von den zahlreichen Peter Roßegger in und um Alpel zu unterscheiden, nahm er den Namen vom Heiligen des 1. August, Petri Kettenfeier an und warf ein s aus seinem Familiennamen.

[3]) Illustrierte Volksschrift zur Erinnerung für Geist und Gemüt, Heiterkeit und Frohsinn (1864). Heimgarten, April 1892, S. 542.

[4]) Waldheimat I, S. 60.

[5]) Waldheimat I, S. 65.

[6]) Einige hundert Zeichnungen, bunt und schwarz, befinden sich in den Manuskripten, die Rosegger aufbewahrt hat.

stand aber nicht in jeder Jahreszeit zur freien Verfügung des Dichters. Sein Vorrecht hörte auf, sobald der sommerliche Sternenhimmel seine Lockungen fühlbar machte.

Wenn im Kluppeneggerhof alles schlief, entschlüpfte Peter nicht selten durchs Dachfenster dem väterlichen Hause, traf am bestimmten Ort seine Altersgenossen und zog mit ihnen fröhlich umher. Mondenlicht überschwemmte die Wiesen, der Duft des Heus berauschte die jungen Leute, vom hellen Himmel hoben sich die phantastischen Formen der Bäume ab, durch die Stille brachte ihnen der leise Wind, der über die bewaldeten Berge strich, Bruchstücke von Liedern, die andere Stimmen sangen, oder Jodler, von denen die Alpentäler widerhallen, in denen die Leidenschaft sich steigert und überquillt[1]). Oder sie kletterten mit Fackeln durch den Lärchenwald von Fischbach über den steilen Abhang zu den Almen empor. Kamen sie in die Nähe der Hütten, so meldeten sie sich durch Jodeln an, und die Sennerinnen kamen ihnen entgegen[2]). Oft auch ging jeder allein „fensterln“ bei einem geliebten Mädchen.

Halb übermütig, halb schwärmerisch fand Peter mit seiner Begier nach Erlebnissen Freude an solchem Zeitvertreib. Von allem, was ihn beschäftigte und was ihm auffiel, war er das geistige Interesse herauszuschälen geneigt. Von Natur war er eher gesellig als beschaulich. Sein inneres Leben nahm ihn nur dann ganz in Anspruch, wenn er dichtete. Überdies hatte er die Gabe, sich konzentrieren zu können, ohne es zu sehr merken zu lassen. Daher kam es, daß er sich nun viel lieber unter die Leute mischte als in seiner Knabenzeit und so lange er seinen wahren Beruf noch nicht erkannt hatte.

In der Dämmerstunde, wo er täglich eine kurze Freiheit genoß, scherzte er gern mit dem Hausgesinde auf dem Anger, in der Scheune, half ihnen, lernte dabei Sitten und Charaktere, lernte Lieder und Geschichten kennen[3]). Er war leicht verliebt, aber sein Feuer war größtenteils literarisch, verpuffte in geschriebenen, gereimten oder assonierenden Liebeserklärungen, die er ohne weiteres lesen ließ[4]). Für seine Person war er in

[1]) Als ich jung noch war, S. 224.
[2]) Das Gasseln.
[3]) Waldheimat II, S. 41.
[4]) Waldheimat II, S. 27 und 200.

solchen Angelegenheiten sehr schüchtern und ließ sich bald abschrecken[1]). Sein Idealismus und der eingeborne Adel seines Zeitvertreibs behüteten ihn vor den oft gefährlichen Einflüssen der bäuerlichen Umgebung.

Bei der Arbeit konnte er den Bauer, bei dem er gerade nähte, durch seine wunderlichen Einfälle verblüffen. Die Geduld des Meisters Natz aber stellte er oft durch heillose Irrtümer auf die Probe. Die Muster nämlich, die der Schneider aus alten Wiener oder Grazer Zeitungen kunstvoll ausgeschnitten hatte, interessierten Peter nur wegen des Textes, den sie enthielten[2]). So fleißig und gewissenhaft er auch sonst war, so fehlte es ihm in diesem Punkt offenbar so sehr an Eifer, daß sich der Meister darüber nicht beruhigen konnte; dachte er an den Schaden, der daraus entstehen würde, so nadelte er vor Ärger so scharf, daß der Faden pfiff[3]).

Peter blieb nicht immer der einzige Lehrjunge seines barschen Meisters. Kam der Herbst und ließ sich die Jahreszeit strenge an, so pflegte auf der Schwelle der Bauernstube, wo die Schneider saßen, irgend ein Handwerksbursche zu erscheinen und um Arbeit zu bitten. Bewährte sich der Fremde bei der Arbeit und waren seine Papiere in Ordnung, so daß Natz seinetwegen nicht unruhig zu sein brauchte[4]), standen Festlichkeiten oder reiche Hochzeiten in Aussicht, wobei sich eine Hilfe auszahlte, so nahm er ihn gleich auf. Wurden aber im Frühjahr die Wege wieder gangbar, war der Heilige, dem man die größere Bestellung verdankte, genügend gefeiert, so machte der Stromer von seinem Rechte wieder Gebrauch und verschwand.

Mehrere solcher abenteuerlicher Kameraden, die der Zufall brachte und wieder entführte, sind Rosegger im Gedächtnis geblieben.

Der lange Christian war sehr mitteilsam, hatte so viele Länder gesehen und wußte so viel von der Revolution, von Kossuth, von allem zu erzählen, wo er dabei und wo er nicht dabei gewesen war. „Warum soll ich's denn nicht sagen, es ist ja so alles nicht wahr[5])!“ So gewissenlos prahlerisch er sonst

---

1) Schelm aus den Alpen I, S. 223.
2) Waldheimat II, S. 62.
3) Waldheimat II, S. 66.
4) Waldheimat II, S. 45.
5) Waldheimat II, S. 31.

war, so verstieg er sich manchmal zu Geständnissen von Schelmenstücken, die vielleicht nur zu sehr der Wahrheit entsprochen haben dürften.

Ein andermal erschien Toni, der Philosoph, nach ihm Hacherl, der Spiritist[1]), dann der Mährer, der durchaus heiraten wollte. Von allen diesen fröhlichen oder seltsamen Gesellen der treueste und zuverlässigste war aber der Schweizer Hans Attinger.

Woher sie auch gekommen und wie beschaffen ihre Vergangenheit gewesen sein mochte, so übten diese Stromer eine gewisse Versuchung aus. Der Lehrling staunte sie an und freute sich an ihrer bloßen Anwesenheit. Die merkwürdigen Erfahrungen, von denen sie berichteten, bereicherten seine eigenen Wahrnehmungen; ihre Unbeständigkeit selbst bezeugte die Anziehungskraft der Fremde, durch die sie gekommen waren und in die zurückzukehren sie sich nicht enthalten konnten. Bei der Wendung, die Peters Schicksal dann nahm, ist man versucht anzunehmen, daß die Anregung dazu, ohne daß er selbst es gewußt hätte, von diesen undisziplinierten, aber oft sehr beredten Landstreichern gekommen war.

Andere, noch mehr zufällige Berührungen mit Handwerkern anderer Gewerbe, unterbrachen in anderer Weise die Eintönigkeit des Alltags und boten Peters Beobachtungsgeist ebenso reiche Nahrung.

Im Frühjahr und im Herbst, während der wenigen der Arbeit günstigen Wochen folgten die verschiedenen Handwerker einander in kurzen Zwischenräumen auf der Ster. Hatten Natz und sein Lehrling ihre Ankunft nur ein wenig verschoben, so entstand mitunter die komischeste Verwirrung. Entweder der Weber oder der Schuster hatte schon vom Hofe Besitz ergriffen, oder sie erschienen gleich nach den Schneidern. Der Erstgekommene setzte seine Ehre darein, nicht um Haaresbreite zu weichen. „Unter allerlei Gefädel und Geschleier hatte sich der Weber eingesponnen. Ohne ein Wort zu sagen, hielt er mit seinem Geknarre nicht inne, und man sah's ihm wohl an, daß er nicht gewillt war, seine Herrschaft in der Stube aufzugeben. Er war ein Saurer. Bei einem Handwerk, wo sich alleweil etwas knüpft, spannt, verwirrt und zerreißt, kann kein

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 180.

Menschenblut süß bleiben. Der Schuster dagegen war heftig, schneidig und geschwätzig. Er warf sein Werkzeug auf den Boden und blieb auch da[1])."

Unter solch kritischen Umständen blieb dem weisen, friedfertigen und ergebenen Natz nichts anderes übrig, als sich in das Schicksal zu fügen und ein paar Tage lang mit wenig angenehmen Nachbarn zu hausen. Durch seine Liebenswürdigkeit und gleichmäßige Laune gelang es ihm im Verein mit dem jungen Schuster, alle Schwierigkeiten zu umgehen. Mit würdiger Zurückhaltung schickte er sich an, auf dem großen Tisch nach allen Regeln der Kunst seinen Barchent oder Loden zuzuschneiden.

Selbst ohne solche Verwicklungen, in denen sich die Unverträglichkeit der durch die Verschiedenheit ihres Berufes verschieden gearteten Temperamente zeigte, konnte Peter in den einzelnen Familien anziehende Sittenstudien, aufregende und fruchtbare Wahrnehmungen machen. Das Leben weihte in so manches Geheimnis ein, lüftete manchen Schleier; da er die menschlichen Leiden und ihre Ursachen in ihrer nackten Wirklichkeit kennen lernte, zog er daraus manche Lehre.

Auch die sogenannten verwünschten Häuser lernte er so kennen[2]). Er lernte die Gastfreundschaft und Resignation jener Armen kennen, die unter der Last ungerechter Mißachtung schwer litten, unter der Hartherzigkeit, der Unwissenheit und Furcht. Angeblich Besessene entpuppten sich vor seinem hellsichtigen Mitgefühl als ihre armen Opfer, und er konnte sich überzeugen, daß die „Ziegenfüße", wenn man nur genauer zusah, bloß kranke Menschenfüße waren[3]).

III.

Die drei Lehrjahre, zu denen sich Peter bei Natz verpflichtet hatte, gingen am 5. Juli 1863 zu Ende und er wurde ohne weitere Förmlichkeit freigesprochen. Die Handels- und Gewerbefreiheit war am 20. Dezember 1859[4]) in Österreich verkündet worden und hatte die starren alten Gebräuche abgeschafft. Es gab keine Prüfung mehr vor der Innung, keine

[1]) Waldheimat II, S. 99.
[2]) Waldheimat II, S. 145.
[3]) Waldheimat II, S. 260.
[4]) Ebenda, S. 87.

Aufnahme in den Gesellenverband. „Heut' ist Meister, der die Steuer zahlt, hat er was gelernt oder nicht," pflegte der mürrische und enttäuschte Ignatz Orthofer zu sagen[1]). Als Anhänger der alten Zeit prophezeite er gerne, daß diese Neuerung die methodische Einführung des Handwerkers in die Praxis verhindern und zu den schlimmsten Verdrießlichkeiten führen werde. Er fühlte sich durch die Bestimmung verletzt, daß der freigesprochene Lehrling jeden Augenblick den Meister verlassen könne, wenn er nur drei Wochen vorher gekündigt habe.

So änderte sich nun auch Peters Stellung zu Natz[2]). Die Freiheit war nach seinem Wunsch; es fiel ihm nicht ein, sie einzuschränken, da er sich die Möglichkeit wahren wollte, dem Ruf des Schicksals, das er in sich fühlte, früher oder später zu folgen[3]).

Übrigens war seine Lehrzeit zu Ende, er verstand das Fadenmachen, das Nähen mit Vorderstichen, Hinterstichen, Überwindlingstichen, das Steppen, das Säumen, das Heften, das Passepoilieren, das Locheinfassen, das Knopfeinhängen, das Lodenaufkrauen. Mit Fäden, in die er Knöpfe schlang, konnte er genau Maß nehmen, nur das Zuschneiden blieb das Vorrecht des Meisters[4]).

Die ersten Wochen nach seiner Beförderung zur neuen Würde brachten allerlei Aufregung. Der Geselle mußte (im Februar 1864) zur Stellung nach Bruck[5]). Da er kein Mädel hatte, das ihm der Sitte gemäß den Hut mit einem Rosmarinstrauß geschmückt hätte, so steckte ihm Maria Roßegger heimlich einen zu, um ihm den Spott der Kameraden zu ersparen. Infolge seiner sichtbaren Schwäche entging er dem Kasernenleben, dessen Eintönigkeit und grober Ton ihm un-

---

1) Waldheimat, S. 88. In der Tat hatte die neue Freiheit plötzlich die Zahl der Handwerker bedeutend vermehrt und die Konkurrenz sehr verschärft.

2) Er bekam 90 Kreuzer (1,80 Kronen) die Woche, mit der Aussicht, bald einen Gulden zu erhalten. Waldheimat II, S. 88.

3) Als ich jung noch war, S. 180.

4) Waldheimat II, S. 61; 149; 42. Man kann sich durch reizende Erzählungen Roseggers im Heimgarten (März 1909, Tagebuch, S. 466) davon überzeugen, daß er noch in seinen alten Tagen ganz gute Kenntnisse aus seiner Handwerkerzeit hatte und noch lange, so oft es ihn freute, geschickt die Nadel führte.

5) Waldheimat II, S. 192. Heimgärtners Tagebuch, S. 247.

erträglich gewesen wären. Hätte man ihn der Atmosphäre aufgeklärten Wohlwollens, in der er reif und sicher werden sollte, entzogen, so hätte sein Talent im Laufe eines langen Dienstes Schiffbruch gelitten.

Durch diese zwiefache Befreiung, vom Militärdienst wie vom Lehrlingtum, empfand Peter ein solches Wohlgefühl und solch eine Sicherheit, daß er sich zu einem Schritt entschloß, der seinem Schicksal eine ungeahnte Wendung gab. Damit folgte er einer Bezauberung, welche die Tageszeitungen, deren Bruchstücke er las, je nachdem die Schere Natzens durch ihre Spalten gewandelt war, seit langem auf ihn ausgeübt hatten.

An den langen Nachmittagen, wenn Peter allein mit dem Meister in der großen Stube eines Hofes arbeitete und die Sonne helle Flecken auf dem Tisch und den aufgebreiteten Mustern tanzen ließ, unterhielten ihn die zerschnittenen Zeitungen mit verfänglichen Neuigkeiten. Waren die Muster wieder zusammengelegt, so erzählte Ignatz Orthofer gerne von den alten Zeiten, wo er selbst noch Lehrling war[1]). Die Gegenwart und die Vergangenheit, jene mit ihren Forderungen, diese mit ihren Überlieferungen sprachen abwechselnd zu Roseggers immer suchendem Geist.

Wie schon erzählt, befaßte sich Rosegger mit der Abfassung von Volkskalendern, Zeitschriften in Manuskript, für die Mitglieder des Haselgraberischen Kreises; früher oder später mußte er nun den Wunsch hegen, seine Schriften durch den Druck weiterverbreiten zu können.

Zumeist wurden Grazer Zeitungen durch die Kolporteure in Alpel verbreitet. Um zwischen der „Grazer Tagespost“ und der „Grazer Zeitung“ die richtige Wahl zu treffen, fehlte es Peter an den einfachsten Informationen. Als er Ende Februar 1864 an „Herrn Martini, Redakteur der Tagespost“[2]), eine schüchterne, aber doch dringende Bitte richtete und die beliebtesten seiner Verse beilegte, vertraute er seinem Glücksstern.

Dieser leitete ihn gut. Die Adresse war zwar unrichtig, Martini leitete die „Grazer Zeitung“ und hätte die Zusendung

---

[1]) Waldheimat II, S. 63.

[2]) Auf diese Einzelheit wurde der Verfasser durch Rosegger selbst in einem Brief (vom 7. März 1909) aufmerksam gemacht.

vielleicht nicht beachtet. Der Brief wurde aber dem Redakteur der „Tagespost", Dr. Adalbert Svoboda, übergeben, der seit zwei Jahren dieses Blatt leitete[1]). Seine Antwort vom 22. März wurde dem Gesellen am Ende einer Ster übergeben.

Mit bewundernswertem Scharfblick erkannte er unter allen Mängeln der Form die Verheißungen eines ursprünglichen Talentes, durch das Gestrüpp mangelhafter Rechtschreibung die große geistige Begabung. Seine Güte, sein Wunsch, zu ermutigen und zu verbinden, waren ebenso groß, wie sein literarischer Takt und er forderte den Schreiber auf, durch die nächste Post ihm alle seine Schriften zu schicken.

Zum Glück hatte Peter, der von der Aufforderung ganz betäubt war, einen braven, kräftig gebauten Firmpaten. Diesem gab er seine Schriften, der gute Mann ging eines Holzhandels wegen in die Stadt und mußte das gut fünfzehn Pfund schwere Paket zu Fuß sechzehn Stunden weit schleppen, bevor er es in der Redaktion der „Tagespost" abliefern konnte[2]). Dem Dichter schien es damals, „als wäre seine Seele davongetragen worden"[3]). Sie war geteilt zwischen dem Aufschwung einer großen Hoffnung und der Schwermut der Trennung.

In den folgenden Monaten dauerte diese innere Zerrissenheit fort, und um sich wenigstens scheinbar davor zu flüchten, benützte Peter die arbeitsfreien Sommerwochen, um allein und zu Fuß[4]) das Hochgebirge, besonders die Hochschwabgegend zu durchstreifen. Er war ein unermüdlicher Bergsteiger geworden, kein Pfad war ihm zu steil, wenn er zu den duftenden Almen führte, wo er sorglos genießen konnte. Erfaßte ihn plötzlich Heimweh, dann kehrte er schnell zurück[5]).

Sehr oft begab er sich auch, wie es seit zwei Jahren seine Gewohnheit geworden war, ins Dörfchen Puch, neun Wegstunden von Alpel, am Fuße des Kulm im Feistritztal. Dort besuchte er Weberhofer, den alten Lehrer von Kathrein, und

---

[1]) Geboren in Prag 1828, wurde Professor am Gymnasium in Marburg in Steiermark. Als er die „Tagespost" übernahm (1862), bestand sie erst seit sechs Jahren (Heimgarten, Februar 1906, S. 381).

[2]) Waldheimat II, S. 277.

[3]) Ebenda, S. 278.

[4]) Ebenda, S. 211. Am Nordrande Steiermarks. Der Hochschwab ist 2278 m hoch.

[5]) Ebenda, S. 252.

die Schuld, in der er sich bei ihm fühlte, zahlte er in der Form bei ihm ab, daß er ihn auf dem Wege von Haus zu Haus begleitete, wo der Greis das Korn und die Früchte einsammelte, die ihm die Bauern als freiwilligen Zehent zu seinem Lebensunterhalt spendeten[1]).

War Peter zwischen zwei Ausflügen wieder in Alpel und begleitete er Natz zu einer der wenigen Arbeiten in dieser Jahreszeit, so mußte man ihn nicht lange bitten, etwas von seinen Dichtungen zum besten zu geben. Im Mürztal wurden Kunstgenüsse höher als im Jackelland geschätzt und die Jugend freute sich dort an seinen Schwänken und Liebesliedern. Die oft „hübsch geschmalzene"[2]) Note in seinen Schriften gefiel ihnen zu gut. Im Steinbauerhof bei Mürzzuschlag, am waldigen Abhang des Gamssteins hatte man besondern Sinn für die Früchte solchen Humors[3]).

An einem Sommerabend des Jahres 1864, als Meister Ignatz eben Feierabend machte, kam ein Bote mit der Meldung, Peter möge sofort nach Schloß Oberkindberg[4]) kommen.

Der damals in ganz Steiermark beliebte Liederkomponist Jakob Eduard Schmölzer[5]) lebte seit 1863 als Verwalter im Schlosse Oberkindberg, wo er mit Leidenschaft steirische Lieder sammelte und steirisches Wesen pflegte. Als Komponist war er bestrebt, mit den Quellen des Volkstums in Verbindung zu bleiben. Unter Hirten, Holzhackern und Gamsjägern lebend, schrieb er sozusagen nach ihrem Diktat. Seine selbstgestellte Aufgabe war, Melodie und Text der Lieder so festzuhalten, wie sie in seiner Jugend mündlich von einem Geschlecht zum andern überliefert wurden, denn durch die Verbreitung neuer und das Aufgeben alter Sitten und Gebräuche drohten sie, verloren zu gehen. Er beeilte sich, die alten

---

[1]) Heimgarten, Juni 1889, S. 691.

[2]) Waldheimat II, S. 176.

[3]) Dort spielt die Geschichte, in der Rosegger so lustig von seinem „ersten Honorar" erzählt. Waldheimat II, S. 176—183.

[4]) Im Mürztal, zwischen Krieglach und Kapfenberg. „Gute Kameraden", S. 204—211. Heimgarten, März 1886, S. 458.

[5]) Geboren in Graz im Jahre 1812. Mit diesem Besuch begann der Verkehr Roseggers mit dem Komponisten, der bis zu dessen Tod am 9. Januar 1889 anhielt. Rosegger hat Schmölzer in den „Guten Kameraden" (S. 204—211) ein Kapitel gewidmet: „Ein treuer Sohn der Heimat".

Reime und altmodischen Weisen aufzuzeichnen, in denen die naive Anmut oder die ausdrucksvolle Kraft der Ahnen lebte. Seine Sammlungen hatten großen Erfolg und es freute ihn, daß das Volk durch seine Bemühungen wieder zu seinem eigenen Gute kam.

Schmölzer hörte Peters Talent rühmen und wünschte, ihn kennen zu lernen. Ohne Umschweife verlangte er von Peter, er solle ihm alle „Bauerng'sangeln, Schelmenstückeln und Vierzeiligen" vorsingen. Während Rosegger ihm vortrug was ihm einfiel, schrieb Schmölzer Worte und Melodien auf. Als der Schneidergesell sich verabschiedete, trug ihm Schmölzer auf, wiederzukommen, wenn er „einen Buckelkorb voll frischer Liedeln" [1]) beisammen hätte.

So mehrten sich unversehens die Vorzeichen einer nahen Änderung in Peters Leben. Die langsame Arbeit, die ihn von seiner Umgebung schied, war innerlich schon vollendet. Die tatsächliche Loslösung hing nur noch von einem Zufalle ab.

Vom 1. September an lebte Peter in dieser Erwartung. Auf eine Einladung von Svoboda hatte er sich nach Graz begeben, wo ihn der Redakteur mit herzlicher Aufmerksamkeit und väterlich aneifernden Ratschlägen überschüttete [2]). Die anmutige Stadt am Fuße des Schloßbergs an beiden Ufern der Mur gelegen, gewann ihn leicht. Der reifende Jüngling ging den Spuren des Hirtenbuben nach, der dem Bischof vorgestellt werden wollte, auch als Lehrling hatte er auf einer langen Fußwanderung zwei oder drei Jahre früher Graz besucht.

Der Herbst verging und erst die letzten Dezembertage lösten plötzlich die Spannung. In der Weihnachtswoche hatten Natz und Peter in der ärmsten Hütte von St. Kathrein [3]) gearbeitet. Als Peter in den Kluppeneggerhof zurückkam, wo die Mutter gerade Vorbereitungen zum Heiligenabend traf, teilte sie ihm mit, daß in Krieglach auf der Post allerhand Briefe und Bücher für ihn lägen, und „in der Zeitung" solle er auch stehen.

Mitten in der Nacht machte er sich auf den Weg, rannte die lange Strecke nach Krieglach und stieß auf die festverschlossenen

---

[1]) Gute Kameraden, S. 210.
[2]) Heimgarten, April 1892, S. 547.
[3]) Waldheimat II, S. 281.

Eisenläden der Post, hinter denen das rätselhafte Schicksal seine Überraschung für ihn verborgen hielt.

Der mitternächtige Gottesdienst, dem er beiwohnte, stillte kaum seine Ungeduld. Schmeichlerische weltliche Träume mischten sich ihm ins heilige Hirtenspiel. Vor den Einflüsterungen der Weltlust schwanden zum ersten Male die Hoffnungen seiner einfältigen Kinderzeit.

In aller Frühe holte er die angekündigten Briefschaften ab, die sich alle auf die Worte Dr. Svobodas bezogen, mit denen er dem steirischen Publikum die Existenz und das Talent des „Naturdichters“ verkündet hatte[1]).

In zwei Feuilletons der „Tagespost“ erzählte Svoboda die einfache Geschichte Roseggers, charakterisierte seine ursprüngliche und mannigfaltige Begabung, seine rührende Bescheidenheit und fügte hinzu: „Der Zweck dieser Zeilen ist es auch, für den armen Roßegger unsere Leser einzunehmen und zu veranlassen, daß ihn eine rettende Hand aus dem Alpendorfe, wo er jetzt unter Entbehrungen lebt, in einen Wirkungskreis stelle, wo sich sein Talent besser entwickeln kann. Große Opfer werden ja von dem eventuellen Mäcenas nicht gefordert. Dieser Mäcenas kann auch — ein Grazer Schneidermeister sein, der dem armen hübschen Jungen in seinem Atelier Arbeit und Verdienst gibt, denn Roßegger ist nicht nur Dichter, sondern auch Schneider.“

Von allen Seiten kam man dem Wunsche Svobodas nach. Unbekannte schickten dem jungen Dichter Bücher, Ratschläge, Anerbietungen, sogar klingende, vollgewichtige Münze. Und diese von so viel ungeahnter Freundschaft genährte Flut hielt auch noch über Weihnachten an.

Den ausgiebigsten Antrag erhielt Peter von einem Laibacher Buchhändler, namens Giontini. Er erklärte sich bereit, den Gesellen Ignatz Orthofers in sein Haus zu nehmen und ihn, nicht als Lehrling, sondern als bezahlten Gehilfen in sein Geschäft einzuführen. Svoboda wurde um Rat gefragt und meinte, Peter solle nach Krain abreisen, sobald das Reisegeld von Giontini eingelangt sei[2]).

---

[1]) Grazer Tagespost, 13. und 14. Dezember 1864. Während der Jahre, die seiner Niederlassung in Graz folgten, ist Rosegger oft mit diesem Namen bezeichnet worden.

[2]) Waldheimat II, S. 286.

Roseggers Eltern waren über diese Ereignisse sehr bestürzt, deren Verkettung sie kaum begreifen konnten, die ihnen ihren Ältesten rauben und einer unbekannten Welt ausliefern sollten. In den letzten zehn Jahren war ja die materielle Lage der Familie unsicher und schmerzlich geworden, die Mutter stand im Begriffe, Gedächtnis und Augenlicht zu verlieren, der Hof war verschuldet und es schien täglich, als sollte er in fremde Hände übergehen. In dieser Not bot die Anwesenheit des ältesten Sohnes eine Sicherheit und Hilfe, ob er nun dem Vater beim Ackern oder beim Ernten oder sonstwie aushalf, nun sollte sie ihm unvermutet entzogen werden. Aber sie legten ihm kein Hindernis in den Weg, die Mutter zuerst gab ihre Einwilligung.

Für Peter hatte diese Zeit etwas Feierliches, das ganz Besitz von ihm nahm. Das Gefühl seiner Befreiung erfüllte ihn mit stürmischer Begeisterung, mit andächtiger Inbrunst machte er sich zu Offenbarungen eines neuen Lebens bereit. Da konnte die Trostlosigkeit der Seinen, der er doch nicht abhelfen konnte, ihn bloß mit großer Schwermut über den Abschied erfüllen, der früher oder später doch unausbleiblich gewesen wäre.

Dieselbe innere Erregung, die ihn halb unbewußt zu so kräftigem Entschlusse trieb, wappnete ihn auch gegen die Spöttereien des Meisters Natz. Der Abschied war peinlich und gezwungen von beiden Seiten[1]). Der Alte machte keinen Hehl aus der Enttäuschung, auf die er doch hätte vorbereitet sein können. Peter war nun einmal der aufsteigenden Morgenröte zugewendet und der verführerische Ruf der Zukunft schallte lauter als alle Bedenken und Trauer, lauter als Gewohnheit und sogar Liebe.

Seine Abreise fand am 14. Februar 1865 statt[2]). Der Vater konnte seinen Schmerz nicht in Worte fassen, die Mutter machte Gebrauch von ihrer Gabe und kleidete ihre letzten, liebevollen Lehren in knappe Sprüche. „Wenn du einmal einem andern etwas tun willst und weißt nicht, obs recht oder unrecht ist, so mache auf ein Vaterunser lang die Augen zu und denk', du wärst der andere[3])." Die älteste Schwester Apol-

---

[1]) Ebenda, S. 286.
[2]) Ebenda, S. 289.
[3]) Mein Himmelreich, S. 180.

lonia [1]) begleitete Peter bis Krieglach, von wo ihn der Zug am nächsten Tag ins ferne, fremde Krain führen sollte [2]).

Unterwegs kniete er an einem Wegkreuz mit dem Bilde der vierzehn Nothelfer [3]) nieder, um die Laufbahn, die er allein, ohne die gewohnte Bevormundung betreten wollte, in ihren Schutz zu stellen.

---

[1]) Sie heiratete, ehe die Eltern vom heimatlichen Hofe fortziehen mußten. Siehe Hoch vom Dachstein, S. 117.

[2]) Mein Weltleben, S. 222. Waldheimat II, S. 289.

[3]) Mein Himmelreich, S. 79.

III. Kapitel

Die Schule in Graz

In Graz hielt er sich einen Tag auf[1]), um Dr. Svoboda zu sehen. Ehe er die Reise fortsetzte, die ihm den endgültigen und wie er ahnte schmerzlichen Bruch mit der Vergangenheit bedeutete, hatte er das Bedürfnis, den Rat des Mannes einzuholen, dessen Initiative so tief in sein Leben eingegriffen hatte.

Im Laufe desselben Tages, am 15. Februar 1865, folgte er einer Regung der Dankbarkeit und klopfte an die Tür des hochangesehenen Industriellen Peter Reininghaus.

Von den vielen Unterschriften der in der letzten unvergeßlichen Dezemberwoche in Alpel erhaltenen Briefe hatte er sich diesen Namen gemerkt. Ein Umstand bewirkte, daß er diesen Namen mit Schiller verknüpfte, den er schon damals verehrte. Aus einer in der Tagespost veröffentlichten Zeile seiner Schriften hatte Reininghaus Peters geheimen Wunsch erraten und ihm Schillers Werke gesendet.

Die Verschiedenheit der Landessprachen machte ihm bei seiner Ankunft im slowenischen Laibach die Fremde sofort bitter fühlbar. Ein heilloses Heimweh ergriff ihn und verließ ihn nicht mehr. So redlich und liebevoll die Aufnahme bei Giontini war, so milderte sie doch nur wenig ein Leiden, das in zu elementaren Ursachen wurzelte, um so leicht behoben zu werden.

Alles verletzte den bis ins Innerste seiner lebhaften, eindrucksfähigen Natur getroffenen Ankömmling. Statt der heimischen Waldberge sah er nur die Eintönigkeit einer seelenlosen Stadt, die seinem Gemüte nichts zu sagen hatte. Anstatt ihn im Rhythmus seiner Vergangenheit zu erhalten, bedrückte ihn seine Umgebung nur durch den Kontrast und tat

---

[1]) Waldheimat II, S. 291.

ihm Zwang an. Nun erst wurde er sich des Wertes dessen bewußt, was er aufgegeben hatte. Die Arbeiten, zu denen er sich zwang, hatten nicht die beruhigende Wirkung, wie seine früheren. Die Bücher, in ihrer Eigenschaft als Ware, ekelten ihn an. Sein einziger Trost war der Anblick der Schienen, die Laibach mit Krieglach verbanden[1]).

Eine ganze Woche lang ertrug er diese Verwirrung und Qual; so sehr er sich auch sie zu überwinden bemühte, so sah er kein Mittel, dieses Gefühl der Leere und der Verlassenheit zu bekämpfen. Zufällig fand er in einem Band der „Gartenlaube" ein Gedicht von Albert Träger und faßte es wie einen Befehl auf[2]). Herr Giontini war feinfühlig genug, diesen Entschluß nicht zu durchkreuzen.

Als Peter in Trifail[3]) die steierische Grenze am 24. Februar 1865 wieder überschritt, war seine Freude groß und er bildete sich ein, daß nichts geschehen sei und er weiter mit Orthofer sein Handwerk ausüben werde. Er merkte nicht gleich, daß dieser Eintritt in eine ungewohnte Welt nur darum mißlang, weil er in ein der Anpassung seines Gemütes ungünstiges Milieu geraten war. Zu viele unbekannte Faktoren hatten bei dem Experiment mitgespielt. Um sein inneres Gleichgewicht wieder zu finden, genügte es, daß Peter wieder die Straßen der Stadt betrat, in der er Freunde hatte, wo jeder seinen Dialekt und die Sprache redete, in der er bei Michel Patterer lesen gelernt hatte; wo er schon früher öfter gewesen, und die schließlich nur zwei Tagereisen von Krieglach-Alpel entfernt war.

Noch kostbarer in gewissem Sinn, als die großmütige Unterstützung seiner reichen Gönner, war die begeisterte Freundschaft, die ihm bei seiner Ankunft in Graz ihre treue Sorgfalt anbieten sollte.

Der erste Mann, der ihn brüderlich willkommen hieß, Robert Wagner[4]), war Schriftsetzerlehrling beim Verleger

---

[1]) Waldheimat II, S. 296.

[2]) Wenn du noch eine Heimat hast,
So nimm den Ranzen und den Stecken,
Und wand're, wand're ohne Rast,
Bis du erreicht den teuren Flecken.

[3]) Waldheimat II, S. 299.

[4]) Waldheimat II, S. 299. Mein Weltleben, S. 436.

Joseph Pock. Da er als solcher die Grazer Tagespost[1]) noch vor ihrem Erscheinen las, hatte ihn schon beim ersten Artikel Dr. Svobodas eine leidenschaftliche Teilnahme für den Handwerker erfaßt, den ihm ein verwandtes Schicksal so nahe brachte und den sein origineller Geist vielleicht zu hohen Zielen führen sollte. Er freute sich darauf, ihn als erster zu begrüßen, sobald er von der Eisenbahnfahrt verwirrt und betäubt die große Stadt beträte[2]). Als sein Wunsch erfüllt war, führte er ihn in seine Kammer bei einem Schuhmacher[3]).

Die beiden jungen Leute standen ungefähr im gleichen Alter. Der Lehrling war ein glühender Idealist, hatte das Herz am rechten Fleck und einen rasch auffassenden Verstand. Als Sozialdemokrat und heftiger Gegner der religiösen Dogmen liebte er Wortkämpfe, wie gewöhnlich doktrinäre Naturen. Zu Peter zog ihn nicht nur der jugendliche Überschwang persönlicher Neigung, nicht der Wunsch, durch seine Bewunderung an der Entfaltung eines Talentes mitzuwirken, in das maßgebende Beurteiler so viele Hoffnungen setzten, sondern auch der Wunsch, Proselyten zu machen. Es war ihm außerordentlich viel daran gelegen, einen so ungewöhnlich liebenswürdigen Mann zu seinen Ansichten zu bekehren.

Wie sah zu dieser Zeit P. K. Rosegger körperlich aus? Davon können wir uns nach einigen Schilderungen von Zeitgenossen ein Bild machen[4]).

Linkisch und schlotternd, verriet seine lange, schmächtige Gestalt die Verlegenheit des stadtfremden Dörflers. Er war schüchtern und befangen, seine Stimme schwach, und dennoch erregte und fesselte er die Aufmerksamkeit. Gekleidet war er mit angeborener Vornehmheit, trotz der Bescheidenheit seines Äußeren. Geistreich und frisch, im nächsten Augenblick träumerisch und von Heimweh ergriffen, Fatalist, wie die Bauern es sind, dabei eifrig nach natürlichen Erklärungen suchend, brannte er vor Lerneifer. Seine lebhaften, beweglichen Augen erhellten

---

[1]) Von damals an befanden sich die Buchhandlung Pock (seit 1870 Leykam) und die Redaktion der „Tagespost“ einander gegenüber (Stempfergasse) und im täglichen Verkehr.

[2]) Mein Weltleben, S. 436.

[3]) In der Sackstraße. Mein Weltleben, S. 19.

[4]) Gute Kameraden, S. 174. Svoboda, P. Rosegger, 1886. Falb und Dawidowsky, Gedenkschrift an den 50. Geburtstag Roseggers, S. 20, 23. Möbius, Nachdruck einer Photographie des Dichters, S. 30.

ein blasses Gesicht und drückten außer überfeiner Geistigkeit auch Hartnäckigkeit und Entschlossenheit aus.

Nach Peters unvermuteter Rückkehr aus Laibach waren Svoboda und Reininghaus der Meinung, daß er in Graz bleiben solle. So wenig geschmeidig und so impulsiv seine Persönlichkeit auch war, so sehr die Lücken seiner Bildung klafften, so unsicher daher die Aussichten auf baldige Anstellung waren, so vertrauten ihm die beiden Gönner dennoch blindlings.

Zuerst galt ihre Sorge der Unterbringung ihres Schützlings. Sie sollte bequem sein, ihm Freiheit und Muße zur Sammlung lassen. Dank ihrer Freigebigkeit übersiedelte Rosegger nach wenig Wochen aus der finstern, oft lärmenden Wohnung des jungen Setzerlehrlings in ein helles geräumiges Zimmer, am Abhang des Schloßbergs, beim pensionierten Finanzrat Frühauf[1]).

Eine gütige Vorsehung verhätschelte Rosegger damals. Sie hat ihm auf seinem Weg Helfer mitgegeben, die mit seltener Ausdauer so lange aushielten, als er ihre Dienste brauchte. Nicht der geringste war Frühauf. „Er war arm und gut, treu und bescheiden, voll Humor und echter Jugendlichkeit des Herzens[2]).“

In der Überzeugung, daß die erste Bedingung für seine Fortschritte der Besitz von Elementarkenntnissen war, die er sich in Alpel nicht hatte erwerben können, bemühten sich seine väterlichen Freunde, Peter als Hospitanten in einer öffentlichen Lehranstalt unterzubringen. Ihre Bemühungen hatten lange keinen Erfolg. Um den Vorlesungen an der Universität mit Nutzen folgen zu können, fehlten ihm die Voraussetzungen der allgemeinen Bildung, und die Mittelschulen steiften sich auf den Wortlaut ihrer Verordnungen[3]).

Svoboda und Reininghaus ließen sich durch so viele Schwierigkeiten nicht abschrecken, und da er in keine Schule eintreten konnte, so ließen sie einen Lehrer zu ihm kommen. Sie betrauten einen armen Mediziner mit der Aufgabe, dem verspäteten Schüler Unterricht im Rechnen und Rechtschreiben zu erteilen[4]).

---

[1]) Wickenburggasse 5 (damals 1252 im ersten Stock). Das Haus steht heute noch so wie zu Roseggers Zeiten. Allerhand Leute, S. 316—322.

[2]) Allerhand Leute, S. 322.

[3]) Gute Kameraden, S. 174.

[4]) Waldheimat II, S. 300. Gute Kameraden, S. 176.

Im übrigen ließen sie Peter seine Zeit zu freier Verfügung. Er berauschte sich an ziellosen Streifereien durch Graz und seine nähere Umgebung. Abends besuchte er das Theater und erfreute sich in seiner für Fröhlichkeit und heitere Scherze empfänglichen Natur an den leichten Melodien, geistreichen Witzen und komischen Situationen der damals ganz neuen Operetten Offenbachs[1]). War er dazu nicht aufgelegt, so ließ er sich mit Robert Wagner in lange Kontroversen ein. Sein freier, beinahe argwöhnischer Geist, wehrte sich gegen die große Streitlust seines Freundes. „Eine solche Geistesgymnastik war mir überaus wohltätig und übte mich darin, die Dinge möglichst klar, aus ihren Gründen und von verschiedenen Seiten wachsen und bestehen zu sehen[2])." War er allein, so fügte er neue Blätter zu seinen Heften und Zeichnungen aus Alpel, die er zurückerhalten oder selbst aus dem Kluppeneggerhof mitgebracht hatte[3]). Bei der nächsten Zusammenkunft teilte er sie seinem Freunde mit. Sie studierten dieselben Gegenstände und eiferten in fruchtbarem Wettstreit einander an. Seinen besten Unterricht aber holte sich Peter täglich in der Redaktion bei Dr. Svoboda[4]).

Er hatte aber auch Stunden der Entmutigung, die Svoboda bekämpfte. Er schrieb seinem Zögling Lebensregeln vor, riet ihm, was er lesen sollte, ermahnte ihn zur Strenge gegen sich selbst, zur Gewissenhaftigkeit und zum Fleiß. Immer wieder wies er auf die „schöne Zukunft" hin, der der ehemalige Schneidergeselle mit etwas ausdauernder Arbeit entgegenginge[5]).

Ebenso überzeugend und vielleicht noch rührender, war die Freundschaft von Reininghaus[6]). Keine Absicht, kein Hintergedanke einer Wirkung auf eine Partei oder eine Lehre, keine Gelehrten- oder Spezialistenneugier über die Entwicklung eines

---

1) Die Vorstellungen fanden im Thaliatheater im Stadtpark statt.

2) Mein Weltleben, S. 437.

3) Waldheimat II, S. 288.

4) Gute Kameraden, S. 177.

5) Ebenda.

6) Will man ermessen, wie groß Roseggers Dankbarkeit und liebevolle Verehrung für die Person und das Andenken des bis zu seinem Tode treuen, großmütigen Freundes war, so muß man die Blätter lesen, die er ihm zu seinem 80. Geburtstage widmete (Heimgarten, Oktober 1898).

neuentdeckten Bazillus, kein Gedanke an Ruhm trübten den reinen Adel seiner ursprünglichen Güte. Er hatte Peter in sein Haus geladen, in seine Familie eingeführt und an seinem Tisch empfangen; ermahnte oder tröstete er ihn, so sprach der Mann zum Manne.

Einige Wochen waren verflossen, als Svoboda anfangs April seinem Schützling mitteilte, daß der Religionsprofessor der „Akademie für Handel und Industrie" ihn zu sehen wünsche, weil er versuchen wolle, ihn „mit Nachsicht der Taxen"[1]) in diese kürzlich durch ein Komitee von Kaufleuten und Industriellen gegründete Privatanstalt[2]) aufnehmen zu lassen[3]).

Dieser Lehrer war auch ein Obersteirer. Er war Vikar in einem Dorf gewesen und erst kürzlich von Kainach[4]) nach Graz gekommen. Er hieß Rudolf Falb.

Noch am selben Tag besuchte ihn Rosegger. Der Priester war nur um wenige Jahre älter als er[5]). Schon damals hatte er eine besondere Neigung für die Wissenschaft, die die zweite Hälfte seines Lebens ausfüllen sollte: die Astronomie. Besuchte man Falb, so bestand sein Gastgeschenk darin, daß er, Gelehrter und Träumer zugleich, die Wunder des gestirnten Himmels erklärte[6]). Unter seiner Leitung glaubte Peter bei dieser ersten Unterredung die zauberhaften Nächte seiner Hirtenzeit neu zu erleben.

Auf Falbs Drängen hin entschloß sich Franz Dawidowsky[7]), der Direktor der Handelsakademie, den jungen Dichter zu Ostern ohne Prüfung in die zweite Vorbereitungsklasse aufzunehmen[8]). Falb führte ihn persönlich bei den Lehrern ein. Die meisten waren kaum älter als Peter und standen, wie er selbst erzählt, „dem Waldbauernbuben in der Not seines ungeübten Fassungsvermögen wie Freunde bei, während

---

[1]) Gedenkschrift zum 60. Geburtstag Roseggers, S. 60.

[2]) Sie wurde kürzlich vom Staate übernommen und übersiedelte in ein neues Gebäude.

[3]) Gute Kameraden, S. 178.

[4]) Bei Voitsberg im Osten und verhältnismäßig nahe von Graz.

[5]) Geboren 1838.

[6]) Gute Kameraden, S. 178.

[7]) Heimgarten, April 1894; die Hauptsache in Mein Weltleben, S. 23—26 wiederholt.

[8]) Der regelmäßige Unterricht dauerte zehn Semester. Gedenkschrift, S. 19.

ältere Lehrer, sowie auch der Verwaltungsrat der Anstalt väterlich für mich sorgten[1]." Seine Mitschüler waren Büblein von zwölf bis fünfzehn Jahren[2]).

Auch außerhalb der Lehrstunden waren nun Falb und Dawidowsky Roseggers Lehrer; ersterer lehrte Deutsch und Religion[3]), der zweite trug Naturgeschichte vor[4]).

Falb war der geborene Pädagoge. Mit sokratischer Methode wußte er nach Rousseau und Pestalozzi den Verstand zu wecken. Seine Formeln waren lichtvoll und scharf. Ausgezeichnet im anschaulichen Unterricht, versäumte er keine Gelegenheit, durch Tatsachen, durch die Wirklichkeit zu unterrichten. Auf der Zinne des Keplerturms[5]) wiederholte er die Beobachtungen des berühmten Astronomen zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts und erklärte seinen Gästen die Unendlichkeit von Raum und Zeit.

Dawidowskys Einfluß beruhte auf seiner Güte. Er gewann die Herzen durch seine überströmende Frische, durch seinen Gott und Menschen vertrauenden, die Jugend hinreißenden Idealismus. Er hatte Seele. Seine Methode bestand darin, die dem unmittelbaren Studium der Natur entnommenen Tatsachen dichterisch zu erläutern[6]).

Peters Leben in diesem Kreise verständnisvoller Sympathie war „idyllisch friedensmilde, poesiereich und helldurchgeistigt"[7]). Das Programm seiner Studien, in denen er sich Kenntnisse in realen wie humanistischen Lehrgegenständen[8]) aneignen sollte, richtete er sich mit einem Eklektizismus ein, den seine Gönner billigten. So groß auch sein Wissensdurst war, so war er doch nicht universell, die positiven Wissenschaften, Mathematik, Grammatik, kaufmännisches Rechnen konnten ihn nicht fesseln. Er blieb leidenschaftlich einseitig.

---

[1]) Heimgarten, Dezember 1906, S. 220.
[2]) Gute Kameraden, S. 182.
[3]) Ebenda.
[4]) Mein Weltleben, S. 32.
[5]) Er steht noch heute in der Stempfergasse, unweit der Redaktion der „Tagespost". Kepler lehrte von 1593 bis 1600 in Graz. Dann mußte er mit den anderen protestantischen Professoren die Stadt verlassen und wurde Tycho de Brahes Nachfolger in Prag.
[6]) Mein Weltleben, S. 32.
[7]) Waldheimat II, S. 305.
[8]) Heimgarten, Dezember 1909, S. 220.

Einstweilen behielt er seine Wohnung beim Finanzrat Frühauf. Zu Mittag speiste er jeden Tag in einer anderen Familie; am Sonntag bei Herrn Reininghaus, am Montag bei Herrn Mayer, am Dienstag bei Herrn Dawidowsky und so fort[1]). Ein immer weiterer Kreis von Freunden bemühte sich in aufmerksamer Gastfreiheit um ihn. Svoboda hatte es nicht bei seinen zwei Artikeln bewenden lassen. Bald veröffentlichte er eine kurze Notiz über ihn, bald druckte er die hübschen, steierischen Gedichte Peters an guter Stelle in seiner Zeitung ab[2]). So hielt er das Interesse für seinen Schützling wach, der infolge der Vermittlung Falbs mit vielen Studenten in Verkehr geriet[3]).

Da der Lehrer nicht ahnen konnte, daß Roseggers dichterische Kraft ganz in ihm selbst wurzelte, daß sie unversiegbar aus derselben bäuerlichen Vergangenheit aufsteigen werde, von der ihn loszulösen man so redlich bemüht war, ließ er es sich angelegen sein, die Möglichkeiten zu vermehren, durch die seine äußeren Einflüssen scheinbar so zugängliche Persönlichkeit sich mit Kultur vollsaugen könnte. Was er für einen Ansporn hielt, hätte Ursache einer verhängnisvollen Zerstreuung werden können, wurde aber nur ein banaler Zuschuß zur verspäteten Schulbildung des jungen Dichters. Weder das Theater, ob klassisch oder modern, noch der Verkehr in Kreisen literarisch Gebildeter, wo er sich schüchtern benahm, konnte ihn ablenken. In der verwirrenden Krise, die er seit seiner Abreise nach Laibach durchmachte, sollte seine ihm eigene, geschlossene Persönlichkeit unberührt bleiben. Sein verständiger, heller Kopf behütete ihn vor Täuschungen. So wie er in seinen Träumen sich stets an Ignatz Orthofers Seite nähend oder an der Seite des Vaters pflügend sah, so führte er in beängstigender Regelmäßigkeit ein Doppelleben und fragte sich oft, was denn wirklicher wäre: das Wachen oder das Träumen[4])?

[1]) Mein Weltleben, S. 26.

[2]) Die „Tagespost“ hatte im Dezember 1864 folgende Gedichte gebracht: Was ist der Steirer, Heb dich weg und küß mich nicht, und An Maria (ein frommes Gedicht). Das erste und das letzte sind nicht wieder gedruckt worden; das zweite wurde in die Sammlung hochdeutscher Gedichte aufgenommen (Sonntagsruhe, S. 200).

[3]) Falb hatte ihm auch Freikarten für die Theater verschafft (Gute Kameraden, S. 180; Am Wanderstabe, S. 396).

[4]) Waldheimat II, S. 302, 303.

So führte ihn später sein Schaffen neben den täglichen Ereignissen immer wieder nach Alpel, den Schauplatz seiner Jugend zurück.

Mit gutem Takt erkannten die Männer, die zusammen Peter unter ihrer herzlichen Vormundschaft hielten, daß der wichtigste Dienst, den man ihm leisten könnte, nicht so sehr darin bestünde, ihn zu unterrichten, als ihn mit einer Gefühlssphäre zu umgeben, in der er sich wohl fühlte. Sie hatten gemerkt, daß es falsch wäre, nur seine Verstandesbildung zu berücksichtigen und daß er ihnen dabei entschlüpfen könnte [1]).

Der Sommer brachte eine passende Pause in die Reihe der neuen Eindrücke auf den früheren Handwerker. Was er auch gewonnen, so durfte er doch nicht zu lange den Stimmungen ferne gehalten werden, von denen sich seine Jugend genährt hatte. Um den seit einem halben Jahre zurückgelegten Weg genau ermessen zu können, mußte er einen Standpunkt außerhalb Graz nehmen. Es mußte sich sammeln, seine Erinnerungen mit seinen Hoffnungen vergleichen, angesichts der ewig gleichbleibenden Landschaft, über die schon vor den neuen Erlebnissen seine unschuldigen Blicke geschweift waren, allein mit sich selbst nachsinnen.

Da Rosegger den Wunsch hegte, diese Art von Gewissensprüfung dort vorzunehmen, wo ihn nichts störte, hatte er eine Zeitlang die Absicht, die Ruhe anderwärts als in Alpel zu suchen. Mit der kecken Unmittelbarkeit seines Temperaments teilte er diesen Wunsch dem Grafen von Meran [2]) mit, der ihm wohlgeneigt war.

Er träumte von einem Zimmerchen im leerstehenden Jagdschloß Brandhof, am Fuße des Hochschwab. Graf Meran konnte dieser Bitte nicht willfahren, kam aber in seiner auserlesenen Höflichkeit in eigener Person zum Zimmerherrn des Finanzrats Frühauf, um ihm dies mitzuteilen [3]).

Zur selben Zeit folgte Rosegger einer Einladung Schmöl-

---

[1]) Meine Ferien, S. 7.

[2]) Dieser Sohn des Erzherzogs Johann und seiner morganatischen Gemahlin, der einstigen Postmeisterstochter von Aussee, war im Jahre 1838 geboren.

[3]) Hoch vom Dachstein, S. 162—173. Bis zu seinem Tod, Ostern 1891, bewahrte der Graf von Meran Rosegger seine Freundschaft und blieb in Beziehung zu ihm.

zers[1]) zu einem Sängerfest nach Kindberg[2]), wo einige der im vergangenen Jahre von ihm aufgezeichneten Volkslieder vorgetragen wurden. Von solchen schmeichelhaften Begebenheiten gehoben, wanderte er nun dem Heimatdorfe zu.

Die Befürchtungen, wegen deren er so gerne ferngeblieben wäre, waren gerechtfertigt. Bei der ersten Berührung mit seinen engeren Landsleuten empfand der Dichter ihr Mißtrauen, wenn nicht schon ausgesprochenes Übelwollen. Wie alle niedrigen Empfindungen, war auch diese vielfältig und unrein, setzte sich zusammen aus Mißtrauen und Neid, Mißbilligung, Bewunderung und Furcht. Die einen hielten ihn für einen Abgesandten der Hölle und bekreuzten sich vor ihm; weil er sich über den bescheidenen Stand, in dem er als ihresgleichen aufgewachsen war, erhoben hatte und ein Städter geworden war, schien er ihnen verdächtig[3]). Andere schrieben ihm eine Macht zu, auf die sie einen unklaren Stolz empfanden, weil sie doch nun auch so vertraut wie zuvor mit ihm weiter verkehren durften. Es fehlte wenig, daß sie ihn um Zaubermittel gebeten hätten[4]). Sie prophezeiten ihm eine merkwürdige Zukunft, welcher Art aber, hätten sie nicht zu sagen gewußt. Er selbst empfand in ihrer Gegenwart oder wenn er sie pflügen und ernten sah, eine leise Verlegenheit, als ob sie ihm sein besseres Leben verzeihen müßten, wovon sie, seine Brüder, ausgeschlossen waren[5]).

Sein größter Kummer war aber der Gedanke, daß die über ihn ausgestreuten Verleumdungen das Elend im Kluppeneggerhof vergrößern mußten. Seine Freundschaft mit Dr. Svoboda und Robert Wagner, deren Unglaube und Kirchenfeindschaft allbekannt war, wurde gegen ihn ausgespielt. Barmherzige Leute hatten dem armen Lenz[6]) eingeredet, daß durch die Abtrünnigkeit seines ältesten Sohnes die Seelen seiner

---

[1]) Er hatte Schmölzer im Herbst 1864 drei Hefte übergeben: Volkslieder aus Steiermark. Die Originale befinden sich im Besitz des Herrn A. Schlossar, ehemaligen Universitätsbibliothekars in Graz.

[2]) Heimgarten, April 1892, S. 543.

[3]) Allerhand Leute, S. 332.

[4]) Meine Ferien, S. 55.

[5]) Mein Weltleben, S. 226.

[6]) Man nannte ihn vertraulich Lenz statt Lorenz, „nicht weil er so jung und blühend und heiter war wie der Lenz“, schreibt Rosegger in Waldheimat II, S. 307.

beiden frühverstorbenen Kinder im Fegefeuer schmachten müßten[1]), und diese quälerischen Vorstellungen ergriffen in einsamen, mutlosen Stunden die an schrecklichen Visionen reiche Einbildungskraft des einfachen Mannes.

Bei so peinlichen oder verletzenden Eindrücken konnte Peter seine Ferien nicht sorglos genießen, sie hinderten ihn auch am Studieren. Bald wohnte er im Vaterhause, bald in einem leeren Häuschen halbwegs zwischen Krieglach und Alpel[2]). Mit einigen Büchern und seinem Skizzenbuch[3]) versehen, wanderte er, wohin ihn die Laune trieb und wo seine Träume die meiste Nahrung fanden[4]).

Nach Graz zurückgekehrt, hatte Rosegger das Gefühl, seine wahre Heimat wiedergefunden zu haben. Hörten auch die Quellen seiner Poesie nicht auf, in seinem Geburtsort zu sprudeln, so sollte fürderhin die anmutige Stadt an der Mur ihre Flut auffangen.

Sein Glück war vollkommen. Seiner Unzulänglichkeit war er sich bewußt, aber auch der Erwartungen, die seine Freunde von seiner Ausdauer hegten. Er war überzeugt, das „Glück erreicht" zu haben. Zwanzig Jahre später, als seine kühnsten Träume übertroffen waren, bedauerte er in einem Brief an Hamerling[5]), daß die menschliche Seele reine Befriedigung nur in der Hoffnung finde.

In allem fehlte es ihm an Reife[6]), dagegen hatte er ein empfängliches, warmes, heiteres, dankfrohes Herz. „Wie glücklich hat mich damals jedes freundliche Wort, jedes Wohlwollen Fremder gemacht, wie selig jedes Buch, Theater oder Kunstgenuß. Wie innig habe ich mich an Menschen angeschlossen, wie merkwürdig vornehm war manchmal meine Gesinnung, mein Handeln, ohne daß ich es beabsichtigte."

Seine Fortschritte in der Schule entsprachen zu dieser Zeit seinen seltenen Gaben. Dem methodischen Unterricht verdankte er den ihm bis dahin fehlenden Sinn für Regeln. Obgleich

---

1) Mein Weltleben, S. 6.

2) Meine Ferien, S. 10.

3) Ebenda, S. 74.

4) Ebenda, S. 15.

5) Brief vom 21. März 1887. Briefwechsel zwischen Rosegger und Rob. Hamerling. Heimgarten, August 1902, S. 865.

6) Diesen Schluß zieht der Dichter selbst aus seinem Tagebuch von 1865—1866, das er aufgehoben hat.

sein Gedächtnis, wenn man ihm glauben darf, für rein theoretische Gegenstände[1]) spröde war, hatte er sich doch, nach Dawidowskys Zeugnis[2]), in zwölf Monaten soviel angeeignet, als gewöhnliche Schüler im normalen Lauf von acht Jahren erreichen.

In religiösen Fragen stand er Falb näher als Svoboda. So großmütig, einwandfrei empfänglich für die Schönheiten von Natur und Kunst ihm der Redakteur der „Tagespost"[3]) in seinem Atheismus auch erschien, widerstrebte es Rosegger bei aller Zuneigung doch, seine philosophische Auffassung von Welt und Leben zu teilen. Svoboda — ein moderner Lukrez — war nämlich der ehrlichen Überzeugung, daß er jedem hilfreich sei, den er zur Partei der Aufklärung und zur Anschauung des wissenschaftlichen Positivismus bekehrte, und strebte dies auch bei Rosegger an[4]).

Der Deismus Falbs hingegen weckte ein unmittelbares Echo in seinem Gemüt. „Falbs Religionsunterricht," erzählt Rosegger[5]), „war freilich kein gewöhnlicher. Vom obligatorischen Katechismus ausgehend, verweilte er gerne bei der Unendlichkeit Gottes. Er sprach von Gottes Größe im Weltall, von Gottes Wunderkraft im regelmäßigen Lauf der Gestirne, von Gottes Majestät im Sturm des Meeres und im Beben der Erde. Er erläuterte uns hierauf solche Naturerscheinungen und sagte einmal, daß der Mond und die Gestirne am Himmel auch Anziehungskraft ausüben auf die Erde, was auf den Meeren Flut und Ebbe zur Folge habe . . . So waren die Schüler der Grazer Handelsakademie vielleicht die ersten, welche die Grundzüge von Falbs Erdbebentheorie vernommen haben.

[1]) Gute Kameraden, S. 176.

[2]) Gedenkschrift an den 50. Geburtstag Roseggers, S. 25.

[3]) Rosegger hat Swoboda einen rührenden Artikel im Heimgarten (Juli 1902): „Ein Gottloser", gewidmet. Offenbar ist er auch der Dr. Robau in „Mein Himmelreich" (Ein Gottesleugner, S. 349—357). Außerdem kann das Gespräch über Religion in „Allerlei Menschliches" (112 ff.) zwar nicht mit Sicherheit für die wörtliche, wohl aber dem Sinne nach getreue Wiedergabe einer Unterredung Roseggers mit Svoboda angesehen werden.

[4]) In der freien Zeit, die ihm seine redaktionelle Tätigkeit ließ, hatte Svoboda einige philosophische Schriften verfaßt (Kritische Geschichte der Ideale, Gestalten des Glaubens), in welchen er seine antireligiöse Lehre darzulegen suchte.

[5]) Gute Kameraden, S. 182.

Ich fand in solchen Abschweifungen keinen Mißbrauch des Religionsunterrichtes, im Gegenteil, ich habe bei keiner Predigt und Christenlehre eine solche Ehrfurcht vor der Größe des Weltschöpfers empfunden, als in den damaligen Religionsstunden der Akademie.“

Dieser Einfluß war indes nicht von langer Dauer, da Falb die Akademie im Jahre 1866[1]) verließ. Er war aber einer der günstigsten und tiefsten, die Rosegger erfuhr. War er auch nicht geeignet, ihn zur katholischen Orthodoxie[2]) hinzuleiten, von der sich der Lehrer selbst offenbar schon damals abgewendet hatte, so entwickelte der Dichter sich doch weiter in der Richtung seiner ältesten Eindrücke. Er überzeugte sich von der guten Grundlage der „religiösen Gewißheit“, die er sein ganzes Leben bekennen sollte, und spielte sie auch schon gegen Svoboda und Robert Wagner, und in entgegengesetztem Sinne gegen Urban Offenluger, aus.

Seine Begegnungen mit diesem Jugendfreund[3]) und mit dem Priester Hans Wöhr, im Grazer Seminargarten, die heftigen Debatten, in denen ihre tiefen Meinungsverschiedenheiten zutage traten, gestatteten ihm die versöhnliche Klarheit des Spiritualismus mit der bilderstürmenden Verwegenheit des Materialismus und der herrischen Strenge der kirchlichen Lehre zu vergleichen. Dann halbwegs zwischen diesen beiden Extremen oder vielmehr außerhalb der philosophischen oder religiösen Vorurteile, fand er im Umgang mit August

---

[1]) Er vertauschte den Lehrstuhl mit einer Erzieherstelle, die ihm mehr freie Zeit für seine wissenschaftlichen Arbeiten gewährte und deren Pension ihn später instand setzte, sich ihnen ganz zu widmen. Gute Kameraden, S. 184.

[2]) Später trat Falb zum Protestantismus über (Gute Kameraden, S. 184). Dann unternahm er eine mehrjährige Studienreise nach Chile, Bolivia und Peru. Dort prüfte er die Lehre von den Erdbeben, die er schon in Graz aufgestellt hatte. Außer seinen astronomischen und geodätischen Studien machte er in Amerika interessante Funde auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft und Archäologie. 1880 kehrte Falb nach Europa zurück und gedachte sich als verheirateter Mann und Familienvater in sein Geburtsland zurückzuziehen. Als ihm die Unduldsamkeit seiner Landsleute diesen Aufenthalt unmöglich gemacht hatte, übersiedelte er nach Berlin.

[3]) Urban Offenluger, später Vikar einer Dorfpfarre, blieb bis zu seinem frühen Tode in freundschaftlichen Beziehungen zu Rosegger (Heimgarten, Februar 1906, S. 385).

Brunlechner[1]) edlen geistigen Verkehr. Dieser spätere Ingenieur, ein wenig sentimentaler Charakter, lehrte Rosegger den Sinn und die strenge Schönheit positiver Methoden kennen.

In fruchtbarer Abwechslung theoretischer Diskussionen und ruhigen Gedankenaustausches nahte das Ende des zweiten Schuljahres, als der Dichter am Tage nach dem 3. Juli 1866 die Nachricht von der Niederlage der Österreicher bei Königgrätz erfuhr. Für den politischen Zweck des Krieges, der ihn traurig überraschte, hatte er damals noch kein Verständnis, wohnte aber in Krieglach einem Trauergottesdienst für die Gefallenen des Ortes bei[2]). Später einmal aber äußerte er sich bei der Schilderung seines ersten Besuchs von Berlin wie folgt: „Man sagt, sie (die Preußen) hätten damals recht gehabt und für Deutschlands Einheit sei ein 1866 notwendig gewesen. Mag sein, ich bin nicht der Richter, ich bin nur der, welcher das größte Weh empfand, als sie mitten durch Deutschland den blutigen Grenzstrom leiteten."

Im August reiste er zwei Wochen lang außerhalb der steirischen Grenzen. Von Alpel ging es zuerst nach Leoben zur Familie Brunlechners, dann nach Enns. In Mauthausen schiffte er sich auf der Donau nach Wien ein. Zum ersten Male blieb er einige Tage in der Kaiserstadt und benützte die Gelegenheit zu einem Besuch August Silbersteins, mit dem er seit ein paar Monaten in Briefwechsel stand. Dieser schenkte ihm seine Werke, von denen er in seiner Knabenzeit schon viele gelesen hatte. Ohne weitere Umwege kehrte Rosegger nach Alpel zurück, wo die übrige Ferienzeit „bei Lernen, Lesen, Viehhüten und Waldgängen" verfloß[3]).

Bei Schulbeginn im Oktober lud ihn Dawidowsky ein, sein Schriftwart zu werden und in sein Pensionat zu übersiedeln[4]). Es wohnten bei ihm Deutsche, Italiener, Polen, Ungarn, Serben, Griechen und Türken, meist Söhne angesehener Kauf-

---

[1]) Am Wanderstabe, S. 395. Brunlechner lebte in Kärnten. Noch kürzlich lebte er als Bergrat in Klagenfurt. Brunlechner ist der Emil in dem Kapitel „Aus den Tagen des Schwärmens" (Meine Ferien, S. 159).

[2]) Sonderlinge, S. 223.

[3]) Heimgarten, Juni 1889, S. 692.

[4]) In der Pfeifengasse. Mein Weltleben, S. 25.

leute und Industrieller, die an der Grazer Universität studierten. Rosegger nahm dieses großmütige Anerbieten, wenn auch nicht leichten Herzens an[1]). Außer einer ganz kurzen Zeit, in der er Hauslehrer[2]) war, und den Sommerferien, hatte er seit Ende Januar 1865 das gastliche Dach des Rats Frühauf nicht verlassen. Da er Dawidowsky in Korrespondenz und Buchführung keine Dienste leisten konnte, so wurde er mit der Ordnung der Schulbibliothek[3]) und der Führung einer Pensionatschronik[4]) beauftragt.

Obgleich er auf den Rat seiner Lehrer vorläufig mehr Zeit aufs Lesen, als aufs Dichten verwendete, setzte er doch noch seine literarischen Versuche fort. „Das Museum", ein illustriertes Wochenblatt, wurde Nachfolger der „Glücklichen Stunden", die er einst im Vaterhaus herausgegeben hatte. Zur Prosa fügte er auch Gedichte, die ihm von seinen äußeren oder inneren Erlebnissen eingegeben wurden[5]).

Schon im Dezember desselben Jahres (1866) brachte er Sacher-Masoch[6]), dem damaligen Redakteur der „Österreichischen Gartenlaube" eine Novelle „Freundin Tanne". Sie erschien in der Weihnachtsnummer zugleich mit der Skizze „Weihnacht" von Adalbert Stifter[7]).

Wenige Wochen später, zu Beginn des Jahres 1867, vermittelte Robert Wagner die Aufnahme von Roseggers erster, nach den damals unbestritten feststehenden Regeln der Gattung

---

1) Allerhand Leute, S. 320.

2) Mein Weltleben, S. 20.

3) Gedenkschrift an den 50. Geburtstag Roseggers, S. 24. Mein Weltleben, S. 27.

4) Dawidowsky hat diese Chronik aufbewahrt. Man kann in ihr in drei aufeinanderfolgenden Jahren die Fortschritte im Stil und die wachsende Reife des Dichters verfolgen (Gedenkschrift, S. 25). Ein Wochenblatt in Handschrift, „Der Akademiker", das Rosegger gründete, wie ähnliche Unternehmungen in Alpel, ging schon nach der dritten Nummer ein (Möbius, S. 40, 41).

5) Blüten der Jugend (aus den Jahren 1858—1865) und Neue Gedichte (1866—1869).

6) Leopold Ritter von Sacher-Masoch wurde 1836 in Lemberg geboren, leitete in Graz eine Zeitschrift, mit der er der „Gartenlaube" Ernst Keils Konkurrenz machen wollte; er starb in Lindheim (Hessen) im Jahre 1895. Seine Romane und Novellen sind meistens jüdische Sittenschilderungen: Judengeschichten, Galizische Geschichten usw.

7) Gedenkschrift, S. 34.

geschriebene Dorfgeschichte „Das Leben eines Baumes“[1]) in das Gmundener Wochenblatt.

So wandelte der junge Dichter, sich vervollkommnend und seine Geistesfreiheit mit Eifersucht bewahrend, Schritt vor Schritt seine Bahn. Mittlerweile war seine Mutter gekommen, ihn bei Dawidowsky zu besuchen. In ihrer Hinfälligkeit und Schwäche war sie den weiten Weg von Alpel nach Graz zu ihrem Ältesten gewandert. Trotz ihres so großen Vertrauens in ihn, war es dem Neid und der Verleumdung gelungen, sie zu beunruhigen. Man hatte ihr erzählt, ihr Sohn sei vom Glauben abgefallen, ein Überläufer. Und nun hatte sie nicht Ruhe, nicht Rast, bis sie sich nicht selbst von der Unwahrheit dieser Behauptungen überzeugt hatte. Nach zwei Tagen kehrte sie in die Waldberge zurück und trotz aller Aufmerksamkeit, mit der sie ihr Peter umgeben hatte, war sie gebrochener als je[2]).

Zu Pfingsten machte Rosegger einen Ausflug nach Triest und sah zum erstenmal das Adriatische Meer, und als ob er jeden Sommer eine literarische Pilgerfahrt hätte machen müssen, trieb ihn seine Bewunderung Adalbert Stifters dazu an, im August nach Linz zu fahren, wie er im Sommer vorher nach Wien zu Silberstein gereist war.

Am 5. verließ er Alpel, ging über die Veitsch nach Mariazell, begrüßte im Vorübergehen Urban Offenluger in seiner Pfarre Weichselboden am Nordfuß des Hochschwab und gelangte von dort ins Salzkammergut über Admont, Aussee und Ischl. Am 14. August war er in Salzburg, wenige Tage bevor Napoleon III. dort mit Franz Josef I.[3]) zusammentraf. Die Pracht der Feste fesselte ihn nicht, am liebsten waren dem Dichter die zufälligen Erlebnisse seiner langen Wanderungen.

Er ging allein, wobei ihm seine große Ausdauer im Marschieren sehr nützlich war. Er war zufrieden mit einem Sterz in einer Almhütte, ließ sich in Gespräche mit Holzhauern, Wilddieben und Jägern ein, und wurde er durch irgend welche Zufälle in einer Hütte zurückgehalten, so vertrieb er sich die Zeit damit, daß er die Kleider der Einsamen instand setzte. Da ihn alles Land- und Waldleben interessierte, ließ er sich

---

[1]) Wie er später noch bei vielen getan, hat der Dichter die Geschichte umgearbeitet und unter anderem Titel wieder veröffentlicht.

[2]) Waldheimat II, S. 326. Gedenkschrift, S. 28.

[3]) Heimgarten, Juni 1889, S. 693.

zum Lohne den richtigen Aufbau eines Kohlenmeilers lehren [1]). Von jedem verlangte er ein Märchen oder ein Lied und wußte bald Nutzen aus seiner Beute zu ziehen. Abends verzeichnete er in einem Reisetagebuch die merkwürdigsten Eindrücke des Tages [2]).

Von Salzburg begab er sich über Gmunden nach Linz, zum Dichter der „Studien". Stifter litt bereits an der Krankheit, die ihn wenige Monate darauf fortraffen sollte. Den begeisterten und schüchternen Besucher empfing er mit milder Freundlichkeit und mutete Rosegger „wie eine Gestalt aus seinen Werken" an. Diese Einheit des Menschen und des Dichters Adalbert Stifter entzückte ihn, und seine Vorliebe für den zarten Erzähler war ein Zeichen seiner neuerworbenen, feineren Kultur. Wenn er Stifter las, empfand er ein tiefes Wohlbehagen, war ihm dankbar für seine Kinderbilder und die vollkommene Reinheit seiner Frauengestalten. Stifter hatte in seinen Augen den doppelten Zauber eines unvergleichlichen Schilderers der Natur, der dunklen Wälder wie der Heide mit weitem Horizont, und eines großen Seelenmalers.

Am 23. August folgte Rosegger der Anziehungskraft, die schon damals Wien auf ihn ausübte. Wie im Jahr zuvor, schiffte er sich wieder auf der Donau dahin ein, der Rückweg führte ihn über den Semmering direkt nach Krieglach.

Der Beginn des Jahres 1868 wurde Rosegger getrübt durch die Nachricht vom Ableben Stifters, am 28. Januar. Als wenn diese Trauer ihm das Bedürfnis erweckt hätte, durch die Erwerbung einer neuen Freundschaft den gegenwärtigen, scheinbar so entfernten und indirekten und dennoch so persönlichen Verlust auszugleichen, besuchte Rosegger den Dichter Robert Hamerling [3]), der seit kurzem in Graz lebte. Sein schwacher physischer Zustand hatte ihn nach dem großen Erfolg des Epos „Ahasver in Rom" (1866) gezwungen, auf sein

[1]) Alpler, S. 225.

[2]) Heimgarten, Juni 1889, S. 693.

[3]) Geboren 1838 in Kirchberg in Niederösterreich. Sein richtiger Name war Rupert Hammerling. Als Rosegger bezweifelte, ob er das Recht habe, seinen Namen zu ändern, erinnerte ihn Hamerling an sein eigenes Vorgehen, man dürfe einen Namen, den man berühmt gemacht, schreiben wie man wolle. Noch als Gymnasiallehrer in Wien und Triest hatte er „Ein Sangesgruß vom Strand der Adria" und „Sinnen und Minnen" (1860) geschrieben.

Lehramt in Triest, das er zehn Jahre lang ausgeübt hatte, zu verzichten. Der junge Dichter bediente sich zur Einführung bei ihm seiner Schriften und Skizzen. Die größte war die ein paar Monate früher entstandene Schilderung seiner Kindheit und Jugend: „Gabriel Mondfels"[1]).

Hamerlings Benehmen hatte anfänglich etwas abweisendes, war kühl, ernst und gemessen; man konnte es leicht für Hochmut halten; man fühlte sich zunächst davon bedrückt; es fehlte ihm jene Vertraulichkeit, mit der andere ihre Besucher sofort gewinnen. Aber nach und nach enthüllte sich seine Liebenswürdigkeit, die um so reizender war, als ihr jede Gewöhnlichkeit fehlte. „Es war ein großer Ernst, eine beständig dämmernde Wehmut um ihn, obzwar auch nicht selten ein schalkhaftes Wort von seinen Lippen kam." „Er wußte in seinen Tadel soviel Wohlwollen und Güte hineinzulegen, daß solcher fast herzlicher klang als Anerkennung und Lob[2])." Man verstand ihn auch, wenn er in halben Sätzen redete[3]), soviel Feinheit lag in seinen unausgesprochenen Worten. Dafür verschaffte er seinem Gegenüber die Gewißheit, die ja an sich schon einen Genuß bedeutet, sich ganz verstanden zu sehen, bis in die feinsten Falten seines Gemüts, bis auf seine Mängel und Fehler[4]).

Dieses Verständnis kam von der Kraft seines Innenlebens. In diesem tiefen Denker, dem schmerzensreichen, wahrheitsstrengen[5]), vom „Neid der Literaturpedanten" sich verfolgt fühlenden Einsiedlers[6]) lebte ein Stoiker. Trotz des großen Alters- und Bildungsunterschieds entstand sehr schnell eine auf gegenseitiger Achtung gegründete Freundschaft zwischen beiden Dichtern.

Neue Ausflüge ins Gebirge und ein abermaliger Aufenthalt

---

[1]) Ein Jugendleben (1868). Es blieb ungedruckt und trägt die Unterschrift P. K. Roßegger. Der Dichter vergaß manchmal den gefaßten Entschluß und gebrauchte die alte Schreibweise.

[2]) Persönliche Erinnerungen an Rob. Hamerling, von P. K. Rosegger, S. 8 ff.

[3]) Wildlinge, S. 48.

[4]) Heimgarten, Mai 1902. Brief Roseggers an Hamerling vom 9. September 1882.

[5]) Persönliche Erinnerungen an Rob. Hamerling, von P. K. Rosegger (Hartleben, 1891, S. 5).

[6]) Heimgarten, Februar 1909, S. 356.

in Wien leiteten das letzte von Peters Lehrjahren an der Grazer Handelsakademie ein[1]).

Die Freundschaft mit Robert Hamerling erhielt ihn in einer edlen Atmosphäre und begünstigte seine Verehrung Adalbert Stifters. Um die Werke eines ihm im Gemüt so nah verwandten Dichters genauer kennen zu lernen, richtete er anfangs 1869 an Gustav Heckenast in Budapest, den Verleger der „Studien", die Bitte, ihm die ganze Sammlung[2]) „gegen die Herstellungskosten"[3]) zu schicken. Bisher hatte er sie nur einzeln und nicht vollständig in die Hände bekommen. Der großmütige Verleger sandte dem armen Studenten umgehend nicht nur die „Studien", sondern die gesammelten Werke des Dichters, dem er zu dessen Lebzeiten große Dienste geleistet hatte und dessen Andenken er nach dessen Tode lebendigzuhalten sich bemühte. Das war der Beginn der fruchtbaren Beziehungen Roseggers zu dem ausgezeichneten Manne, der für die deutsche Literatur soviel getan hat[4]).

Fünf Monate sollten noch verstreichen, ehe Peter endgültig frei wurde. Da er Hospitant war, erhielt er kein Abgangszeugnis, zumal er die Handelsfächer mit Wissen und Willen der Lehrer ganz vernachlässigt hatte. Da er durch diese Sonderstellung von jeder Prüfung befreit war[5]), hatte er tatsächlich Ende März seine Studien vollendet. Um ihm mehr Ruhe zu verschaffen, ließ ihn Dawidowsky in eine Dachkammer in einem Hause gegenüber dem Pensionat übersiedeln[6]). Der kleine Raum war früher eine Speisekammer gewesen und gestaltete sich jetzt für ihn zu dem idealen Dachboden, wo die Günstlinge der Musen in sorgloser Jugendzeit so glückliche Stunden verlebten[7]).

Auf den Rat Robert Hamerlings beschäftigte er sich sofort

---

[1]) Heimgarten, Juni 1889 (Meine Reisen in der Jugend).

[2]) Sie waren in sechs Bänden erschienen, nachdem sie von 1840 an in der „Wiener Zeitschrift" und in der „Iris" erschienen waren.

[3]) Meine Ferien, S. 149.

[4]) Gustav Heckenast wurde 1811 in Kaschau in Ungarn als Sohn eines deutschen Pastors geboren. Er tat sehr viel für die Verbreitung deutscher sowie ungarischer Literatur in Ungarn. Rosegger meint, Stifter wäre ohne Heckenast nicht bekannt geworden.

[5]) Mein Weltleben, S. 21.

[6]) Das Pensionat war im alten Schießstättengebäude.

[7]) Heimgarten, März 1909. Fünf Monate im Speckkammerl.

nach seinem Umzug mit einer Auswahl seiner Gedichte in obersteirischer Mundart. Der hellenisierende Lyriker und Dichter der „Aspasia" hatte sich seine Empfänglichkeit für Dialektdichtung bewahrt. Er war „zwar nicht volkstümlich geartet als Poet," wie er selbst im Vorworte zu den Gedichten sagte, aber wie Rosegger aus dem Volke hervorgegangen. „Alles Ländlichvolkstümliche verwebt er empfindend mit dem Zauber seiner ersten Jugenderinnerungen aus dem niederösterreichischen Waldlande; er hat die Lieder seines jüngeren Sangesbruders aus den steirischen Bergen mit Sympathie und Freude gelesen, glaubt es aber auch rechtfertigen zu können, wenn er in dieser seiner Herzensfreude das Liederbüchlein des jungen Freundes in die Öffentlichkeit einführt[1])."

Es schien Hamerling für Rosegger vorteilhaft, wenn er zuerst mit einer Gattung in die Öffentlichkeit träte, in der seine Originalität zutage kam. Die Seltenheit seiner Sprache (der Dialekt) sollte ihn vor Vergleichen und Kritiken schützen, die bei seiner Unerfahrenheit nur zu empfindlich werden konnten. Er selbst traf die letzte Auswahl unter den Liedern und anderen kleinen Gedichten Roseggers[2]). Der Titel „Zither und Hackbrett"[3]) rührt von ihm her. Durch seine Vermittlung wurde der Verleger Joseph Pock für das Büchlein gewonnen[4]). Soviel Zeichen opferwilliger Freundschaft sicherten im voraus den Erfolg. So stellte das gütige Schicksal von Etappe zu Etappe, an jedem Wendepunkt Rosegger einen hilfreichen Paten bereit.

So oft ein Bogen gesetzt war, brachte ihn Robert Wagner, der Setzer, herüber. Eines Tages war er gerade mit Korrekturen beschäftigt, als ein berühmter Besucher ihm in seiner engen Bude neue Aneiferung brachte.

Ein heiteres Mißverständnis hatte ihn kürzlich mit dem Grafen Anton Auersperg[5]), als Dichter unter dem Namen

---

[1]) Diese Vorrede ist vom 1. Juni 1869 datiert.

[2]) Persönliche Erinnerungen, S. 15.

[3]) Hackbrett ist ein flacher Kasten mit Stahlsaiten, die mit zwei Hämmerchen geschlagen werden.

[4]) Heimgarten, Februar 1902, Brief vom 7. April 1869.

[5]) Graf Alexander Auersperg, geboren am 11. April 1806 in Laibach, verlebte seine Kindheit auf dem Familiengute Thurn am Hardt in Krain. Als Liberaler wurde er 1848 in die Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. und 1860 ins österreichische Parlament gewählt. Als Dichter veröffentlichte er unter dem bekannten Pseudonym zahlreiche

Anastasius Grün berühmt, in Verkehr gebracht. Mit jener großzügigen Urbanität, die wir schon beim Grafen Meran kennen lernten, erwiderte Anastasius Grün, das Herrenhausmitglied, den Besuch, den ihm der arme Naturdichter in seinem prunkvollen Stadthaus[1]) gemacht hatte.

Gerade jetzt, wo Rosegger sein erstes, kleines Buch der Welt anvertraute, an der Schwelle seines mit festem Willen erwählten Berufs galt ihm dieser Besuch als gute Vorbedeutung. Es war ihm, als ob der berühmte, ältere Dichter ihn für würdig hielte, die Fackel zu tragen und, nach dem schönen Bilde des antiken Dichters, persönlich gekommen wäre, sie ihm in die Hand zu drücken.

---

lyrische und epische Dichtungen; seine Hauptwerke sind: „Spaziergänge eines Wiener Poeten" (1831) und „Schutt" (1836). Etwas manieriert im Stil, aber kühn in Gedanken und Gesinnung.

[1]) Palais Auersperg, Elisabethstraße in Graz.

IV. Kapitel

Der deutsch-französische Krieg und das vatikanische Konzil

Das Erscheinen von „Zither und Hackbrett“[1]) (Juli 1869) fiel mit der Zeit von Roseggers Austritt aus der Grazer Handelsakademie und dem Pensionat Dawidowsky zusammen. Mit einer nicht ungefährlichen Kühnheit wurde also zugegeben, daß er den Gefahren des Schriftstellerberufs Trotz bieten dürfe. Seine Fortschritte, sein ausgesprochenes Talent, seine Arbeitskraft und leichtes Produzieren flößten Vertrauen ein. Der Optimismus seiner Gönner kam übrigens auch in der materiellen Hilfe, die sie ihm fort und fort zukommen ließen, zum Ausdruck.

Seine Mitarbeiterschaft an mehreren Zeitschriften[2]) setzte ihn in die Lage, seine Bedürfnisse zum größten Teil selbst zu bestreiten. Das von Pock erhaltene Honorar war ins Vaterhaus gewandert, um dort die Not ein wenig zu lindern.

In der Freude der endlich errungenen Unabhängigkeit unternahm Rosegger Ende Juli muntere Wanderungen in die Berge von Nord nach Süd, von Ost nach West. Zuerst nach Gleichenberg, der ungarischen Grenze zu. Dann, kaum nach Graz zurückgekehrt, in entgegengesetzter Richtung nach Voitsberg. Im ganzen Kronland wohnten Freunde verstreut, die ihn freundlich in ihre Sommerwohnungen aufnahmen. In seiner guten

---

[1]) Zither und Hackbrett, Gedichte in obersteierischer Mundart mit einem Vorworte von Rob. Hamerling (Graz, Pock, 170 S.).

[2]) Außer in der „Gmundener Zeitung“ und der „Österreichischen Gartenlaube“, in dem „Volkskalender“ von A. Silberstein und später in einer Wochenschrift „Edelweiß“. (Brief an Hamerling vom 8. September 1869.)

Stimmung beschloß er, Kärnten wiederzusehen. Mitte August war er in Gmunden, schrieb von dort an Hamerling[1]; dann besuchte er in Linz Stifters Grab[2], und in Ischl fand er einen Reisegefährten, mit dem er in Etappen München erreichte[3].

Den Monat September verbrachte er in Krieglach-Alpel, teils bei seinen Eltern im Kluppeneggerhof, teils im Pürscherhaus in der Familie Julie von Wampls. Nach soviel Wanderungen über die freien lichten Höhen gefiel er sich im Verkehr mit der ernsten, weïsen, geistvollen Freundin. Die Unterhaltung mit Blinden gleicht einem lauten Denken. An der Schwelle des unsicheren Berufs genoß Rosegger bei Fräulein von Wampl die Ruhe stiller Sammlung.

Nach Erscheinen von „Zither und Hackbrett" machte man ihm Vorwürfe darüber, daß er die merkwürdigen Formen seines Dialekts oft abzuschwächen für gut befunden hatte. Um seine Gedichte auch den Lesern mundgerecht zu machen, die mit dem obersteirischen Dialekt nicht so vertraut waren, hatte er öfters ihm allzu fremdartig erscheinende Redensarten abgeschwächt und dem Hochdeutschen genähert[4].

Diese Urteile über seine bewußte Schüchternheit kamen dem neuen Buch zustatten, das er sofort in Angriff nahm. Unter dem Titel „Tannenharz und Fichtennadeln" vereinigte er Märchen, Erzählungen und Legenden in steirischer Mundart, teils ernster, teils heiterer Natur.

Schon Mitte September hatte er Hamerling das Manuskript gesendet[5]. In der ländlichen Einsamkeit des Jackellandes[6] arbeitete er eifrig an seinem steirischen Idiotikon. Um sich von der Richtigkeit der Ausdrücke und Wendungen zu überzeugen, las er den Leuten etwas vor und diese, die in ihrem Leben keinen Buchstaben gelernt, wunderten sich, daß sie das Geschriebene so gut verstünden — geradeso als wenn sie untereinander redeten[7].

Soweit war er, als er die Mitteilung erhielt, daß ihm der

[1] Heimgarten, Februar 1902, S. 376.
[2] Heimgarten, Januar 1905, S. 286.
[3] Heimgarten, Juni 1889.
[4] Vorrede zur 3. Auflage und Brief an R. Hamerling vom 8. September 1869.
[5] Heimgarten, Februar 1902, S. 377.
[6] Zwischen Alpel, St. Kathrein und Fischbach.
[7] Brief vom 8. September 1869.

steiermärkische Landesausschuß[1]) ein Stipendium von 300 Gulden gewährte, damit er als außerordentlicher Hörer die Grazer Universität besuchen könne. Eine ähnliche Ehrengabe zur rechten Zeit wurde ihm einige Monate später zuteil. Auf Anregung Gottfried von Leitners[2]), den er wie andere auch den steirischen Uhland nennt, verlieh der Grazer Zweigverein der Schillerstiftung[3]) dem Dichter von „Zither und Hackbrett“ eine Ehrengabe von 150 Talern.

Als Rosegger im Oktober nach Graz zurückkehrte, bezog er wieder das Zimmer beim Finanzrat Frühauf und besuchte, nicht ganz regelmäßig die Vorlesungen im malerischen Kloster, worin sich damals noch die Universität[4]) befand. Er hörte nur jene Vorlesungen, an denen ihn, sei es der Stoff, sei es der Lehrer, anzog.

Hamerling hatte sich bei Gelegenheit von „Zither und Hackbrett“ vorgenommen, seine Erfahrung in den Dienst des Talentes zu stellen, dessen Entstehungsgeschichte so gewinnend, dessen Fortschritte so sichtbar waren. Er sah also das Manuskript von „Tannenharz und Fichtennadeln“ Blatt für Blatt durch und urteilte: „Es sind köstliche Sachen darunter, nur einiges ist anekdotenhaft und könnte besser wegbleiben[5]).“ Er half ihm zwar nicht so direkt wie früher, machte ihn aber auf gewisse Trivialitäten aufmerksam, zu denen er durch diese Dichtungsart verleitet worden war, half ihm einiges auszumerzen und dadurch die Stücke, in denen die wahre Originalität Roseggers zum Ausdruck kam, zur rechten Geltung zu bringen. Dazu war Robert Hamerling mit seiner klassischen Bildung berufen wie selten einer.

Das Buch erschien im Laufe des Winters beim Verleger J. Pock in Graz. Es bestand aus ganz verschiedenartigen Stücken, durchaus aber aus Dorfgeschichten. Hätte der Dichter nicht das kurze Wörterbuch beigefügt, so hätte man glauben

[1]) Der damalige Landeshauptmann Dr. Moritz von Kaiserfeld interessierte sich persönlich für Rosegger. Mein Weltleben, S. 49; Heimgarten, Februar 1902, S. 377, und August 1901, S. 848.

[2]) Gottfried Ritter von Leitner, geb. 1800 und gest. 1890 in Graz. Gedichte 1825; Herbstblumen 1870; Novellen und Gedichte 1880.

[3]) Gegründet von Karl von Holtei.

[4]) Sie ist seither in prächtige Gebäude übersiedelt.

[5]) Heimgarten, Februar 1902, Brief vom 12. September 1889.

können, daß er es für kein anderes Publikum bestimmt habe, als für seine zur Winterszeit um den Tisch sitzenden Alpler Bauern. Mag er den tragischen Konflikt zwischen Eigennutz und Liebe in ländlichen Familien darstellen oder den Irrsinn dar armen Witwe schildern, der man den Erdhügel, das einzige Andenken an den verlorenen Gatten wegnimmt, oder im bäuerlichen Dialekt eine Geschichte aus der Bibel[1]), oder dem trojanischen Krieg erzählen, oder die Geständnisse der alten Magd, die sie beim Melken der Kuh anvertraut — immer stellt sich Rosegger die Zuhörerschaft eines Bauernhofes oder eines Wirtshauses vor, wie sie sich um den gut erzählenden Knecht oder den unerschöpflichen Hausierer zu scharen pflegt. Sein Buch legt er in Gedanken diesem Erzähler in die Hand, damit er daraus seine gewohnten Stoffe schöpfe: Erinnerungen aus der halbsagenhaften Vergangenheit, wo die Türken den blutigen Schrecken von Tal zu Tal trugen; Kindheitserinnerungen, Naturbilder, Phantasien, in denen der Traum einer Weihnacht Gestalt annimmt, all das fegt durch die Seele eines Älplers, der sich an seinesgleichen, an Hirten oder Holzhauer wendet.

So trat der tief volkstümliche Charakter von Roseggers Schaffen sofort zutage. Mit seiner Feder begann sich das Volk der Steirer selbst zu zeichnen, selbst zu erklären. Er machte es ihm bequem in seinem Werk, dessen Elemente daraus stammten; der Nutzen und die Annehmlichkeit, die es zu schaffen vermochte, mußten dem Volke selbst zukommen. Er lud es ein, sich am Schauspiel seiner eigenen Existenz zu ergötzen und zu belehren.

Nichts begrenzte seine Aufgabe, sein Stoff war unversiegbar, unendlich verschieden in seinen wechselnden Erscheinungen und dennoch im Kerne unveränderlich. Das Geheimnis von Roseggers Meisterschaft sollte darin liegen, daß er diesen Stoff in allen Tiefen und verborgensten Falten kannte. „Nichts ist so schwer," sagt er in der Vorrede zu seinen „Älplern", „als die richtige Beurteilung des Volkes, besonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeschlossenen, in den verlorenen Bergtälern und tiefen Einöden leben. Studieren kann man sie nicht, man muß sie miterleben mit seinem eigenen

[1]) Der Aehndel Noah; Der Voder Abram usw.

Fleisch und Blut. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um sie ganz zu verstehen[1]).“ Durch ein außergewöhnliches Vorrecht sollte Rosegger ein Kenner des Volkes von beiden Seiten her werden: durch Instinkt und klares Urteil.

„Das Volk,“ sagt Rosegger ein andermal[2]), „ist unendliches, meertiefes Leben, keine Bildergalerie, in welche man sich nur gleich so hinstellen kann vor die Gemälde und sie kritisieren.“ In der Vorrede zu den „Alplern“ vergleicht er es mit einem Urwald: „Man kann Büsche und Bäume zeichnen, aber nicht den Urwald. Das Volk ist wie das Meer, man kann Quellen und Bäche und Seen bezwingen, aber nicht das Meer.“ Daher sei es nötig, sich auf Teile zu beschränken, in einer Reihe von Gemälden die hervorstechendsten Züge, die charakteristischsten Ausblicke festzuhalten, um sie in ergreifender Zusammenstellung darzubieten.

Dies war der Plan der „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande“[3]), die Rosegger nach einem Zwischenraum von wenig Monaten auf „Tannenharz und Fichtennadeln“ folgen ließ.

In diesem mehr beschreibenden Buch, das Steiermark über seine Grenzen hinaus bekanntmachen wollte, verzichtete der Dichter auf den Gebrauch des Dialekts, den er bisher verwendet hatte. Wie Fritz Reuter, Klaus Groth, J. P. Hebel und Franz von Kobell hatte er die literarische Berechtigung seines Dialektes durchgesetzt. Soweit es an ihm lag, hatte er seine kräftigen, kühnen, malerischen Zeit- und Beiwörter und die schöne Klangfülle seines Vokalismus zur Geltung gebracht. Aber es war nicht seine Absicht, dieses Ausdrucksmittel ganz ausschließlich zu verwenden. Seine geringe Verbreitung und seine beschränkten Mittel wären ihm ein Hindernis und eine Fessel gewesen. Er konnte den Dialekt nur noch hie und da und zu ganz bestimmten Zwecken verwenden.

Die „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande“ bestanden aus kurzen Monographien und galten der Wohnung des Alplers, seinen Arbeiten, seinen Festen, seinen alten Gebräuchen, seinem Glauben und Aberglauben. Der Dichter schilderte die

---

1) Vgl. die Vorrede zu den „Alplern“.
2) Allerlei Menschliches, S. 58.
3) Graz, Leykam 1870, 262 S.

Gebräuche, die zu seiner Zeit noch bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnissen üblich waren und von denen er fürchtete, daß sie bald in Vergessenheit geraten würden, oder solche, deren langsames Verschwinden er miterlebte und die ihm wert schienen, nicht ganz vergessen zu werden.

Diese Heerschau von teilweise rückblickendem Charakter hielt er für ein wertvolles Dokument. Tatsächlich war sie ein Beitrag zur deutschen Sittengeschichte. Der Zeitpunkt erhöhte noch ihre Tragweite und Bedeutung. Es entging Rosegger nicht, daß bis in die entlegensten Waldgebiete seines Kronlandes die feinen Keime sozialer Neuerungen eingedrungen waren.

Unter seinen geöffneten Augen begann der Konflikt der Vergangenheit mit der Zukunft. Diese Krise drohte eine Unzahl von Gewissensdramen zu zeitigen, die dann auch in der Tat der Stoff seiner Romane und Novellen wurden.

Den „Sittenbildern" sollte Rosegger seine endgültige Verbindung mit Heckenast verdanken. In Erwiderung seines großmütigen Geschenkes im Jahre vorher, hielt es der Dichter für Ehrenpflicht, ihm durch Übersendung eines Exemplars seines neuen Buches zu huldigen. Viel zu gefällig, um sich mit einem förmlichen Lob zu begnügen, erklärte sich Heckenast in einem Briefe vom 5. Mai 1870 bereit, das nächste Buch des steirischen Dichters zu verlegen[1]).

Rosegger stand noch unter dem Eindruck dieses schmeichelhaften Anerbietens, als er am 8. Mai die große Reise nach Norddeutschland antrat.

Von Graz begab er sich nach Leoben, um von seinem Freunde Brunlechner Abschied zu nehmen. Am 9. Mai war er in Alpel bei seinen Eltern. Diese waren in großer Aufregung über den neuen Schritt ihres Ältesten, den sie so wenig verstanden, wie alle andern in seinem neuen Leben. Mit Ratschlägen ihrer besorgten Liebe[2]) versehen, erreichte er Wien, wo ihn ein Unfall, ein verstauchter Fuß, seinen Aufenthalt zu verlängern zwang.

Am 14. Mai kam er nach Brünn, am nächsten Tag nach Prag, wo er am Hradschin seinen Lehrer und Freund Rudolf

---

[1]) Meine Ferien, S. 149.
[2]) Am Wanderstabe, S. 227.

Falb besuchte, der dort wissenschaftlichen Studien oblag. Falb wurde sein Führer durch das malerische Gewirre der alten Stadt Dann durchstreifte er die sächsische Schweiz und fuhr die Elbe hinab nach Dresden. Eine Augenentzündung, die Folge seiner zu langen Nachtwachen, hinderte ihn, bei diesem ersten Aufenthalt die florentinische Anmut der eleganten Stadt zu genießen, die er später so gerne wieder aufsuchte.

Seine beiden nächsten Etappen waren Leipzig[1]) und Weimar[2]). Er wollte das Schlachtfeld sehen, wo 1813 das Schicksal Europas entschieden wurde, und an den Ufern der Ilm empfand er die Schauer heiliger Erinnerung.

Seine Absicht war es gewesen, Fritz Reuter einen Brief von Robert Hamerling zu überbringen. Die Nachrichten, die er in Leipzig erhielt, ließen ihn auf den Besuch in Eisenach, wo der große Humorist sich augenblicklich nicht aufhielt, verzichten[3]).

Am 26. Mai betrat er den Boden der preußischen Hauptstadt. Mit gutem Humor lächelte er über die Selbstgefälligkeit des eingesessenen Berliners. Die Ausstellung der auf den Schlachtfeldern von Böhmen eroberten Waffen stimmte ihn trübe[4]). Erst in Wannsee, am waldigen Ufer der friedlichen Havel, fühlte er sich wieder wohl.

Der fremde Reiz der von seiner Heimat so verschiedenen Landschaft lockte ihn zum Besuche der Ostsee. Am 30. Mai war er in Stettin und am selben Tag in Swinemünde auf der Insel Usedom. Dort trachtete er die Glockentöne zu erlauschen, die Dichter und Träumer aus der versunkenen Stadt Vineta gehört haben wollen.

Zwischen den Zeilen eines Briefes an Hamerling[5]) aus diesem Ort liest man schon sein leises Heimweh. Im Begriffe, diese Reise, die seinen Wissensdurst fesselte, in einer Graz entgegengesetzten Richtung fortzusetzen, tat er dem Zuge nach der Heimat Zwang an.

Von Swinemünde fuhr er nach Rügen hinüber, setzte sich auf die höchsten der weißen Felsen bei Stubbenkammer und

---

[1]) Dort besuchte er die Redaktion der „Gartenlaube", deren Mitarbeiter er damals war.

[2]) Hier besuchte er den Dichter Julius Grosse.

[3]) Brief an Rob. Hamerling vom 30. Mai 1870.

[4]) Am Wanderstabe, S. 239.

[5]) Heimgarten, Februar 1902, S. 378.

Saßnitz und ließ seine Blicke über die endlose Weite des Meeres schweifen.

Über Stralsund und Rostock war Hamburg sein Ziel. Der hanseatische Hafen[1]) mit seinen schmutzigen Gäßchen, seinen schlammigen Kanälen voller Händler, ließ noch nicht den Aufschwung zum großen Wohlstand, der ihm beschieden war, voraussehen.

Durch sein buntes mannigfaltiges Leben fesselte er den Blick des Dichters, der die wechselnde Form der Dinge rasch auffaßte; der Zauber des Fremdartigen in den gespannten Segeln der Schiffe wirkte kräftig auf seine empfängliche Seele.

Nachdem Rosegger noch Klopstocks Grab auf dem Friedhof von Ottensen[2]) besucht hatte, schiffte er sich am 4. Juni auf einem Frachtendampfer nach Holland ein. Nach einer unruhigen Überfahrt von drei Tagen genoß er die feenhafte Überraschung der roten Dächer im alten Amsterdam. Kaum aber hatte er die Amstel und die Prinzengracht gesehen, so eilte er schon wieder fluchtartig davon.

Schon am 7. Juli war er in Köln, fuhr im Dampfschiff ohne Rast bis Rolandseck, dann bis Mainz. Am 9. stürmte er durch Heidelberg, um sich nach Stuttgart zu begeben. Der 11. traf ihn in Straßburg, wenige Wochen bevor die Sturmglocke des Münsters in dumpfen Tönen den Beginn der Feindseligkeiten zwischen Frankreich und dem Norddeutschen Bund ankündigte.

Von Basel hastete er nach Romanshorn und warf nur einen Blick auf Luzern, den Rigi und Zürich. Erst in Bregenz, auf dem österreichischen Ufer des Bodensees, wurde er ruhiger. Die vertraute Umgebung der Alpenlandschaft beruhigte ihn und er machte voller Entzücken lange Fußmärsche. Seine weite Reise hatte ihm nichts geboten, was diesem Eintritt auf österreichischen Boden gleichgekommen wäre.

In Innsbruck fiel seine Ankunft mit dem Fronleichnam zusammen, einem der prunkvollsten Feste der katholischen Kirche. Nichts klärt über die Psychologie eines Volkscharak-

[1]) Dessen Bedeutung mit den Vergrößerungsarbeiten in den Jahren 1878—1888 immer zunahm.

[2]) Nachbargemeinde von Altona. Klopstock starb in Hamburg 1803 und äußerte den Wunsch, neben seiner ersten Frau, Meta Moller, auf dem Friedhof von Ottensen beerdigt zu werden.

ters so sehr auf, wie der Anblick einer großen Ansammlung. Der Kontrast der Bilder, die er eben auf der Reise gesehen hatte, zu dem, das er jetzt zufällig genießen konnte, machte ihn auf den südlichen Nationalcharakter aufmerksam, der in gewissem Betracht etwas mehr romanisch als germanisch ist; da kam ihm der Unterschied zwischen dem zurückhaltend wortkargen, scheinbar kalten Norddeutschen und dem schwärmerisch erregbaren, farben- und formenfrohen Süddeutschen so recht zu Bewußtsein[1]).

Von der Hauptstadt Tirols nach Graz schlug der Dichter den längsten Weg ein. Sein Heimweh war gestillt. Er wendete sich nach Süden, über den Brenner nach Brixen, als wenn das nahe Italien ihn gerufen hätte. Teils zu Fuß, teils mit der Post durcheilte er Kärnten von Westen nach Osten.

Am 20. Juni abends konnte er die Zeit von der Uhr am Grazer Schloßberg ablesen. Seine Abwesenheit hatte sechs Wochen gedauert.

Mit welcher Hast Rosegger die Reise auch vollendet hatte, so sollte sie doch tiefe Spuren in ihm hinterlassen. Er verdankte ihr einen konkreten Eindruck von deutscher Größe. Als er Deutschland in einem Zug durchreiste, kam ihm dessen wesentliche Einheit zu Bewußtsein. In seiner Vorliebe für einfache, allgemeine Begriffe hatte er das Werk, zu dem die herrische Initiative Preußens in diesem historischen Augenblick den Willen der einzelnen erst zwingen mußte, schon vollendet gesehen. Nichts hatte ihn daran gemahnt, daß die so rasch überschrittenen Grenzen der Einzelstaaten wirklich vorhanden seien. Es fiel ihm leicht, die politische und territoriale Zerstückelung zu übersehen, an deren Stelle ein tiefes und mächtiges Bedürfnis die nötige Gemeinschaft zu setzen trachtete. Je mehr sich die Landkarte des weiten Gebietes der deutschen Sprache vor seinen Augen ausbreitete, um so tiefere Wurzel schlug sein deutsches Nationalgefühl. Das Gefühl einer Demütigung Österreichs war ausgelöscht, ohne Groll zu hinterlassen.

Seine angeborene Abneigung gegen alles, was Zwietracht und Haß hervorbringen kann, machte übrigens Rosegger für die Lehre empfänglich, die er auf den Fahrten von Graz nach

[1]) Heimgarten, Juni 1889, S. 698.

Berlin und Hamburg und von Köln nach Bregenz erhalten hatte. Trotz der mitunter unangenehmen Eindrücke von der preußischen Selbstgefälligkeit, wie sein Reisetagebuch und seine Briefe an Hamerling beweisen, fühlt er gegen die stolze Macht, die im neuen Reiche die Vorherrschaft erhalten sollte, nicht den Groll sächsischer oder bayrischer Partikularisten. Preußen ist seiner Meinung nach von allen Mängeln freizusprechen, weil es die so verdienstliche Mission übernahm, Deutschland zu einigen. Diese Tat zu hintertreiben oder sich für Königgrätz zu rächen, fällt ihm gar nicht ein.

Das hätte er für gotteslästerlich gehalten. Die von den Staatskanzleien willkürlich festgesetzten Grenzen der Einzelstaaten ließen ihn ganz gleichgültig. Nationalität konnte er vom Begriff Rasse nicht trennen, wurde sie ihm doch durch die Verwandtschaft der Sprache greifbar dargestellt. Als er die Reise durch Deutschland vollendete, glaubte er wohl das große Vaterland durcheilt zu haben, mit dessen Schicksal er von nun an das seiner steirischen Heimat verband. Zwischen Bayern und den deutschen Kronländern Österreichs sieht er keine größere Trennung, als zwischen Bayern und dem Norddeutschen Bund. Die gewaltsame Scheidung des Jahres 1866 ist für ihn null und nichtig.

So war im Juli 1870 Roseggers Seelenzustand, als am Rhein der Krieg begann, dessen nahen Ausbruch er schon auf der Durchreise in Straßburg erkennen konnte. Da er überzeugt davon war, daß die Franzosen die Angreifenden waren, wünschte er von den ersten Gefechten an den Sieg der preußischen Waffen und freute sich, als er eintraf, denn mit ihm siegte das Recht.

In einem „Aufruf an das deutsche Landvolk in Österreich", den er schließlich in seiner Mappe behielt[1]), erinnerte er im Stile Theodor Körners und Ernst Moritz Arndts an die noch nicht vergessene Besetzung Steiermarks durch die Franzosen zu Beginn des Jahrhunderts[2]).

---

[1]) Heimgarten, August 1901, S. 851, bringt einen Auszug daraus.

[2]) Bonapartes Truppen waren am 10. April 1797 in Graz eingezogen. Im September 1800 kehrten sie dahin zurück. Bei der dritten Koalition, 1805, nach der Kapitulation von Ulm, kam die französische Armee unter General Marmont abermals nach Steiermark. Im Krieg von 1809 erschienen sie dort zum letzten Male.

In seiner Kindheit hatten sich Vorstellungen von der teuflischen Macht der Franzosen mit denen von Türken und Ungarn verbunden. Sie lebten in der Erinnerung des Alpenvolkes wie ein Schreckgespenst fort. Wurden Leute von plötzlicher Angst erfaßt, so daß sie sich in ihren Häusern verbarrikadierten, so hieß es: „Als wenn die Franzosen kämen.“ Wollte man den Kindern heilsame Furcht einflößen, so drohte man ihnen: die Franzosen würden sie mitnehmen[1]). In der Phantasie der Einfältigen waren Franzosen der Wolf in der Fabel. Man haßte sie nicht eigentlich und verachtete sie nicht, sondern fürchtete sie wie ein Elementarunglück.

In Graz war zu Beginn des deutsch-französischen Krieges die Stimmung nicht allgemein franzosenfeindlich. Die persönlichen Meinungsverschiedenheiten lösten sich in eine kühle Neutralität gegenüber beiden Kriegführenden auf, gegen die Österreich gleichviele Beschwerden hatte. Adalbert Svobodas Parteinahme (in der „Tagespost“) für einen Staat, der vier Jahre zuvor die österreichische Regierung bezwungen und den Norddeutschen Bund gesprengt hatte, wurde in mehr als einem Grazer Kreise mißbilligt und für Übereifer erklärt. Übrigens hatte seine kritische Stellungnahme in religiösen Fragen seinen Ansichten über die äußere Politik ein gut Teil ihres Kredits bei den frommen Steirern geraubt.

Zwischen dem protestantischen Preußen und der beinahe durchaus katholischen Steiermark[2]) bestand eine Grundverschiedenheit. Der Franzosenhaß führte noch lange nicht zur Waffenbrüderschaft mit Berlin. Um diesen Schritt zu tun, mußte man sich, entweder wie der Nationalist Svoboda offen zum preußischen Geist bekennen, oder, wie Hamerling und Rosegger, von Preußens Vorteilen ganz absehen und nur die Zukunft des geeinigten Deutschlands ins Auge fassen, dessen provisorischer Protagonist Preußen einstweilen wäre.

In dem Augenblick, wo im Kreise des Dichters die Teilung der politischen Ansichten zutage trat, bewirkte ein kirchliches

[1]) Als ich jung noch war, S. 130.

[2]) In den letzten zehn Jahren des 19. Jahrhunderts zählte man in Steiermark 1269688 (98,99%) Katholiken, gegen 10556 (0,83%) Protestanten und 1979 (0,16%) Israeliten. Vgl. Hirsch, Heimatkunde des Herzogtums Steiermark, 1896, S. 14.

Ereignis, wie zur Gegenprobe, eine ebensolche Trennung der Anschauungen und der Wünsche.

Nach langen leidenschaftlichen Beratungen hatte das vatikanische Konzil[1]) vom 13. Juli 1870 die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erhoben und damit das im Syllabus[2]) errichtete Gebäude der Unnachgiebigkeit mit dem Ausdruck absoluter Souveränität gekrönt. Diese Erklärung machte tiefen Eindruck auf Rosegger.

Diese Autorität stützte sich auf theologische Eingebungen, gegen die sich seine allen doktrinären Spitzfindigkeiten abholde Natur auflehnte. Jeder geistige Zwang schien seinem kritischen Verstand unerträglich. Die Maßregel des ökumenischen Konzils hielt er nicht nur für eine „Verletzung des ursprünglichen Rechts religiösen Denkens", wofür er die Freiheit hielt, sondern auch ein Verkennen der Bedingungen, unter denen es erblüht. Sein religiöses Gefühl war durch die einfachen Erzählungen seiner Mutter und seiner eigenen Gedanken angesichts der Alpennatur gebildet worden und er verdankte seiner eigenen Erfahrung die Überzeugung, daß der Glaube von der Unmittelbarkeit des Gefühls lebt. Als Freund der Kontroverse hatte er in seinen Debatten mit Robert Wagner, Svoboda, Offenburger und Brunlechner den Reiz einer gesunden Betätigung seiner streitbaren Fähigkeiten genossen.

Für diesen Mann war die freie Forschung unabweisbares Bedürfnis und das neue Dogma erschien ihm paradox. Es reizte ihn zum Widerspruch und zum Pamphlet[3]), es hätte ihn eher dem Unglauben in die Arme getrieben, als seine Zustimmung erworben; am Tage seiner feierlichen Verkündigung löste sich Rosegger innerlich von der römischen Kirche[4]).

Zur selben bedeutenden Zeit, wo die deutschen Waffen zum erstenmal einig vor einem gemeinsamen Feind standen und der Hoffnung auf ein geeinigtes Deutschland Raum ließen, erhob sich laut der heftigste Widerspruch gegen die dogmatische

---

[1]) Es war am 8. Dezember 1869 zusammengetreten.

[2]) Der Katalog (Syllabus) der modernen Irrlehren (8. Dez. 1864).

[3]) Rosegger hat das Konzept eines „Offenen Briefes an die Prälaten des ökumenischen Konzils" aufgehoben, das er unter diesem Eindruck geschrieben, aber nie veröffentlicht hat.

[4]) Am Wanderstabe, S. 351.

Herausforderung, die auch Rosegger mißbilligte. Am Konzil[1]) selbst hatten die deutschen und österreichischen Kardinäle Stroßmayer an der Spitze, dem Infallibilitätsdogma hartnäckig Widerstand geleistet. Seit seiner Auflösung setzte Döllinger[2]) in Wort und Schrift seinen heftigen Kampf gegen die rückschrittlichen Tendenzen des Papsttums fort. Er führte die Gemüter, die das Evangelium allein als Autorität und Nahrung ihrer Frömmigkeit ansahen, dem Altkatholizismus[3]) zu. So fand Roseggers Idealismus zur selben Zeit sowohl auf religiösem als auf politischem Gebiete seinen Ansporn in Deutschland.

Man begreift, daß ihn in solch kriegerischer Stimmung das dramatische Schaffen lockte.

Rosegger ließ sich von Tendenzen begeistern, ähnlich denen, die zum bürgerlichen Drama eines Friedrich Hebbel und Otto Ludwig geführt haben. Er warf sich auf eine dramatische Form, die ihm die Helden seiner Dorfgeschichten samt ihrem Milieu auf die Bühne zu bringen gestattete, und Konflikte darzustellen, die Liebe und Haß bei ihnen erzeugen. Er fühlte, daß neue Wirkungen gewonnen werden könnten, wenn die Dichter, wie er, im wirklichen Leben selbst die düsteren Dramen gesehen haben, die sich in scheinbar so friedlichen stillen Dörfchen abspielen. Er kannte die Leidenschaften des Bauernherzens und ihre tragischen Folgen.

Eigenartige Situationen zu wählen, in denen der Eigensinn der Alplerseele besonders deutlich hervortritt; das Milieu schildern, einfältige oder gefährliche Handlungen, in denen sich die geheimen Wünsche, der Ehrgeiz oder die Habsucht von Menschen offenbaren, die infolge ihrer einsamen Lebensweise auf sich selbst angewiesen sind; das Mitgefühl für gewisse allgemeine Leiden wecken, die öffentliche Meinung gegen ein Vorurteil hier, einen Mißbrauch dort erregen — diese drama-

---

[1]) Dem Konzil wohnten 43 österreichische und 16 deutsche Kirchenfürsten bei; 46 österreichische und deutsche Prälaten stimmten mit der Minorität.

[2]) Döllinger (geb. in Bamberg 1799, gest. in München 1890) war Professor der Theologie an der Münchener Universität. Infolge seines Buches: „Der Papst und das Konzil von Janus" (1870) wurde er von Rom exkommuniziert.

[3]) Der Altkatholizismus faßte hauptsächlich in der Schweiz und Deutschland (Kongreß in Bonn) Wurzel von 1870 bis 1880.

tischen Ideen, deren Ausführung Ludwig Anzengruber vorbehalten blieb, beschäftigten Rosegger — das muß festgehalten werden — während des Herbstes 1870. Mit Feuereifer ging er dem Plane nach, auf der Bühne Schilderer und Wortführer seiner Heimat zu werden.

Der gewählte Stoff lockte ihn besonders wegen seiner Tendenz. Schon seine Wahl bedeutete einen Angriff auf die Kirche. Man konnte ihn nicht behandeln, ohne irgendwie Skandal zu erregen. Im Kampfe zwischen Liberalismus und Orthodoxie[1]), der wenige Jahre später[2]) zur förmlichen Aufhebung des Konkordats zwischen Österreich und dem heiligen Stuhle führte, nahm Rosegger Partei gegen die Strömung, die bei Pius IX. gesiegt hatte.

Die brennende Frage, die sein Stück aufwarf, war der Zölibat der Priester, die Hauptgestalt einer jener Dorfgeistlichen, die Roseggers Interesse später noch oft weckten. Einen dieser bescheidenen und entsagungsvollen, die er später in ihrer materiellen Armut und geistigen Vereinsamung stoisch bis ins heroische zeichnete[3]), stellt er hier in einer Lage dar, wo seine Willenskraft versagt. Nach der Absicht des Dichters sollte hier ein grausamer Kontrast tiefes Mitleid hervorrufen. Jugendliche aufrichtige Liebe wird zur unverzeihlichen Sünde durch das strenge Gelübde und die Sitten; eine sonst erlaubte Sehnsucht zerschellt an der Mißbilligung der anderen; was sonst sorgloses Glück schafft, bringt hier Vernichtung[4]).

Es wäre ein Wunder gewesen, wenn Rosegger in einer literarischen Gattung, die am meisten methodische Übung fordert, gleich Erfahrung und technisches Geschick bewiesen hätte. Kein Dramatiker begann je mit einem Meisterwerk, die meisten kamen erst nach einer Reihe von Mißerfolgen zur Meisterschaft.

---

[1]) Die Geschichte nennt ihn den „Kulturkampf", den auch Bismarck zur gleichen Zeit auf demselben Boden in Deutschland kämpfte.

[2]) Das Konkordat von 1855 stand in grellem Widerspruch mit der Verfassung von 1867, die Religionsfreiheit gewährte, und war tatsächlich schon im Jahre 1868 abgeschafft worden. Die sogenannten „Maigesetze" gaben diesem Regiment den letzten Stoß.

[3]) Die Schriften des Waldschulmeisters; Das ewige Licht usw. Vgl. auch Schelm aus den Alpen, II, S. 88.

[4]) Rosegger nannte sein Stück „Der Dorfkaplan", ein Volksstück mit Gesang in fünf Aufzügen (Oktober 1870). Vgl. Heimgarten, April 1881, S. 539.

Ehe Rosegger sein Manuskript dem Schauspieler übergab, der darauf erpicht war, trug er es zu Svoboda, um seinen stets bereiten guten Rat einzuholen.

Schon am nächsten Tag[1]) wußte er, woran er war: daß sein Stück nichts wert war. Weder der Dialog, noch die Charakteristik, keine Episode fand Gnade vor der unerwartet schneidigen Kritik eines Mannes, dessen Weitblick unserm Dichter früher sehr viel zugestanden hatte. Dieses vernichtende Urteil Svobodas hatte weit über das Schicksal des einen Werkes hinausreichende Folgen, denn Svoboda ließ geradezu verstehen, daß der Dichter überhaupt keine dramatische Begabung hätte.

Wie groß Roseggers Hoffnung gewesen war, welche Arbeit er auf dieses Werk angewendet hatte, wie groß seine Bitterkeit, und sagen wir geradeheraus sein Groll war — das erfahren wir aus einem Brief, den er einige Monate später Fr. Schlögl schrieb[2]). Die Enttäuschung war so groß, daß er gegen Svobodas Urteil keine Berufung einlegte, sondern sein Manuskript verbrannte und seine Theaterlaufbahn für abgeschlossen hielt.

Da das Hauptdokument fehlt, wäre es vergeblich, das harte Urteil Svobodas berichtigen zu wollen. Ebenso unfruchtbar wäre es, zu untersuchen, ob Rosegger Erfolg gehabt hätte, wenn er ausdauernd weitergeschrieben hätte. Mehr als ein Dutzend Mißerfolge auf kleineren Bühnen[3]) hatten den Dichter des „Meineidbauer" nicht abgeschreckt. Indem aber Rosegger

[1]) Rosegger hat die Geschichte dieser Niederlage mit Varianten erzählt, die nicht ganz der historischen Wahrheit entsprechen. Zuerst im Heimgarten, April 1881: „Der Pfarrer von Kirchfeld und ich". Dieser Artikel wurde mit geringen Änderungen in „Meine Ferien", S. 231 ff. aufgenommen. Darin erzählt er, daß Svobodas Antwort mehrere Wochen auf sich warten ließ und ihm erst nach der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" zukam. Zwischen dem Erfolg dieses Stückes und der Vernichtung des seinigen stellte er einen Zusammenhang her, der nicht existierte. Der Brief an Schlögl vom 28. November 1871 und andere übereinstimmende Umstände stellen die richtige Reihenfolge der Ereignisse besser fest. Rosegger läßt sich öfters solche kleine Verschiebungen zu Schulden kommen, obwohl sie unbeabsichtigt und an sich unwichtig sind, können sie den nach Genauigkeit strebenden Historiker irreführen.

[2]) Heimgarten, 31. Juli 1903, S. 45.

[3]) Von 1860 bis 1869.

dort verzichtete, wo er hätte hartnäckig bleiben sollen, indem er seine einzige Revanche[1]) auf zwanzig Jahre später verschob, hat er Svobodas strenges Urteil über sein Talent als Dramatiker selbst bestätigt.

Seiner ursprünglichen Neigung nach verwandelte er das verunglückte Stück sofort in eine Erzählung. Unter dem Titel „Alpenglühen"[2]) erhielt sie ihren Platz in den „Geschichten aus Steiermark"[3]), die zu Weihnachten bei Heckenast erschienen. Ein Jahr zuvor hatte Leykam in Graz, der Nachfolger J. Pocks, die „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande" herausgegeben, aber nur ganz geringe Neigung gezeigt, in den unsicheren Zeiten ein neues Werk in Verlag zu nehmen. Da erinnerte sich Rosegger des großmütigen Anerbietens von Adalbert Stifters Freund und Wohltäter in Budapest.

Dadurch verwandelte sich seine augenblickliche Verlegenheit[4]) in einen Fortschritt und Gewinn. Da Stifter sein Vorbild geworden, war er stolz darauf, durch Gustav Heckenasts Wohlwollen an seine Stelle vorrücken zu können. In dieser abermals kritischen Stunde war es ihm doppelt wertvoll, durch eine öffentliche Huldigung Stifters[5]) die Achtung des uneigennützigsten und aufgeklärtesten Verlegers erworben zu haben.

Das Glück, das Rosegger mit entzückender Treue und erfinderischer Sorgsamkeit begleitet, verschaffte ihm in dem Augenblick, wo er hätte verzweifeln können, den moralischen und materiellen Gewinn einer neuen Freundschaft.

Da zwischen Heckenast und Rosegger ein großer Altersunterschied war, überrascht das liebevolle Entgegenkommen des älteren, der in seinen Briefen immer den Wert betont, den

---

[1]) „Am Tage des Gerichts" (8. November 1890). Rosegger schrieb außerdem noch drei Einakter, von denen noch die Rede sein wird. Sie wurden gedruckt, ehe sie gespielt worden waren, und erlebten nur wenige Aufführungen.

[2]) Die Novelle wurde umgearbeitet und erscheint als „Der Dorfkaplan" in den Dorfsünden, S. 145—205.

[3]) Geschichten aus dem steirischen Oberlande. Pest, G. Heckenast, 437 S., 8°. (Vorwort, Graz, den 24. Dezember 1870.)

[4]) Brief an Schlögl vom 28. November 1871.

[5]) Ein Kapitel voller Rührung, das er ihm gewidmet hatte (Mein Weltleben, S. 164).

er auf die Freundschaft des jüngeren legte und dem verpflichtet zu sein, er vorgab[1]). Diese beinahe ehrerbietigen Zeichen einer persönlichen Teilnahme von seiten eines so verdienstvollen Mannes bekräftigen nur die Vorstellungen von dem Zauber, den Roseggers originelle Persönlichkeit ausübte. Seine Kühnheit erzwang das Glück. Er war hartnäckig, doch nicht ohne Schmiegsamkeit. Er war bemüht, sich selbst zu kennen, zeichnete hellsehend Weg und Ziel seiner Tätigkeit vor und fügte sich schnell einem guten Rat.

Die Vorrede zu den „Geschichten aus dem steirischen Oberlande" zeigt ihn seiner Kräfte wohl bewußt, sehr unterrichtet über ihre günstige, den Bedürfnissen des Augenblicks entsprechendste Verwendung. Dies Buch steht, wie er sagt, in einer Reihe mit den „Sittenbildern". Hier hatte er das Milieu geschildert, den Rahmen hergerichtet, nun stellt er die handelnden Personen hinein. Das erste Werk gibt die Bühne, das zweite die ersten Szenen des Dramas, das seine Novellensammlungen entrollen werden.

So wie sie Rosegger auffaßt, vermochte die Dorfgeschichte in der Tat viel mehr als das Theater, das freie Spiel aller seiner Kräfte zur Entfaltung zu bringen. Sie fordert jene Eigenschaften, die er mit dem Dramatiker gemein hat, den Sinn für tragische Situationen, die gleiche Geschicklichkeit im Erfassen komischer oder possenhafter Begebenheiten, Natürlichkeit und Lebendigkeit des Dialogs, die Kunst der schlagfertigen, geistreichen Entgegnungen, des treffenden Wortes. Außerdem aber läßt diese Begabung seinem Drange nach Vertraulichkeit mit dem Leser, nach breiter Ausmalung psychologischer Zustände, wie der Naturschilderungen einen Spielraum, auf den er nur zu eigener Unbefriedigung und zu unserm Schaden verzichtet hätte, wenn er bloß Dramen geschrieben hätte.

Mehrere Novellen aus den „Geschichten aus Steiermark",

---

[1]) Meine Ferien, S. 150ff. Besonders den Brief vom 4. Januar 1871. Stifters Briefe an Heckenast (herausgegeben von Apprent. 1869) bezeugen ebenso das seltene Zartgefühl des ungarischen Verlegers. Ihr brieflicher Verkehr dauerte 27 Jahre und schloß erst mit dem Tode Heckenasts. Rosegger seinerseits hat ungefähr 200 Briefe von Heckenast bekommen (Mein Freund im Ungarlande in „Meine Ferien", S. 141 bis 157).

waren schon in den Zeitschriften erschienen, deren Mitarbeiter Rosegger seit seiner Ankunft in Graz war. Mehr als eine war die Ausführung irgend einer älteren Skizze. Ein persönliches Erlebnis, eine gehörte Anekdote hatten dem Dichter den Stoff zu den meisten geliefert. Von nun an nährt sich Roseggers Talent von dem, was ihm das Leben zutrug. Das Leben durchdringt seine Dichtung, läßt sich darin nieder, beseelt sie, macht sie bunt und immer wieder neu. Seine allereigenste Methode besteht darin, durch die Poesie Selbsterlebtes auszuarbeiten, sie versagte ihm nie ihre Wirkungen.

Auch die Erzählung, die Gustav Heckenast von Anfang an für die vollkommenste und ergreifendste der Sammlung[1]) hielt, verdankte er solcher Eingebung, sie hieß „Das Holzknechthaus"[2]).

Ihren Schauplatz: eine mit ihren Bewohnern unter dem Schnee vergrabene Hütte, am Abhang irgend einer Schlucht im Hochgebirge, hat Rosegger aus dem Gedächtnis gezeichnet. In einem der vergangenen Winter hatte er, auf einem seiner Ausflüge in die Tauern, vom Schneesturm überrascht, einige Tage in ähnlichen Verhältnissen gelebt[3]). Zwischen den Wänden herrschte Dunkelheit, und er hatte ein schauriges Drama ausgedacht: eine durch Angst zum Entsetzen gesteigerte Erwartung.

Als belesener Mann leistete G. Heckenast dem jungen Dichter bei der Fertigstellung des neuen Buches die gleiche Hilfe, wie Robert Hamerling einst bei „Zither und Hackbrett". In mehreren vertraulichen Briefchen und besonders in einem langen Schreiben vom 19. November 1870[4]), hatte er mit vieler Rücksicht nicht scharfe Kritik geübt, wie es Svoboda zu tun pflegte, sondern bescheidene Ratschläge gegeben. Schon sein großes Verständnis hätte ihn dazu berechtigt, seine Freundlichkeit aber machte sie doppelt willkommen.

Zur selben Zeit wurde Rosegger mit Hubert Janitschek befreundet. Dem Manne, den Sympathie befeuerte, strömten Sympathien naturgemäß zu. Die Bekanntschaft begann in einer politischen Versammlung, auf deren Tagesordnung das

---

1) Meine Ferien, S. 150.
2) Die Geschichte wurde ins Buch der Novellen I aufgenommen.
3) Die Alpler, S. 255.
4) Meine Ferien, S. 150.

Ergebnis des deutsch-französischen Krieges stand. Hubert Janitschek, einer der Redner, hatte vornehm und unabhängig seine Ansichten vorgetragen. Höher als den materiellen Gewinn, hatte er die sittlichen Folgen der deutschen Siege eingeschätzt; dem Siege der Gewalt nur deshalb Beifall gespendet, weil er in ihr nur die Dienerin des Rechtes sah.

Mehr noch als die Übereinstimmung dieser Ideen mit den seinigen, riß Rosegger die Begeisterung und der Glaube Janitscheks zu herzlicher Zustimmung hin und in gewohnter Unmittelbarkeit gestand er sie ihm auch sogleich.

Hubert Janitschek studierte Philosophie und besonders Ästhetik[1]). Er schwärmte für den hellenischen Schönheitskultus. Ein auf gegenseitiger Achtung gegründeter Verkehr verband ihn bald mit Rosegger, trotz des Unterschiedes der Bildung und der Gemütsart, der sie eigentlich voneinander hätte trennen müssen. Ein Anhänger des Grundsatzes: l'art pour l'art, verfocht er leidenschaftlich seinen stolzen Standpunkt gegen einen hauptsächlich auf didaktische Ziele gerichteten Genossen. Im Gespräch erläuterte er die Lehren der Professoren Weiß und Nablowsky[2]), die er früher unregelmäßig an der Universität gehört hatte, und die seinem, allem Dogmatismus abholden Geiste an verdächtigen Spitzfindigkeiten reich erschienen. Hubert Janitschek war ein Geistesaristokrat und verkörperte für Rosegger den Gegenpol von Robert Wagners Lehre, mit dem er so manche Lanze gebrochen hatte. Als dessen Lehrzeit bei Leykam vollendet war, hatte er Graz verlassen und sich mit Leib und Seele in die sozialistische Bewegung gestürzt[3]). Der nachmalige Kunstgeschichtsprofessor füllte die Lücke aus, die Wagner bei Rosegger gelassen hatte, seine Schneidigkeit forderte ebenso, wie die Robert Wagners, Roseggers Widerspruch heraus und gewann sein Herz, weil er darin ein Zeichen von Aufrichtigkeit sah.

---

[1]) Mein Weltleben, S. 293. Janitschek wurde Professor der Kunstgeschichte in Straßburg, dann in Leipzig, und durch einige kunsthistorische Werke bekannt. Er starb am 20. Juni 1903. Seine Gattin, Maria Janitschek, geb. 1859, zählt zu den Dichtern der impressionistischen Schule.

[2]) Heimgarten, August 1901, S. 846. Weiß trug Geschichte und Nablowsky Philosophie vor.

[3]) Mein Weltleben, S. 437. Er bereiste Mitteldeutschland und Österreich im Dienste der Propaganda und starb arm und verlassen, noch jung an Jahren, in Wien.

In die letzten Wochen des Jahres 1870 fällt ein Ereignis, das Rosegger nach mehreren Richtungen hin zu fesseln geeignet war.

In Wien wurde seit dem 5. November 1870 jeden Abend unter großem Beifall ein Volksstück in vier Akten „Der Pfarrer von Kirchfeld“ von einem bis dahin unbekannten Dichter aufgeführt, der sich L. Gruber nannte. Dieses Stück erschien am 6. Dezember zum erstenmal auf der Bühne des landschaftlichen Theaters in Graz. In Wien hatte ein Artikel Heinrich Laubes den Erfolg noch gesteigert, indem er das Publikum der Gebildeten, das es sonst vielleicht übersehen hätte, mit Nachdruck auf das Stück aufmerksam machte.

Als Rosegger der Aufführung beiwohnte, war er überrascht, denselben Stoff, dessen Behandlung ihm mißlungen war, ausgeführt zu sehen.

Alles trug dazu bei, ihn aufs persönlichste und intensivste für ein Werk zu interessieren, das er selbst geschaffen zu haben sich einbilden konnte und dessen Vaterschaft ihm sogar eine Zeitlang zugeschrieben wurde[1]). Stoff, Tendenz, Personen, der Dialekt einzelner Szenen — alles war ihm vertraut. In seiner Würde, seiner ergreifenden Menschlichkeit, in seinem Unglück war Pfarrer Hell ein Bruder jenes Alois, dessen phantastische, schmerzreiche Seele er in sich getragen hatte. Das heiterste und volkstümlichste seiner Lieder[2]) wurde in einer passenden Situation von der Heldin des Schauspiels gesungen und brachte einen Strahl schalkhafter Fröhlichkeit in die ernste, keusche Führung der Handlung. Es offenbarte in greifbarer Weise die ideale und dennoch so wirkliche Mitarbeiterschaft Roseggers. Sein hochherziges vertrauensvolles Glaubensbekenntnis, seinen Widerwillen gegen Unduldsamkeit, seinen Optimismus, alle seine Gedanken sah Rosegger zu seiner größten Überraschung, nicht nur aufgenommen, nein, lebendig dargestellt von einem Dichter, von dem er nichts wußte, als daß er, so wie er selbst predigte, daß Liebe stärker ist als Haß.

So ging für Rosegger das fruchtbarste Jahr seit seiner ersten Unterredung mit Svoboda in einem Aufschwung der

[1]) Meine Ferien, S. 235.

[2]) Ohne Wissen Roseggers wurde das Lied „Därf ih's Dirndl liabn“ (Zither und Hackbrett, S. 30) in der ersten Szene des dritten Aktes dem Annerl in den Mund gelegt.

Begeisterung zu Ende. Seine Reise durch Deutschland, der Aufruhr seiner Gedanken im Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die Scheidung der religiösen Gemüter durch die Beschlüsse des Konzils zu Rom, alle dabei gewonnenen Lehren hatten dazu beigetragen, ihn zu vertiefen und zu bereichern.

Als Schriftsteller hat er seinen Weg erkannt und bestimmt. Er kennt nun seine Mission und wie sie zu erfüllen ist. Er hat die Eigenart seines Talents und den Wert seiner in Jünglingsjahren erworbenen Quellen erkannt. In zwei, rasch nacheinander veröffentlichten Büchern hat er seine Reife, die Einheit sowie die Mannigfaltigkeit und Fruchtbarkeit seines Schaffens erwiesen. Schließlich sichert die Freundschaft Gustav Heckenasts seinen nächsten Werken eine gute Aufnahme. Acht Jahre lang, bis zum Tode des ungarischen Verlegers[1]) bleibt er geschützt vor allem Schriftstellerelend. Heckenasts Seelenadel, Urbanität und Treue gestalten sich ihm zu moralischen Mitarbeitern. Als pünktlicher Schnitter wird er von nun an im Herbste jedes Jahres im gastlichen Hause zu Budapest seine reiche Garbe von Erzählungen niederlegen.

---

[1]) Er starb 1878. In Ungarn hatten Petöfi und Jokai, in Österreich Grillparzer und Franz Stelzhamer vor Ad. Stifter und Rosegger den Wert seiner Freundschaft kennen gelernt (Meine Ferien, S. 144).

V. Kapitel

Die Wiener Zeit und die Freundschaft mit Ludwig Anzengruber

Der ständige Theaterkritiker der Grazer Tagespost war anfangs 1871 Hubert Janitschek. So weit entfernt er den „Pfarrer von Kirchfeld“ vom Humanismus der klassischen Tragödien Goethes und Grillparzers hielt, so wies er doch scharfsinnig und kräftig die Berechtigung des Volksstückes nach: nicht um mit einer armseligen Handlung der Schaulust der Menge zu dienen, sondern vor allem anderen redlich und wohldurchdacht, irgend eine sittliche, soziale oder religiöse Frage in ihrem ewigen oder zeitlichen Gehalt zu beleuchten und so viel als möglich ideale und ethische Interessen in die Flachheit des täglichen Lebens zu bringen. Janitschek zeigte, mit welchem Verständnis der Gesetze dramatischer Kunst, mit welch' überzeugendem Ernst dies dem Dichter gelungen war.

Diese Ansicht teilten aber nicht alle Kreise. Die konservative oder klerikale Presse bemühte sich gleichzeitig durch offene oder schlecht verborgene Gegnerschaft der Begeisterung für den „Pfarrer von Kirchfeld“ entgegen zu wirken. Ihre Bedenken, die noch schärferen Einwände gewisser Organe forderten eine Erwiderung von liberaler Seite heraus. Sie erschien, schnell und heftig geschrieben, von Rosegger. Vollständig gewonnen, wie er es gerade von den Grundzügen des Stückes war, die die klerikale Partei abstießen, aufgestachelt von ihren unermüdlichen Angriffen, verlor er in seinem Artikel vom 25. Januar 1871[1]) die literarischen Vorzüge des Werkes vollständig aus den Augen, um nur seine Tendenz zu preisen.

---

[1]) Erschien in der „Tagespost“.

Dieser Artikel legte den Grund zu seiner Freundschaft mit Ludwig Anzengruber.

Damals hatte sich ihm die Persönlichkeit des so leidenschaftlich umstrittenen Dichters offenbart. Die halbe Anonymität, unter der er sich zuerst verborgen, hatte dieser bald abgelegt, nachdem ihm die Anerkennung sowohl des Volkes wie der Gebildeten gesichert schien.

Bei einem seiner häufigen aber kurzen Besuche in Wien trug Rosegger selbst das Blatt mit seinem Artikel in die Wohnung Anzengrubers, ohne aber ihn zu treffen. Auf die hinzugefügte persönliche Widmung antwortete Anzengruber umgehend am 11. Februar durch einen langen Brief.

Seine aufrichtige Freude, verstanden worden zu sein, seine ungeheuchelte Liebe zur Sache des Volkes, seine Herzenswärme in aller „Bummelwitzigkeit“ — ein solcher von Liebe förmlich strahlender Brief heischte und begründete die Freundschaft.

Noch ehe sie sich von Angesicht zu Angesicht sahen, hatten sie sich schon brieflich viel über ihre Vergangenheit erzählt. Die Gelegenheit zur ersten Unterredung bot sich, als Anzengruber zur fünfundzwanzigsten Vorstellung des „Pfarrers von Kirchfeld“ im landschaftlichen Theater nach Graz geladen worden war. Sein trockener Humor, sein tiefer Glaube an die Güte der menschlichen Natur und an die Zukunft, seine frische, tapfere Kampfeslust, seine Ruhe bei aller Kraft übten einen unmittelbaren Zauber aus. Rosegger empfand für ihn eine beinahe ehrerbietige Bewunderung, verbunden mit dem Gefühl vorbehaltloser Kameradschaft[1]).

Nach Wien zurückgekehrt, erzählte Anzengruber seinen Freunden von Rosegger. Der eigenartigste unter ihnen war Friedrich Schlögl[2]). Der erste Brief, den Anzengruber am

---

[1]) Rosegger hat wiederholt über Anzengruber geschrieben: „Meine Ferien“ (1883) enthielten das Kapitel „Eins von Anzengruber“; dann (1893) in „Gute Kameraden“. Er hat ungefähr 150 Briefe von A. erhalten; sie sind alle aufgenommen in die Sammlung: Briefe von Ludwig Anzengruber. Mit Beiträgen zu seiner Biographie, herausgegeben von Anton Bettelheim. Cotta, 1902, 2 Bde.

[2]) Friedrich Schlögl (1831—1892), ein Wiener von Geburt und Temperament, schrieb treffliche Skizzen, die gesammelt sind in den Bänden: „Wiener Blut“ (1873), „Wiener Luft“ (1876), „Wienerisches“ (1883).

12. Mai 1871 wieder nach Graz richtete, ist eine Gesamteinladung, mit der ihn Mitglieder seines Kreises, Journalisten, Schauspieler, Künstler und Schriftsteller betraut hatten[1]).

Einem solchen Ruf mußte Rosegger Folge leisten. Mit großer Lebendigkeit schildert er das erste Zusammentreffen mit dem sehr gemischten, ihn zum Teil anziehenden, zum Teil enttäuschenden Kreis, dessen Mittelpunkt Ludwig Anzengruber in seiner trocken humoristischen Weise bildete.

Damit sich der steirische Dichter nicht zu fremd fühle, hatte der Zufall auch Rudolf Falb[2]) hingeführt. Außerdem traf er dort Emil Vacano[3]), dessen Bekanntschaft er bei Heckenast gemacht hatte und dessen nervöse Empfindsamkeit seine teilnahmsvolle Neugier weckte. Von allem Anfang an wandte sich aber sein Auge dem „finster blickenden, mürrisch brummenden" Gesicht Friedrich Schlögls zu, unter dessen erkünstelter Grobheit er Güte und erprobte Redlichkeit zu erkennen wußte[4]).

Rosegger wurde sofort aufgenommen und gewonnen. Von nun an war Wien noch mehr als früher sein Erholungsort.

Kost und Wohnung fand er bei sehr lieben Freunden. Die Müller-Sommerstorff[5]) bereiteten ihm jedesmal einen herzlichen Empfang, da sie die nächsten Verwandten seiner blinden Freundin Julie von Wampl aus Krieglach waren; diese wurde ihm durch ihre heitere, ruhige Art im oft trüben und verwirrenden Strudel der großen Stadt doppelt kostbar.

Auch verfängliche Einladungen, gefährliche Versuchungen, wie sie die Großstadt in Fülle bietet, und denen schwache

---

[1]) Gute Kameraden, S. 5. Nach dem Tode Anzengrubers nannte sich die Gesellschaft: „Die Anzengrube". Die Freunde versammelten sich anfänglich beim „Lothringer" am Kohlmarkt, später bei der „Birne" in der Mariahilferstraße (Gute Kameraden, S. 17).

[2]) Damals war er schon aus der Kirche ausgetreten.

[3]) Emil Mario Vacano, geb. 1840, starb als Journalist 1892 in Karlsruhe und hatte ein abenteuerliches Leben (Gute Kameraden, S. 154—174). Er verzettelte sein Talent in leichter Ware: „Humbug" (1887) usw.

[4]) Gute Kameraden, S. 89—108. 14 Briefe Roseggers an Schlögl sind im Heimgarten, Geburtstagsheft, 31. Juli 1903, veröffentlicht worden.

[5]) Müller nahm eine angesehene Stellung ein. Seine Frau, Marie von Sommerstorff, war Juliens Schwester. Sie hatten zwei Söhne, damals noch Studenten, von denen der eine der berühmte Berliner Schauspieler Otto Sommerstorff wurde.

Naturen von vornherein ausgeliefert sind, traten zu dieser Zeit an unseren Dichter heran. Gestählt, nachdenklich und ernst, seiner Verpflichtungen bewußt, ein reines Gemüt, fühlte er sich von den zweideutigen Geheimnissen abgestoßen. Es genügte ihm, ihre Nähe zu merken, um sich vor ihrer unheilvollen Umklammerung zu hüten.

Die Rolle des Verführers spielte ohne Böswilligkeit Emil Vacano[1]), der sich selbst einmal als „Patriarch und Gigerl" bezeichnete. Seine „bacchanalische Genußsucht" kam Roseggers stets reger Lust an neuen Schauspielen und neuen Sitten nur zu sehr entgegen. Er führte ihn in das nächtliche Treiben der Großstadt ein, zu rechter Zeit aber lehnte sich sein gesunder Sinn dagegen auf.

Es gab aber auch einen Augenblick, wo Wien mit seinen literarischen Kliquen und seinen Zeitungen für Rosegger eine Gefahr bedeutete. Er lief Gefahr, von seiner vorgezeichneten Bahn abzuweichen. Sein reicher Verkehr brachte ihn in Versuchung, sich ständig in Wien niederzulassen, und all dies drohte die nährenden Wurzeln seines Heimatbodens zu lockern.

Anzengrubers Kreis vermehrte seine Beziehungen zur Presse. Wenn nicht schon zu dieser Zeit, so doch bald darauf kam er in den Konkordiaklub[2]). Mit Leichtigkeit nahmen ihm die Zeitungen und Wochenschriften der Hauptstadt[3]): der Wanderer, die Wiener Zeitung, das Fremdenblatt, die Presse, Deutsche Zeitung und andere die leichte Ware ab, die ihm so reichlich zuströmte. Ob er sich dessen bewußt wurde oder nicht, erhielten die Einflüsse der Umgebung doppelte Kraft durch mehrere wichtige Elemente seiner Natur: durch seine angeborene Lust an leidenschaftlichen Debatten, die schon in den Heften des Waldbauernbuben bemerkbare Neigung zu Ausdrucksmitteln, die eine unmittelbare Berührung, eine Art von heimischer Vertraulichkeit mit dem Publikum gestatteten.

Wenn er sich nicht so lange darin aufhielt, daß sie ihm schädlich wurde, konnte ihm diese anregende Wiener Luft nur nützlich sein. Im lebhaften Getriebe der Wiener Gasthäuser

---

[1]) Mein Weltleben, S. 249.

[2]) Der Sammelpunkt der Wiener Journalistik (Meine Ferien, S. 188).

[3]) Mein Weltleben, S. 258. Zur selben Zeit schrieb er auch für die Prager „Bohemia" (ebenda, S. 48).

lernte er Originale kennen, die sich von denen seiner Berge bedeutend unterschieden. Die gewagten und paradoxen Reden, die er hörte, ohne daß sie ihm imponierten, versetzten ihn in ein Staunen, das fruchtbar werden konnte. Aller Reiz, aller Zauber, wie auch alle Ausschweifungen und Laster der höchsten Kultur erschienen ihm in greller Beleuchtung, zeigten ihm ihre Wirkung unverhüllt in der Gestalt des einen oder anderen Künstlers oder Schriftstellers. Mit geschmeidiger Empfänglichkeit lernte er die Modegedanken, das Raffinement, die Bestrebungen, die Macht und zugleich Ohnmacht einer Welt kennen, die ihn abwechselnd anzog und abstieß, die ihn fesselte und in der er sich doch nicht an seinem Platze fühlte.

Dieses Unbehagen und dieser Mangel an Anpassungsfähigkeit an eine Umgebung, in der die Eitelkeit und Vorurteile ausschließlich städtischer Bildung herrschten, wurden die Retter seiner Originalität[1]). Jedesmal kürzte das Heimweh seinen Aufenthalt ab und ließ ihn den unendlichen Reichtum der Quellen, aus denen er zu schöpfen gewohnt war, ganz schätzen. Vor seinem feinen Gefühl erschien der Gegensatz zwischen der geschminkten Konvention und der redlichen Natur unüberwindlich. Weil er die Aufrichtigkeit liebte, ließ er sich von nichts weniger täuschen, als von einer schillernden Kasuistik, die nur dazu dienen sollte, Frivolität oder Leere zu verbergen. An all dem stieß er sich und wurde sich dadurch des inneren Wertes seines Provinzialismus bewußt. Sein intimer Verkehr mit Schriftstellern, deren Sorge sich vorzugsweise auf Dinge richtete, die ihm kleinlich vorkamen, zeigte ihm, worin er sich von ihnen unterschied und half ihm zur klaren Selbsterkenntnis, und aus seinen persönlichen Eindrücken zog er Schlüsse von allgemeiner sozialer Bedeutung. Seine Ansichten über die Ungesundheit großer Städte, über die schädlichen Folgen einer raffinierten Zivilisation und die dringende Notwendigkeit einer Rückkehr zum einfachen Leben, die er später in so vielen Büchern darlegte, lassen erkennen, daß er sie zum Teil aus den Wahrnehmungen schöpfte, die er bei den Unterhaltungen und Bummeleien jener Zeit gesammelt hatte.

Die „Geschichten aus Steiermark" hatten Roseggers Erzählertalent gezeigt, der im Frühjahr 1871 erschienene Band

[1]) Mein Weltleben, S. 259.

bekundete seine Beschreibungskunst. Wir haben gesehen, welche Bedeutung die eilige Reise durch Deutschland in der kritischen Zeit des vergangenen Jahres für ihn hatte. Aus den täglichen Notizen seines Reisetagebuches stellte er nun ein Buch zusammen: „Wanderleben".

Eine Kindheitserinnerung diente als Einleitung. Da schilderte er kunstvoll, wie er mit zwölf Jahren von Alpel nach Wien gewandert war, um den Kaiser Joseph zu sehen[1]). Die letzten Seiten galten wieder der Steiermark. Die Alpentäler, deren geringste Schluchten er kannte, die Almen, die er mit stets neuer Liebe betrat und auf deren Höhen er Ludwig Anzengruber und Friedrich Schlögl[2]) emporzusteigen geladen hatte, suchte er zu schildern und ihren Zauber als getreuer Maler darzustellen. Der Leser der „Sittenbilder aus Steiermark" war in die Hütte des Alplers gedrungen und hatte sein Leben im Kreise der Seinen kennen gelernt; hier bildeten die Landschaften, die Ausblicke den reichen Stoff einer Reihe kunstloser Skizzen nach der Natur. Den Hauptteil des Werkes hatte der Verfasser Deutschland gewidmet, den großen Städten, die er gesehen, und den Abenteuern, die er erlebt hatte.

In seinen Papieren fand Rosegger auch die Elemente zu einem Buche, das er sofort auf die Sammlung dieser malerischen Skizzen folgen ließ. Im Verein mit dem Komponisten Richard Heuberger ließ er im Herbst eine Anthologie: „Volkslieder aus Steiermark, mit Melodien"[3]) erscheinen. Die Blätter, die er 1864 Jakob Schmölzer[4]) gegeben hatte, bildeten ihren Grundstock, einige neuere Funde wurden hinzugefügt. Rosegger ließ sich besonders von dem Wunsche leiten, die bezeichnendste und lehrreichste Auswahl zu bieten.

Im ersten Stück feiert der Bauer selbst die Reize und den Adel des Landlebens. Dann hört man die „Gassellieder" der Burschen abends vor den Hütten. Dann kommen einige fröhliche Weinlieder, Wanderlieder, dann Klagelieder sehr alten

[1]) Diese Erzählung hat er später zu einem humoristischen Meisterwerk neu bearbeitet (Waldheimat I, S. 248—285).

[2]) Vgl. 14 Briefe Roseggers an Friedrich Schlögl (Heimgarten, 31. Juli 1903; Gute Kameraden, S. 27).

[3]) Gesammelt und bearbeitet von P. K. Rosegger und Richard Heuberger. Pest 1872, G. Heckenast, VIII und 24 S.

[4]) Vgl. M. Kartsch, Aus Schmölzers Leben (Heimgarten, Juni 1886, S. 690—697).

Ursprungs, bestimmten Inhalts, wie zum Beispiel vom bösen Wilderer, vom arglistigen Baron, von der armen Kuhdirn; eines gibt das Heimweh des Alplers ausdrucksvoll wieder; ein anderes erzählt vom traurigen Deserteur, den eine Kugel auf den Wällen der Festung niederstreckt. In der letzten Abteilung hatte Rosegger einige Krippenlieder vereinigt. Im ganzen waren es vierundzwanzig Lieder.

Die Vorrede zu den Volksliedern wurde im Mai 1871 geschrieben. Noch im Juli desselben Jahres datierte der Dichter aus Pilisch-Maroth, dem Sommeraufenthalt G. Heckenasts, bei Gran in Ungarn, die Vorrede eines neuen Buches: „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt", das zu Weihnachten erschien.

Ein Gegenstück zu den „Sittenbildern aus dem steirischen Oberlande". Boten diese eine Schilderung der Sitten und Gebräuche, eine lebendige Rekonstruktion der in Umwandlung begriffenen Verhältnisse, so lenkte Rosegger seinen Blick nun auf die einzelnen Vertreter der beschriebenen Gesellschaft. Er betrachtete sie nicht in ihrer individuellen Persönlichkeit, sondern unter dem Gesichtspunkt ihrer Lebensweise, ihres Berufs, ihrer Gewohnheiten und zeigte, wie sie sich innerhalb der ihnen von Natur und Sitte gesteckten Grenzen in ihrer Waldheimat betätigen. Den drei Würdenträgern der Gemeinde, dem Pfarrer, dem Schullehrer und dem Richter, widmete er gehaltvolle Abschnitte, und um sie herum gruppierte er ihre wichtigsten Trabanten: den Küster, den Bader und den Totengräber.

Auf diese einigermaßen schematischen Gestalten beschränkt, hätte dem Gemälde Leben, Abwechslung und die örtliche Originalität gefehlt, die nun vor allem seinen Wert ausmachten. Diesen erhielt es durch die Nebenfiguren jener Armseligen, die vom Walde leben. Der Pecherer steigt mit festen Eisen an den Füßen die glänzenden Fichtenstämme hinan und hackt die Rinde an; aus diesen Wunden fließt das Harz, das er sammelt und woraus er in seinem einfachen Destillationsapparat Pechöl oder Terpentin gewinnt[1]). Der Wurzelgraber sammelt Enzian, Arnika und all die vielen heilsamen Kräuter, erklettert alle Felskanten und sucht Edelweiß am Rande des Abgrundes; im Herbst trägt er seine kostbaren Heilkräuter in die Höfe.

[1]) Die Alpler, S. 265.

Diese Unsteten wissen eine Menge Sagen und Legenden und können dem, der ihr Vertrauen gewonnen hat, eine Menge seltene Dinge über die Natur und ihre Geheimnisse erzählen. Rosegger kannte sie seit langem. Wie oft war er stundenlang mit ihnen gewandert und hatte sich mit großer Aufmerksamkeit ihre Sprache und Psychologie zu eigen gemacht. Zum ersten Male lenkte er das Augenmerk auf ihre bescheidene Erscheinung, auf das Rätsel ihres dunklen Schicksals.

Die „Gestalten aus dem Volke“ waren schon im Juli vollendet und noch nicht erschienen, als Rosegger schon an einem autobiographischen Roman zu schreiben begann, in dem seine Kindheit wieder aufleben sollte[1]). Zu gleicher Zeit plante er eine Reise nach Italien, die er im November zu unternehmen gedachte[2]). Unterdessen rief ihn die immer schwächer werdende Gesundheit seiner Mutter nach Alpel, und in der Sorge um sie mußte er die Reise verschieben[3]).

Seit einem Jahre hatten Lorenz und Maria Roßegger das Vaterhaus verlassen, dessen Lasten sie nicht mehr tragen konnten[4]). Sie bewohnten nun mit den zwei daheim gebliebenen jüngsten Kindern, Maria und Nikolaus, das „Ausginghäusel“, in das sich von Generation zu Generation die Eltern zurückzogen, wenn das Alter sie nötigte, dem Sohne die Wirtschaft zu übergeben[5]). Unter diesem Dache verlebte Rosegger bei den Seinen Weihnachten 1871.

Zu Beginn des neuen Jahres war er wieder in Graz und erhielt dort durch eine Botschaft seines Vaters am 17. Januar die Nachricht vom Tode der Mutter, der ihm den herbsten Schmerz bereitete[6]). In Eile wanderte er den Weg von Krieglach nach Alpel, den er so oft mit der Verblichenen hinangestiegen war. Da packte ihn die Erinnerung an die Tage, die er an der Seite der so unbewußt edlen und zartfühlenden, so lebhaften und großmütigen, so schwergeprüften Mutter verlebt hatte, an die ganze schmerzliche Vergangenheit, deren

1) In der Einöde. Brief an Schlögl vom 5. Oktober 1871.
2) Brief an Schlögl vom 10. September 1871.
3) Brief an denselben vom 27. September 1871.
4) Der Erlös hatte gerade gereicht, die Gläubiger und die Ärzte zu befriedigen.
5) Man nennt es auch noch „Ausnahmshäusel“ oder „Kleingut“. Volksleben in Steiermark, S. 147—154; Waldheimat II, S. 327.
6) Waldheimat II, S. 307.

Folgen sie nun so früh erlegen war. Er wußte, daß er die ungewollte Ursache einer seelischen Qual, einer durch boshafte Verleumdung in ihr hervorgerufenen religiösen Angst war, die ihre körperlichen Leiden nur noch gesteigert hatte[1]).

Die Trauer darüber tönte tief in der Seele des Dichters nach und gab ihm Anlaß zu ernsten Betrachtungen und langer Einkehr in sich selbst. Die kindliche Liebe, von der er nach dem unwiderruflichen Augenblick so heftig wieder ergriffen wurde, hatte sein ganzes Gefühlsleben neu befruchtet. Die Zeit, auf die er nun zurücksah, gewann in seinen Augen einen unendlich großen persönlichen Wert. Ihre Erinnerungen überfielen ihn mit Macht, und in seinen Schriften wollte er sie von nun an nicht mehr wie bisher urkundlich und objektiv verwenden, sondern ihren vornehmlich subjektiven Gehalt ausgenießen. Immer deutlicher erschienen sie ihm als sein persönlichstes Eigentum.

Die nächste Folge dieser Aufregungen war ein physischer Zusammenbruch, ein Zustand der Entkräftung, der monatelang einer Krankheit sehr ähnlich sah. Ein unerklärliches Unbehagen[2]) ließ ihn nirgends Ruhe finden und er nahm Heckenasts Gastfreundschaft in Maroth an. Nach wenigen Tagen aber wurde er wieder vom Heimweh ergriffen, der treue Freund brachte ihn selbst nach Steiermark zurück, und seiner Gesellschaft im Verein mit dem Reiz der Heimat gelang es endlich, ihn zu zerstreuen.

Die beste Zerstreuung bot ihm die Dichtkunst. An einem nebligen Märztage — erzählt er selbst[3]) — machte er einen Spaziergang nach Mariagrün bei Graz. „Unterwegs fand ich das frische Blättchen einer Erdbeerpflanze, welchem ich, als dem ersten grünen Blatt des Jahres, meine Aufmerksamkeit zuwendete. Ich betrachtete die Schönheit des Baues, der Zeichnung, der Farbe und dachte:

„Wenn man so ein einfaches Ding in seinen hundert Einzelheiten, die den meisten Menschen kaum auffallen, genau und liebevoll beschriebe, und zwar so, als ob es eine Seele hätte, so müßte manche Schönheit der Natur aufgedeckt werden.

---

1) Sonntagsruhe, S. 190.
2) Brief an Schlögl vom 16. Juni 1872.
3) Mein Weltleben, S. 145.

Wenn ich also in Wald und Feld einen Mann herumwandeln ließe, der Herz und Verständnis hätte für solche scheinbar so unbedeutende und doch so wunderbare Dinge, und er beschriebe sie! Und wenn er nicht bloß die kleinen Pflanzen beschriebe, sondern auch die großen, den Baum, den Wald, die Steine und die Felsen, die Tautropfen und die Wildwässer! Und wenn er weiter ginge und Tiere schilderte, kleine und große, die Ameise, den Wolf, den Habicht! Und wenn er noch weiter ginge und auch den Naturmenschen beschriebe, so gegenständlich, als wäre er eine Pflanze, ein Reh! Und wenn er noch weiter ginge und darstellte, wie solche Naturmenschen für sich und in Gemeinschaft zusammenleben, wie eine Waldgemeinde ist und wie sie entsteht! Und wenn dieser Schilderer endlich so weiter ginge, daß er einen Mann beschriebe, der zur Gründung einer Gemeinde von Waldmenschen Anlaß gibt, deren Gedeihen fördert, deren materielle Vorteile lenkt, deren geistige Bedürfnisse, deren Gemüt weckt und leitet, deren Kinder lehrt, kurz, deren Mittelpunkt wird, bis er selber altert und welkt und hinsinkt, wie dieses Blättchen Erdbeerlaub hinsinken wird im Herbste!

„Von diesem Tage an trug ich etwas im Kopfe herum, das mich nicht mehr verließ, das immer wirkte. Was ich auch dichten und schreiben mochte, es bezog sich unwillkürlich auf den Wald und sein Kleinleben und auf den Mann, der sie gründete und ihr Mittelpunkt war. Die losen, scheinbar selbständigen Stücklein, die ich damals in den Blättern abdrucken ließ, es waren lauter Kapitel eines größeren, mir aber selbst noch gänzlich unbekannten Werkes.“

So ließ der Dichter, das Auge aufs Erdbeerblatt gerichtet, in sich die dichterische Idee keimen, ohne ihr Wachstum zu überstürzen; er ahnte, daß ihre Entfaltung um so reicher würde, je tiefer sie in seinem Gemüt Wurzel schlüge und je länger sie von all seinem Fühlen und Denken genährt würde.

In diesem Frühjahre 1872 war Rosegger wenig seßhaft: seine nervöse Depression versagte ihm alle Kraft zur Konzentration der Gedanken und hätte ihn auch an der Ausführung des langatmigen Werkes gehindert, das er eben konzipiert hatte. Für die Befruchtung seines Talentes war wohl die impulsive, ruhelose Stimmung günstig, nicht aber für ruhige Vollendung des Konzipierten.

Im Mai reiste er über Leoben und Steyr nach Kirchschlag, um dem Andenken Stifters noch einmal zu huldigen. Dann kehrte er über St. Pölten und Maria-Zell zurück[1]). Im Juni war er wieder in Krieglach, wo er ein beschauliches, angenehmes Leben führte.

Durch seinen krankhaften Zustand erfuhr seine in den letzten zwei Jahren so fruchtbare literarische Tätigkeit kaum eine Hemmung. Der autobiographische Roman, dessen Anfang er zu Beginn des vergangenen Herbstes geschrieben und auf dessen Abschluß die Trauer um die Mutter einen Schleier warf, befand sich in den Händen des Druckers[2]). Auf Heckenasts Vorschlag stellte er aus seinem schon veröffentlichten Büchern die Stücke zusammen, die ihm für die Jugend passend erschienen und widmete ihr die Sammlung unter dem Titel „Aus dem Walde". Dann folgte er einer ihm sehr zusagenden Anregung Anzengrubers zur Ausgabe eines Volkskalenders; hatte er doch seine ersten literarischen Genüsse im Volkskalender gefunden. Heckenast war damit einverstanden, er sollte schon am nächsten Sylvesterabend erscheinen. Dafür bemühte sich Rosegger bei seinen Freunden, besonders Ludwig Anzengruber[3]), um Beiträge von Novellen und Erzählungen. Zur selben Zeit überließ er einem kleinen Kreise von Literaturfreunden, dem Verein „Ressource", einen Einakter zur Aufführung: „Das Mirakelkreuz", den er in richtiger Erkenntnis eine dramatische Idylle nannte[4]).

Die Szene stellt eine Gebirgsgegend vor. Rechts vorn ein dichtverzweigter Baum, an dessen Stamm sich ein Marterl mit einem Marienbild lehnt. Im Hintergrunde Wiesen, ganz rückwärts Hochgebirge.

Zwei junge Bauersleute, Rosel und Peter, sind miteinander versprochen. Nichts würde ihre Verbindung hindern, wenn nicht Rosels Vater, als er noch Bräutigam war, in einem

---

[1]) Heimgarten, Juni 1889, S. 695.

[2]) Brief an Hamerling vom 19. Juni 1872.

[3]) Brief von L. Anzengruber an Rosegger, vom 20. Januar 1872.

[4]) „Das Mirakelkreuz", eine dramatische Idylle, wurde am 23. März 1872 im Verein Ressource zum ersten Male aufgeführt, im Heimgarten, Oktober 1879, abgedruckt und später in die „Feierabende", S. 7 bis 27, aufgenommen. Im Jahr darauf wurde das Stückchen in Wien und Graz auch öffentlich aufgeführt.

Augenblick höchster Not und Bedrängnis geschworen hätte, das erste Kind, das er erhalten würde, Gott zu weihen. Meineidig will er nicht werden. Daher die Trauer Rosels, die der junge Bursche in lauter Freude zu verwandeln verspricht. Durch eine unschuldige List macht er den alten Brandsteiner glauben, der Himmel selbst erlasse ihm das Gelübde und erleichtert den guten Alten selbst nicht am wenigsten damit. Nun dürfen die jungen Leute ihrer Neigung folgen.

Die Liebe wird also gegen das Kloster ausgespielt, das Thema ist ungleich weniger hoch gegriffen, als im unglücklichen „Dorfkaplan“, aber aus dem einfachen Dialog dieses Hirtenstückes vernahm man die gleiche Tendenz, die in Roseggers Gewissen seit je feststehende Lehre, daß die göttliche Weisheit in ihrer Nachsicht sich mit dem guten Willen der Menschen begnügt und keine nutzlose Kreuzigung von ihnen verlangt.

Vom Bühnenstandpunkt aus zeigt sich darin dasselbe Maß von dramatischem Geist, wie in den „Idyllen“ des Theokrit, in denen das tägliche Leben mit vielen anmutigen Zügen geschildert ist, denen es aber an Handlung fehlt. Anzengruber liebte als Kenner die „so nette liebe Bluette“[1]), hatte aber keine Ursache, eine Konkurrenz zu fürchten.

Am 7. Juni schrieb Rosegger trotz andauernder Kränklichkeit einen humorvollen Brief an Hamerling, worin er sich mit dem Nichtstun wider Willen abfindet, das ihm eine hochherzige Spende der Grazer Schillerstiftung ohne zuviel Sorgen gestattete[2]). Wenige Tage später, am 15. Juni, ermuntert ihn der hedonistische Dichter von „Venus im Exil“, die köstliche Zeit dichterischer Ferien zu genießen. „Im übrigen fahren Sie nur fort in dem süßen Nichtstun, das Sie mir so verführerisch schildern. Machen Sie sich gar keinen Skrupel daraus. Mir kommen oft die Verse von Hermann v. Gilm in den Sinn: Wie kam doch nur unter die Sünden der göttliche Müßiggang? — Ja, ja, göttlich ist schon das rechte Wort .... Wenn wir nicht arbeiten, wir Poeten, so arbeitet es in uns, wird gar lebendig ....“

Diese schaffende Kraft war, wie wir eben erzählt haben, in Roseggers Seele gerade tätig.

---

1) Brief vom 5. Mai 1873.

2) Rosegger an Hamerling, 7. Juni 1872.

Seine Beziehungen zu Hamerling waren ganz intim geworden, nachdem sie im Februar durch ein charakteristisches Mißverständnis auf die Probe gestellt worden waren, dessen Ursprung, Verlauf und Ende man in den Briefen verfolgen kann[1]). Einerseits sehen wir Roseggers aufbrausendes Temperament, seine lebendige, tapfere Munterkeit; er ist in seinem Stolz gekränkt, weil er glaubt, seine redliche, gute Absicht sei verkannt worden. Andererseits haben wir Hamerlings argwöhnische Empfindlichkeit, sein unbeugsames Selbstgefühl („Ich bin im Grunde gar nicht zu beleidigen“), das man mitunter hochmütig nennen möchte, wenn er nicht durch feinste Höflichkeit dessen Berechtigung betont, jede unfreundliche Auslegung und jeden Groll verbannt hätte. Mit einem Wort, der Seelenadel beider Dichter tritt gerade in diesen Briefen deutlich hervor.

In Krieglach entsprach Roseggers Stimmung immer seinem Gesundheitszustand. Am 16. Juni bekundet ein Brief an Schlögl große Niedergeschlagenheit, er scheint sein Ende nahe zu fühlen und erwartet es ruhig und tapfer. Aber schon am 19. spricht er in einem Brief an Hamerling nur von Plänen und Hoffnungen.

In dieser anhaltenden Besserung bestieg er das Hochegg[2]) in der Morgenfrühe eines jener strahlend schönen Tage, wo man jeden Schritt von einer Vorherbestimmung geleitet nennen möchte und das geringste Erlebnis des Geistes ein Meisterwerk anzukündigen scheint.

Auf dem Rückweg durch die Schluchten der Massing setzte er sich auf einen Baumstrunk, zog sein Notizbuch heraus und „begann den Stoff zu gliedern, zu ordnen, er weitete sich, vertiefte sich . . . und plötzlich war der Titel da, „Die Schriften des Waldschulmeisters“[3]).

In diesem Tagebuche schildert sich eine idealistische Seele selbst, befreit sich, erzählt ihre Versuche, ihre Bestrebungen, ihre Enttäuschungen. Die Tagebuchform empfahl sich als ge-

---

[1]) Vgl. Roseggers Brief an Hamerling vom 1. Februar 1872; Briefe Hamerlings an Rosegger vom 2. und 12. Februar (Heimgarten, 1902, S. 379).

[2]) Im Norden von Krieglach, 1417 m hoch.

[3]) Mein Weltleben, S. 146.

eignetste „der vielen Kleinigkeiten und Innerlichkeiten wegen, die für das Nacherzählen zu zart und flüchtig, doch sonst aber zu wichtig waren". Die ergreifende Selbstbiographie: „Der arme Mann im Tockenburg"[1]) von Ulrich Bräker, die ihm Friedrich Schlögl[2]) im vergangenen Sommer zu lesen gegeben hatte, war eines von Roseggers Lieblingsbüchern geworden und hatte ihn mit den Vorteilen einer Dichtungsform vertraut gemacht, die er später gerne pflegte.

Der Abend fügte zu den Erregungen des Tages noch eine neue hinzu. Wenige Stunden nach seiner Rückkehr nach Krieglach brachte man Rosegger eine Botschaft, die, so unbedeutend sie schien, doch den feierlichsten, zärtlichsten und innigsten Augenblick seines Gefühlslebens ankündigte.

Man erzählte ihm, daß ein junges Mädchen aus Graz gekommen wäre, sein Vaterhaus in Alpel aufzusuchen. Es widerstrebte ihm zunächst, sie um die Erlaubnis anzugehen, sie dahin zu geleiten. Am nächsten Tage tat es ihm aber wieder leid, und als wenn er einem unerklärlichen Antriebe folgen müßte, machte er sich allein auf den Weg nach Alpel. Da traf er den Führer mit dem jungen Mädchen schon auf dem Rückweg. Die Unbekannte hatte durch seine Schriften und durch das, was sie von seinem Leben wußte, ein besonderes Interesse für ihn gefaßt. Er begleitete sie nach Krieglach zurück und war sehr bald von ihrem ruhig-entschiedenen Wesen und ihrer unbefangenen Treuherzigkeit gewonnen[3]).

Am 22. Juni überredete Ad. Svoboda Rosegger zu einem Ausflug auf den Semmering. Sie bestiegen den Sonnwendstein[4]), und in der folgenden Nacht begünstigte ein aufregendes Ereignis ein abermaliges Zusammentreffen mit

---

[1]) Sie wurde ohne Namen und in zwei Teilen veröffentlicht (1789 bis 1792). Der anonyme Verfasser entpuppte sich als ein armer Weber aus dem Dorfe Wattweil bei Liechtensteig im Kanton St. Gallen. Das Buch geriet in Vergessenheit und wurde im Jahre 1852 von Ed. Bülow neu gedruckt, zuletzt wieder (1910) bei Meyer und Jessen in Berlin.

[2]) Brief Roseggers an Schlögl vom 27. September 1871.

[3]) Es gibt zwei Berichte von dieser Episode, einen wahrheitsgetreuen in „Mein Weltleben", S. 37 ff., und einen anderen, bei dem die Phantasie des Dichters mitgearbeitet hat, in „Heidepeters Gabriel"; zu Beginn des zweiten Teils steht ein wahrscheinlich getreues Porträt von Anna Pichler.

[4]) Mein Weltleben, S. 41.

Anna Pichler [1]). Sie trafen sich bei den Rettungsarbeiten einer Feuersbrunst [2]).

Am 25. Juni trafen sie neuerdings zusammen. In Gesellschaft von Julie von Wampl plauderten sie im Schatten eines Waldes bei Krieglach [3]). Als das junge Mädchen nach Graz zurückfuhr, war in Roseggers Herzen eine reine, innige Liebe aufgeblüht, die nicht mehr enden sollte.

Anfangs Juli führte ihn eine Geschäfts- und Freundschaftsreise nach Wien, Pest und Gran zu Gustav Heckenast [4]). Trotz dieser Zerstreuung verließ ihn der Gedanke an Anna Pichler nicht. Am 25. Juli schrieb er ihr mit seiner bekannten Aufrichtigkeit einen Gratulationsbrief zu ihrem Namenstag. Nach einer Woche erhielt er von ihr eine Antwort, die ihm trotz aller Zurückhaltung seine heimlichen Hoffnungen weiter zu hegen gestattete [5]).

Die Gewißheit erwiderter Liebe erfüllte sein Herz mit himmlischer Ruhe und setzte ihn in die Lage, im August die schon lange geplante italienische Reise zu machen. Svoboda und Janitschek hatten die gleiche Absicht, und so wurde beschlossen, die Reise zusammen anzutreten. Janitscheks klassische Bildung, sowie seine und Svobodas gründliche Kenntnis der italienischen Sprache sollten Roseggers Vergnügen nur vermehren.

Die Abreise fand am 23. August 1872 statt. Sie fuhren durch Kärnten, über Franzensfeste und Bozen nach Verona [6]), und beinahe ohne Aufenthalt bis Mailand, wo sie am 25. eintrafen. Bald stellte sich heraus, daß sie verschiedene Neigungen hatten. Rosegger hielt sich mehr an das Beobachten von Land, Stadt und Leuten, während die beiden anderen nur für die Museen und die Meinungen des Reisehandbuchs Sinn hatten. Dem Dichter gefiel die marmorne Pracht des Mai-

---

[1]) Sie war die Tochter eines wohlhabenden Hutfabrikanten in Graz.

[2]) Diese Feuersbrunst wird auch in einem Briefe Roseggers an Hamerling vom 25. Juni erwähnt.

[3]) Der Gantwald. Rosegger hat an dieser Stelle einen Tisch mit zwei Bänken und eine Säule mit der Inschrift „Annenruhe" aufstellen lassen.

[4]) Heimgarten, Juni 1889, S. 695.

[5]) Mein Weltleben, S. 43—44.

[6]) Die genauen Daten sind im Heimgarten, Juni 1889, S. 699 ff., verzeichnet. Eine malerische Schilderung findet sich auch in: Am Wanderstabe.

länder Domes, er brachte auf dem Dache ein paar köstliche Stunden zu und verglich ihn in seinem Tagebuche mit einer Riesenkrone aus Elfenbein[1]).

Am 27. August machten sie einen Ausflug zum Lago Maggiore und die duftenden Terrassen der Isola Bella. Den nächsten Tag waren sie in Turin.

Es ist für einen Künstler immer unvorsichtig, ein so erinnerungsreiches Land, wie Italien, anders denn allein oder mit einem ganz besonders vertrauten Freund zu besuchen. Rosegger war kein nachgiebiger Charakter, hatte ausgesprochene Neigungen und Abneigungen, und bei aller Achtung liebte er Svoboda und Janitschek nicht sehr. Eine längere Polemik mit dem letzteren in der „Tagespost“ wegen des Anzengruberschen „Meineidbauers“[2]), und mehr noch als all dies, die Gedanken an Anna Pichler verursachten so viel Reibungen, daß er die Gesellschaft bald satt hatte. Ein peinliches Mißverständnis machte das Maß voll, und in Turin entschloß er sich zu der nötig gewordenen Trennung[3]).

Am 29. August war er sein eigener Herr und faßte den Entschluß, bis zu den savoyischen Alpen vorzudringen. Als der Zug die weißschäumende Dura verließ und in den Tunnel des Mont-Cenis einfuhr, als sich die unermeßliche Last des Berges über ihm türmte, empfand der Dichter etwas von den „heiligen Schauern“, von denen ein alter Klassiker spricht. Er dachte an die „Urgeheimnisse der Erde, wo Frieden herrschte seit unendlichen Zeiten, wo kein Tonhall und kein Lichtfunke war, wo es wie ein totes, vergessenes Chaos lag, seit die Alpen stehen — da hinein ist der Mensch gedrungen mit seinem Stahl —, hat den Bann gelöst und ein Stück Welt erschaffen“[4]).

Von Modena kehrte er rasch wieder nach Turin zurück und fuhr nach Genua. Das mannigfaltige Leben im Hafen beobachtete er stundenlang. Unter einem helleren Himmel glaubte er seine Hamburger Eindrücke wieder zu erleben.

---

[1]) Am Wanderstabe, S. 328. Heimgarten, Juni 1889, S. 699.

[2]) Dieser Streit wird auch in einem Brief Anzengrubers an Rosegger vom 3. Dezember 1872 erwähnt. Vgl. Mein Weltleben, S. 301.

[3]) Vgl. Rosegger an Hamerling, anfangs Jänner 1884.

[4]) Am Wanderstabe, S. 343.

Die unbesiegliche Ungeduld, die ihn auch auf Deutschlands Straßen gequält hatte, trieb ihn an, das Tempo seiner Reise zu beschleunigen, als wenn ihr einziger Zweck seine schnellere Heimkehr nach Graz gewesen wäre.

Über Alessandria und Bologna erreichte er Florenz, das auf ihn nicht den Eindruck ohnegleichen gemacht zu haben scheint, wie sonst auf Freunde von Kunst und Geschichte. Rosegger ist nicht empfänglich für die Vergangenheit, sofern sie nicht in seine eigenen Erinnerungen oder die seines Stammes verwebt ist. Der klassizistisch-aristokratische Humanismus ist ihm fremd, wenn nicht gar verdächtig geblieben.

Von Florenz fuhr er am 5. September nach Rom und erfuhr auch hier eine Enttäuschung. Der Haupteindruck hing von der Peterskirche ab. Es war vorauszusehen, daß sie seiner Erwartung nicht entsprechen würde. In seiner Knabenphantasie war die römische Basilika aus den reichen Schätzen seiner Träume aufgebaut, der beinahe überirdische Schauplatz tausend zauberhafter Legenden. Da mußten ihre wirklichen Verhältnisse trotz aller Großartigkeit hinter seinen Erwartungen zurückbleiben; so prachtvoll ihre Ausschmückung auch sein mochte, so war sie nur die ganz bescheidene Nachahmung des unwirklichen Schmuckes, mit dem sie einst seine naive Frömmigkeit bedeckt hatte.

Andererseits führt die Betrachtung der Natur und vollends der Alpen gewöhnlich nicht zum Verständnis der Architektur. Ihre stolzesten Taten, ihre kühnsten Werke bleiben beschränkt, ohnmächtig, im Vergleich mit den erhabenen Werken der Schöpfung. In Roseggers Augen zeigte ein kirchliches Gebäude mehr als jedes andere diesen unheimlichen Mangel. Als Symbol göttlicher Majestät ist seine Unzulänglichkeit um so fühlbarer, je mehr es mit seinem Gegenstand in den Proportionen wetteifern will. Die religiöse Stimmung kann ihm in der Stille eines Dorfkirchleins leicht entstehen, aber sie verfliegt in der kalten Banalität eines zu großen Gotteshauses.

Mochte sich nun Rosegger in die Erhabenheit seines Hochgebirges oder in die bescheidene Kirche von St. Kathrein zurückversetzen, so wurde er immer von Erinnerungen, Vergleichen und Heimweh gequält, wozu noch sein Ärger über die Beschlüsse des letzten Konzils kam.

Am 7. September betrat er Neapel, wo gerade das Fest der Vergine di Piedigrotte in Umzügen und Orgien gefeiert wurde. Beim ersten Korso schon empfing ihn das „unbeschreibliche Volksgetriebe“ mit karnevalistischem Übermut, Fackeln, Masken, Geschrei und Kastagnetten. Das naiv zur Schau getragene Heidentum der zerlumpten Bevölkerung überraschte und amüsierte ihn.

Am nächsten Tag wanderte er durch die „engen, finsteren, schmutzigen, stinkenden, lärmenden Gassen“ und begab sich nach Camaldoli, um die Stadt, die Hügel und die „von kühlem Mondessilber mild umgossene“ Insel zu bewundern.

Selbst da gab er sich dem Reiz der Stunde nicht ganz hin, sondern gedachte des „einsamen, stummen Vaterhauses im Wald“. Der Kontrast erschütterte ihn derart, daß er ein kurzes, antithesenreiches, nicht rhetorisches, sondern unendlich echt empfundenes Gedicht schrieb[1].

Du liebes Haus auf stiller Bergeshöh’,
Vom kühlen Mondessilber mild umgossen,
Wie grüß’ ich dich aus fernem, heißem Land,
Wo niemals deine hohen Tannen sprossen,
Wo nie ein Laut der heiligen Sprache klingt,
Die du zum deutschen Erbe mir gegeben,
Wo nur ein altes Kind im Fastnachtstanz
Verschachert und verjohlt sein glitzernd Leben.
Ein Land so schön, so reich und hoch berühmt,
Bewohnt von einem Volk in Bettlerlappen,
Das auf den Trümmern seiner großen Zeit
Sich kindisch freut an seinen Narrenkappen.
Ein Land, ein Märchengarten auf dem Meer,
Ein Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du arme Heide auf der Bergeshöh’,
Als Gottes Himmel und den Mondenschein.

Einen Tag gönnte sich Rosegger noch, um den Vesuv zu besteigen und die Ruinen von Pompeji zu besuchen. Am 10. September kehrte er nach Rom zurück, wo er noch einige Überreste der alten Stadt besichtigte. Am 13. war er in Pisa, am 14. fuhr er ohne Unterbrechung über Lucca und Bologna nach Venedig, wo er nur einen Tag blieb, gerade um einen Überblick über Stadt und Lagunen zu bekommen. Am 16.

[1]) Dieses Gedicht wurde unter dem Titel „Heimgedenken“ im Heimgarten abgedruckt, aber nicht in die „Gedichte“ (1891) aufgenommen.

morgens grüßte er aus der Ferne die „Tränenburg“ Miramare[1]), und am selben Abend traf er wieder in Graz ein.

Während der ganzen Reise, auf dem blauen Apennin oder auf den Meereswogen von Sorrent, war ihm am wechselnden Horizonte immer die schlanke Gestalt des Mädchens erschienen, die ihm die kostbare Huldigung ihrer stillen Bewunderung nach Krieglach gebracht hatte. Florenz, Rom und Neapel hatten das im Walde von Fischbach begonnene Gespräch auch kaum unterbrochen.

Als Roseggers zarte und zugleich ehrfürchtige Neigung von Anna Pichlers Eltern gebilligt worden war, wurde es ihm (Herbst 1872) bald zur lieben Gewohnheit, die Abende in diesem tüchtigen, ehrenwerten Bürgerhause zu verleben[2]).

Mit dem autobiographischen Roman „In der Einöde“, der im Oktober erschien, übergab er dem Publikum sein persönlichstes Werk: nicht nur in Beziehung auf den Inhalt, sondern auch auf Grund der „aufregenden Arbeit“, die es ihm verursacht[3]), der Trauer, die es beschattet, der Absichten, die er darin ausgesprochen hatte.

In diese längere Erzählung hatte er das wesentliche seiner seelischen Vergangenheit, seiner Bestrebungen und seiner Sehnsucht nach sittlicher und sozialer Tat hineinzupressen versucht. Es war zugleich eine melancholische Rückschau und ein verheißungsvoller Aufschwung.

Wer die Geschichte seiner Kindheit kannte, mußte ihn selbst leicht in der Gestalt Gabriels erkennen. Ihr Schauplatz stimmte, außer wenigen romanhaften Ausschmückungen, vollständig mit Alpel überein. Die Prüfungen, die Heidepeter auferlegt werden, sind dieselben, die Vater Lorenz erfahren hatte. In Klara mit ihrer Barmherzigkeit und gesundem Menschenverstand, hatte Rosegger die anziehende Gestalt seiner Mutter gezeichnet. Sie, die er immer im Glorienschein des Leidens gesehen hatte, wurde eine der Hauptgestalten des Buches. Darum sollte es das Denkmal seiner Kindesliebe sein.

Ohne daß er es bemerkte, hatte ihn die gegenwärtige Traurigkeit mit Vorliebe an die schmerzlichsten Ereignisse der

---

[1]) Das Schloß des Erzherzogs Ferdinand Max bei Triest, wo er die Kaiserkrone von Mexiko angenommen hatte.

[2]) Mein Weltleben, S. 46.

[3]) Brief Anzengrubers an Rosegger, 3. März 1873.

Vergangenheit denken lassen. Im Leben jedes Menschen schlägt einmal die Stunde, wo er, an seine Kindheit denkend, sich nur ihrer strahlenden Wärme erinnert, so arm sie auch gewesen sein mag. Erst später sollte Rosegger jene ruhige Weisheit zu Teil werden, in der die sentimentale Klage sich zu heiterer Rückschau dämpft.

In der Gestalt Michael Bieders zeichnete er den braven Michael Patterer. Vom dunklen Hintergrunde der Unwissenheit und des sorgenreichen Elendes hob sich in seiner Erinnerung immer deutlicher dessen erhabenes Antlitz ab, je entschiedener er den Entschluß gefaßt hatte, dem Volke durch die Schule zu dienen. Die Gestalt des bescheidenen Schullehrers, der ihn das ABC gelehrt hatte, diente ihm als Bindeglied zwischen den zwei Hälften des Buches: der realen Kinderzeit und der idealen Zukunft, die herbeizuführen er selbst hoffte.

In Gabriel haben Michael Bieders Lehren von der Wahrhaftigkeit und Güte Wurzel geschlagen, und er beschloß, blinden Aberglauben, Furcht und Haß auszurotten. Er ging in die Welt, um Erfahrung und Wissen zu sammeln, die er zur Besserung und Belehrung derer anwenden will, die an ihre Scholle gefesselt sind. Er wird sich hüten, sie vom Boden zu lösen, in dem sie wurzeln, denn das Leben auf dem Lande scheint ihm den Zwecken der Natur viel mehr zu entsprechen, als das Leben in der Stadt, aber er will Licht und Liebe unter ihnen verbreiten[1]).

Das Werk war aus der Skizze „Gabriel Mondfels“ entstanden, die Rosegger seinerzeit Hamerling zu lesen gegeben hatte. Allein der überquellende Stoff erschwerte eine gute Komposition, das Werk war mit Episoden und ein bischen melodramatischen Abenteuern vollgestopft, die seine Einheit verdarben. Das Interesse zersplitterte sich auf eine zu große Zahl von Personen. Ludwig Anzengruber tadelte die allzu große Spannung, man fühlte die Mühsal des Dichters durch, er hatte zuviel angestrebt. Anzengruber meinte, es sei „sehr Bedeutendes“ von ihm zu erwarten, wenn er „nicht mehr mitten in seinen Werken, sondern ganz und voll darüber stehen werde“[2]). Rosegger versprach zu viel, um die geweckte Er-

---

[1]) In der Einöde, S. 318 ff.

[2]) Brief Anzengrubers an Rosegger vom 27. Oktober 1872.

wartung sofort völlig befriedigen zu können. Jetzt kann der aufmerksame Leser darin die Ankündigung seiner späteren, vollkommeneren Werke erkennen.

Wir wissen aus einem Brief Roseggers an Schlögl vom 15. November 1872, in welche Aufregung ihn die Kritik seines Freundes versetzte. Umgekehrt galt auch Roseggers Urteil bei Anzengruber viel. „Die höchste Freude macht es mir, mich von Ihnen verstanden zu sehen“, schrieb er ihm am 23. November 1871, und seine Hoffnungen auf Roseggers Zukunft waren so groß, daß er dessen bisherige Werke nicht so hoch stellte wie er es getan, wenn er nicht noch vollkommenere Werke von ihm erwartet hätte. Seine Sorge war, Rosegger vor dem Glauben zu bewahren, daß er sein Bestes schon geleistet hätte, er wollte ihn vor Einbildungen über seinen unmittelbaren Erfolg schützen und riet ihm, das Buch, das ihn in die erste Reihe stellen sollte, wie eine Frucht geduldig ausreifen zu lassen.

Während des ganzen Spätsommers bis in den Beginn des Winters hinein fuhr Rosegger in diesem Jahr mit seinen zwiefachen Sorgen, den literarischen und den Herzenssachen, von Graz nach Laibach oder nach Klagenfurt und Villach[1]) hin und her. In der Tat hatte ihm die Freigebigkeit der Kronprinz-Rudolfbahn erlaubt[2]), dieselbe in bequemster Weise, und so oft es ihm beliebte, zu benutzen. Die Fahrt nach Italien hatte seine Reiselust nicht gestillt. Während einiger Wochen machte er tatsächlich aus dem Eisenbahnwaggon seine „Herrschaftswohnung“. „Ich teilte Tag und Nacht nicht in Stunden ein, sondern in Stationen.“ „Vormittags arbeitete ich an der Enns, nachmittags an der Mur, genoß den Feierabend an der Drau und hielt Nachtruhe an der Laibach“, erzählt er in „Meine Ferien“[3]). Am anderen Tag gings in umgekehrter Richtung, oder er unterbrach die Fahrt irgendwo, je nach Laune. Mit offenen Augen die vorüberfliegende Landschaft zu betrachten, während die Lokomotive dahinsaust und die Ge-

---

1) Mein Weltleben, S. 357.

2) Meine Ferien, S. 96 ff. Als die Kronprinz-Rudolfbahn ihm nach einigen Jahren diese Begünstigung entzog, gewährte ihm die Südbahn gewisse Ermäßigungen. Seit 1888 gewährt sie ihm ununterbrochen freie Fahrt.

3) Meine Ferien, S. 97.

danken wie befreit aufeinanderfolgen oder der Stift über das weiße Papier fliegt, das war Roseggers liebste Zerstreuung. Seine Seele war dabei voller Frieden, Geduld und Dankbarkeit.

Als die gemeinsam betriebene Musik und die vertraulichen Gespräche unmerklich zum entscheidenden Geständnis hingeleitet hatten, wurde das Verlöbnis des Dichters mit Anna Pichler von ihren Eltern am 25. November offiziell gebilligt und gesegnet, die Woche darauf in Krieglach von Vater Lorenz. Seit dem Tode der Mutter hatten ihm die Kinder im freundlichen Tale der Mürz, in der Postmühle bei Mitterdorf, eine friedliche, angenehme Heimstätte bereitet. Ein neuer Abschnitt in Roseggers Leben nahm nun seinen Anfang.

Er brachte ihm die große Prüfung, durch die der Mann erst seinen richtigen Zuschnitt erhält. Als Gatte und Vater lernte er Gefühle kennen, denen an Fülle und Tiefe keine anderen gleichkommen.

VI. Kapitel

Von den „Schriften des Waldschulmeisters“ bis zur Gründung des „Heimgarten“

In den letzten Wochen des Jahres 1872 war der Volkskalender erschienen, den Rosegger für Heckenast zusammengestellt hatte[1]). Er hieß: „Das neue Jahr, deutscher Volkskalender für Österreich-Ungarn“[2]), und war ein naiv illustriertes Heft, ähnlich den Kalendern J. N. Vogls, die der Hirtenbub gelesen hatte. Der Text stammte ganz aus der Feder unseres Dichters, mit Ausnahme von zwei bis drei Beiträgen von Hamerling, Anzengruber und Vacano; den Namen Adalbert Stifters konnte er durch ein unveröffentlichtes Blatt dieser Sammlung noch hinzufügen. Da er hauptsächlich auf dem Lande gelesen werden sollte, herrschte die Dorfgeschichte darin vor, die Anzengruber[3]) für passender hielt, als Beiträge des Bildungsaristokraten Hamerling. Außer den Erzählungen hatte Rosegger noch Gedichte und Schwänke in steirischer Mundart, dann populäre Aufsätze aus Literatur und Wissenschaft, Ratschläge fürs tägliche Leben, Beschreibungen berühmter Gebäude oder bekannter Gegenden beigesteuert. Daneben fehlten nicht all die praktischen Winke, die der Alpler in dem dünnen Heft, das ihm so viele Bücher ersetzen muß, zu finden gewohnt ist.

Im Februar 1873 wurde die Gestaltung des zweiten Jahrgangs, der zu Weihnachten erscheinen sollte, bereits begonnen, das Maß von Anzengrubers Mitarbeiterschaft schon festgesetzt[4]).

---

[1]) Brief von Anzengruber an Rosegger vom 20. Januar 1872.
[2]) In den späteren Jahren trat noch hinzu: Herausgegeben von P. K. Rosegger.
[3]) Er gab „Gänseliesel“.
[4]) Brief von Anzengruber an Rosegger vom 19. Februar 1873.

Zur selben Zeit überreichte Rosegger seinem Verleger Heckenast zwei Bände Novellen, „Geschichten aus den Alpen“, deren Vollendung er schon im Juni 1872 Hamerling[1]) gemeldet hatte, und die im Laufe des Jahres erschienen. Diese Novellen bilden die Fortsetzung der „Geschichten aus dem steirischen Oberland“ vom Jahre 1871. Die Erfindung schöpft hier wie dort aus denselben Quellen, aber die neuen sind künstlerisch vollkommener. Eine dramatische Szene, mit allen äußeren Umständen nicht dargestellt, sondern erzählt und nur durch den Dialog zur Gegenwart gesteigert: dies war auch hier wieder Roseggers Form.

Wir sehen den Tod unter dem Strohdach einer Hütte an irgend einem Waldesrande, ein armes Harfenistenpaar, das ein hartes Schicksal unterwegs trennt, und hören im Fluge ihre ganze Lebensgeschichte[2]). Dann folgt die ewig neue Geschichte von der durch fremde Habgier durchkreuzten Liebe, die aber ein glühender Lebenswille unbesiegbar macht[3]). Ein andermal stößt sich die Liebe an der Unduldsamkeit, am mitleidslosen Nein einer gehässigen Frömmigkeit, unterliegt ihr einen Augenblick, feiert aber schließlich ihre Vergeltung. Eine andere Geschichte stellt in ergreifendem Gegensatz junge Liebe und unerwartete Todesdrohung packend dar[3]). Alle diese Konflikte wuchsen aus bäuerlichem Rahmen heraus. Er gab Rosegger Gelegenheit, seine zweifache Meisterschaft, als Schilderer der Alpennatur und als feiner Kenner der steirischen Alplerseele zu zeigen. Aus der Wahl seiner Motive konnte man auf seine philosophischen oder sozialen Tendenzen schließen. Hatte die Schilderung menschlicher Leidenschaften bleibenden Wert, so trug das Buch doch auch den Stempel seiner Entstehungszeit. Der Freund der Aufklärung, der Verfechter christlicher Gewissensfreiheit stellt sich darin auf seiten der Unterdrückten. Ob es sich um die Mischehe oder um das elende Leben der Bauernmägde handelt, die Lösung der Konflikte geschieht stets im Geiste höchster Freiheit oder größten Mitleids. Jede Erzählung enthält eine These und ist insofern

---

[1]) Die Harfe im Walde.
[2]) Der Waldprozeß.
[3]) Die Pfingstnacht. Diese drei Erzählungen sind in das „Buch der Novellen“ (3 Bde.) in den Ausgewählten Werken (bei L. Staackmann) aufgenommen worden.

kein reines Kunstwerk. Man kommt bald zur Überzeugung, daß in dem Kulturkampf, der damals in Berlin und Wien gegen Rom geführt wurde, Rosegger, wie Anzengruber sagte[1]), sich unter den „Plänklern" befand, und es kann kaum verwundern, daß ihn die katholische Presse verdächtigte und seine Schriften verdammte[2]).

Am 13. Mai 1873 fand im Waldkirchlein zu Mariagrün bei Graz die Trauung Roseggers mit Anna Pichler statt. Die ersten zwei Wochen verbrachten sie auf Annas Wunsch in Krieglach.

Durch den teilweisen Mißerfolg des Buches „In der Einöde" hatte Rosegger eine Zeitlang an einer „kleinen Verbitterung" gelitten und daran gedacht, nichts mehr zu schreiben[3]). Davon spürte er nun nichts mehr. Anzengruber hatte ihm geraten, anstatt das Dichten aufzugeben, lieber auszuruhen[4]), und in dieser Ruhe genoß er nun sein Glück. Das kam dem neuen Buche zugute, das er seit einem Jahr plante. Er fühlte, daß er aus dem Walde das angestrebte Meisterwerk schöpfen werde, er wollte, wie er in einem Anfall von Neuromantik, die sich schon auf mancher Seite der „Einöde" zeigte, an Anzengruber schrieb, „in tiefster Waldeinsamkeit die wilde Rose suchen[5])." Und am 23. Juli spricht er in einem interessanten Brief an Svoboda[6]) vom Waldschulmeister, der ihm, „obwohl er noch lange nicht fertig ist, lieber ist, als alle seine übrigen Bücher." Aber auch vor dessen Vollendung ängstigt er sich vor dem Tag, wo er den Schlußpunkt aufs letzte Blatt gesetzt haben und den großen Abstand von Traum und Wirklichkeit erkennen würde.

Im August 1873 machte er mit seiner jungen Frau eine Fahrt nach dem Wörter- und Ossiachersee und zurück über Obersteier nach Admont, ins Gesäuse und nach Eisenerz. Er nennt sie „Eine der schönsten Erinnerungen" seines Lebens[7]).

Im folgenden Monat feierte Friedrich Schlögl in Krieg-

---

1) Brief von L. Anzengruber an Rosegger vom 9. Januar 1872.
2) Vgl. „Mein Weltleben" das Kapitel: Meine lieben Feinde.
3) Brief L. Anzengrubers an Rosegger vom 3. März 1873.
4) Brief von Anzengruber an Rosegger vom 27. Mai 1873.
5) Brief von Anzengruber an Rosegger vom 3. März 1873.
6) Siehe A. Svoboda: P. K. Rosegger, eine Lebens- und Charakterskizze, 1886, S. 19.
7) Heimgarten, Juni 1889, S. 695.

lach seine silberne Hochzeit. Anzengruber, der schon damals an pessimistischen Stimmungen litt[1]), war auch dabei. Im Mittereggerhause[2]), wo Rosegger den Sommer wie jährlich verlebte, vereinte der 16. September die meisten Genossen der „Anzengrube".

Im Herbst wurde an Rosegger eine Frage gestellt, die er nicht beantworten konnte, ohne bis zu einem gewissen Grade über seine Zukunft zu verfügen. Man hatte ihm auf den Zahn gefühlt, ob er das Amt eines Volksschulinspektors für Obersteiermark annehmen würde[3]), nur eine Bedingung war daran geknüpft: er sollte vorher zwei oder drei Semester lang das pädagogische Seminar in Graz besuchen.

Der Vorschlag war verlockend, weil er seinen ältesten und stetigsten Bestrebungen entsprach. Es entging ihm nicht, daß jene sozialen Verbesserungen, an die er seit seiner Jünglingszeit dachte, nur in dem Maße durchführbar wären, als man die Schule dafür gewänne. Neben dem Pfarrer maß er dem Schullehrer die höchste Mission zu. In vielen seiner Schriften und besonders in der „Einöde" hatte er die fruchtbare Aufgabe, die Unentbehrlichkeit desjenigen gefeiert, den Mißtrauen, Vorurteile und Unterdrückergeist beiseite schoben oder in subalterner Stellung erhielten. Und in dem Buche, das er gerade vollendete, war der Schulmeister Hauptperson, Begründer, Held.

Die Ideen ins Leben zu führen, die er vertrat, war eine Aussicht, die Rosegger, den Mann der Tat, locken konnte. Da könnte er seine amtliche Autorität in den Dienst jener Reformen stellen, die seiner Liebe zum Volke nötig schienen, sein pädagogisches Amt mit seiner literarischen Tätigkeit vereinigen, dieses durch jene fördern und noch dazu lebenslänglich versorgt werden. So optimistisch angesehen, versprach die angebotene Stellung doppelten Vorteil.

Am 5. Dezember ließ er den Landesschulrat wissen, daß er sie anzunehmen bereit wäre, wenn man nicht auf der, wenn auch nur formellen Bedingung bestände; ein neuer Schulbesuch schien ihm weder seinem Alter, noch seiner Stellung an-

[1]) Brief von Rosegger an Schlögl vom 16. September 1873.
[2]) Mein Weltleben, S. 53.
[3]) Rosegger erzählt diese Episode seines Lebens im Heimgarten, September 1894: Als ich Volksschulinspektor werden sollte.

gemessen. Ob nun die Behörde dieses Zugeständnis nicht machen wollte, oder ob Rosegger noch nachträglich Bedenken aufstiegen — kurz, er lehnte den schmeichelhaften Antrag wenige Tage später endgültig ab. Er hatte sich genauer nach den Pflichten des angebotenen Amtes erkundigt und mußte den Verlust der erworbenen Selbständigkeit befürchten. Da er nicht sicher sein konnte, ob er für die Methoden, die ihm als die besten erschienen, ohne Widerstand würde eintreten können, legte er keinen Wert darauf, das gehorsame Werkzeug einer anonymen Macht zu werden. Außerdem hatte er einzelne Briefe Adalbert Stifters[1]) wieder gelesen, in denen der gewissenhafte Mann sich bitter über die Quälereien beklagte, die er in den Jahren 1850—1859 als Volksschulinspektor in Ober-Österreich unter dem Ministerium Thun zu erdulden hatte.

Im Januar 1874 erschien zugleich mit dem zweiten Jahrgang des „Volkskalenders" die zweite Auflage von „Zither und Hackbrett". In der Vorrede zu dieser vermehrten und verbesserten Auflage erklärte Rosegger, daß er auf diese Weise die zehnte Wiederkehr des Tages feiere, an dem Adalbert Svoboda durch seine Artikel zum ersten Male seine Mitbürger auf ihn aufmerksam machte.

Sowohl bei der Auswahl der zwanzig neuen, als auch bei der Textrevision der früheren, zuviel mit Hochdeutsch durchsetzten Gedichte hatte sich Rosegger bemüht, die rein steirische Volkssprache in ihrer Herbigkeit und mit ihren Unregelmäßigkeiten festzuhalten. Um dem mit der Sprache des oberen Mürztales unvertrauten Leser zu helfen, fügte er ein erklärendes Wörterverzeichnis hinzu. Außerdem hatte er die etwas willkürliche Anordnung der Gedichte in der ersten Ausgabe durch eine bessere zu ersetzen gesucht.

Im ersten Teil des Buches, den er besonders „Zither" nannte, suchte er Gefühle einer durch unglückliche Liebe zur Verzweiflung gebrachten Seele auszusprechen, die durch den kräftigenden Verkehr mit der Natur gerettet wird. In der zweiten Abteilung, „Hackbrett", stellte er die mehr sinnlichen, kühnen, überschäumenden, spöttischen Gedichte zusammen. Schließlich wollte er in einer dritten Abteilung, in der Zither

---

[1]) Stifters Briefe wurden von Apprent veröffentlicht, ein Teil erschien im Grillparzer-Jahrbuch, Bd. 9, hrsgb. von Anton Schlossar.

und Hackbrett zusammen klangen, die Harmonie eines von Kindheit an wohlgeordneten Lebens, die häuslichen Freuden, die Liebe zur engeren Heimat, die Befriedigung durch die Arbeit[1]) wiedergeben.

Dieselbe zwiefache Melodie erfüllte an diesem Wendepunkt seiner Laufbahn Roseggers Leben. Sein eheliches Glück und die lange Ausreifung eines Werkes hatten ihn von seiner Niedergeschlagenheit und seinem Zweifel befreit. Die Federkriege hatten aufgehört, und er durfte jetzt ohne Hast schaffen. Seit dem 20. Februar kannte er die Allgewalt väterlicher Liebe[2]).

In diese Zeit fiel auch Franz Stelzhamers[3]) überraschender Besuch in Roseggers Wohnung, der ihm zu huldigen gekommen war. „Der Mann sah fast so aus, wie man den Kindern Berggeister beschreibt. Wenn man das Gesicht suchte, sah man vor allem die ganz gewaltige Nase und die schmale, sehr hohe Stirn, alles andere stak mehr oder weniger in der grauen Wildnis von Haar und Bart . . .“ Alle seine Reden und Einfälle zeigten das bis ins Alter bewahrte Kinderherz. Stelzhamer war ein Bauerndichter, ging gekleidet und benahm sich wie ein Bauer aus dem Alpental, sprach und schrieb in seiner kräftigen Weise die oberösterreichische Mundart.

Rosegger durfte die Hand, die ihm sein dichterischer Vorgänger gereicht hatte, kein zweitesmal drücken. Wenige Monate darauf, am 14. Juli 1874 starb Stelzhamer in Henndorf bei Salzburg.

Von Mai bis Oktober nahm Rosegger wieder den Verkehr mit den Bergen seiner Heimat auf, der ihm ein Bedürfnis war. Mochte er sich über die Wiege seines Erstgebornen beugen[4]), oder letzte Hand an sein Buch legen, oder als mutiger Tourist eine schwierige Besteigung des Hochschwab[5]) unter-

---

[1]) S. die Vorrede zur zweiten Auflage.

[2]) Brief von Rosegger an Rob. Hamerling vom 21. Februar 1874.

[3]) Franz Stelzhamer (1802—1874) stammte von Bauern ab, hatte die Rechte und Theologie studiert und war dann Schauspieler geworden. Aufs Land zurückgekehrt, hatte er Volkslieder im oberösterreichischen Dialekt gedichtet. Rosegger hat eine Auswahl herausgegeben (Wien 1884, 4 Bde.). Von Stelzhamer haben wir noch Novellen, Erzählungen und Erinnerungen (vgl. Gute Kameraden, S. 120 ff.).

[4]) Brief von Rosegger an Hamerling vom 21. August 1874.

[5]) Am Wanderstabe, S. 43. Der Hochschwab ist 2390 m hoch und beherrscht das Tal der Salza.

nehmen, oder auf dem Wege von Krieglach nach Kathrein sich bei jeder Biegung der Straße an seinen Kindheitserinnerungen freuen: niemals entzog er sich dieser Welt mannigfachster Eindrücke, die ihn immer neu umspannen und fesselten.

Zu Weihnachten erschienen „Die Schriften des Waldschulmeisters“[1]. Aus einem Gefühl der Dankbarkeit und dem Wunsche, den edlen Ernst seines Strebens nachdrücklich zu betonen, widmete sie der Dichter dem damaligen österreichischen Unterrichtsmeister Karl von Stremayr. Rosegger nannte ihn „Beschützer und Wohltäter der Volksschule“.

Die Fabel des Buches konnte gleich im Beginn Interesse wecken. Bei einem Ausflug ins Gebirge verirrt sich ein Wanderer eines Abends in eines jener Täler, worin die Natur bedrückend und bedrohend allein zu herrschen scheint. In der Abenddämmerung erblickt er ein Dörfchen aus drei oder vier hölzernen Häusern und einigen Hütten und findet ein Unterkommen, nicht in einem Wirtshauszimmer, das gibt es in dem Orte nicht, sondern in der verlassenen Wohnung eines Mannes, über dessen Person und Tätigkeit sich seine Gastgeber unzusammenhängend und geheimnisvoll äußern.

Bevor er sich zur Ruhe begibt, läßt er seine Blicke über die bescheidene Einrichtung der Zelle schweifen, in der der rätselhafte Unbekannte gedacht, gelitten, Hoffnung und Enttäuschung erfahren hat. Schon hat der Gast darauf verzichtet, das Geheimnis dieses Lebens zu lüften, dessen Tragik er ahnt, als ein Bündel gelber Papiere, das wirr in einer Lade lag, seine Blicke auf sich zieht, und dessen Aufschrift schon seine Neugierde zu stillen verheißt.

Der Unbekannte hatte seine Erinnerungen aufgezeichnet und in großen Zügen seine armselige Kindheit und unsichere Jugend geschildert. Als begabtes Waisenkind, feurig und ohne Vermögen, kam er, dank der Großmut eines zufälligen Beschützers, in die Schule, nachdem er vor der Zeit das Leid undankbarer Arbeit kennen gelernt hatte. Seine Lehrer verurteilt er, ihren Unterricht hält er für formalistisch leer, trocken und pedantisch. Ein Ausbruch seiner impulsiven Natur

[1] Herausgegeben von P. K. Rosegger. Pest 1875, G. Heckenast. Mit diesem Buche eröffnet der Dichter seine „Gesammelten Werke“, die in 40 Bänden, neu redigiert, soeben bei L. Staackmann in Leipzig erscheinen.

beraubte ihn der Zeugnisse, die ihn auf die Bahn der Ehre und des Glücks gebracht hätten. Als Jüngling brach er alle Brücken hinter sich ab. Das Herz voll uneingestandener Liebe, verzichtete er aus Stolz auf eine Hauslehrerstelle, die er in Erwartung einer höheren Stellung vorläufig angenommen hatte. Zorn, enttäuschter Ehrgeiz, der sich anderwärts Befriedigung sucht, Liebe, die zur Qual wird, weil sie sich einen unerreichbaren Gegenstand gewählt hatte: diesen Stachel im Herzen trägt Andreas Erdmann ins Feldlager, denn es war die Zeit, wo Napoleon das kleine Volk bekriegte, das hartnäckig um seine Freiheit focht.

Erdmann bot Andreas Hofer seine Dienste an. Von den Franzosen gefangen genommen, wurde er aus Groll, Ruhmsucht und Vereinsamung Überläufer und folgte den Adlern des ruhelosen Eroberers vom Rhein bis nach Moskau. Kein Leiden zähmte, kein Exzeß verbrauchte ihn. Er glaubte an die übermenschliche Mission des glücklichen Cäsar. In der Schlacht von Leipzig endlich ernüchterte ihn ein entsetzliches Erlebnis. Als napoleonischer Soldat erschoß er seinen besten Freund, der ihm in den Reihen der Alliierten gegenüberstand. Dann floh er, sich selbst verhaßt, in die tiefste Wildnis, um ein Einsiedler zu werden.

In der Vergessenheit leben und in ungesehener Arbeit dennoch am Werke der Menschheit mitzuarbeiten, seine traurige Verblendung durch ein nützliches Opfer büßen: diese Sühne bietet ihm ein Zufall als möglich an. Er erfährt, daß tief drinnen in der unbekanntesten Dunkelheit der österreichischen Alpen Hirten, Jäger, Holzschläger, Kohlenbrenner und auch andere Menschen ein elendes Leben fristen, vielleicht auch Menschen mit dunkler Vergangenheit, die sich aus wildem Eigensinn außerhalb der Gesetze stellen. Sie haben keinen Priester und keinen Richter, kein Arzt hilft ihnen und kein Schullehrer unterrichtet ihre Kinder. Dahin zieht Erdmann mit apostolischem Eifer; diesen armseligen Brüdern fühlt er sich durch die Gemeinsamkeit ihres Schicksals verwandt und ahnt voraus, daß er das Gift aus seinen Wunden bringen wird, wenn er die ihrigen verbindet.

Von seiner Ankunft an macht er das Papier zum Vertrauten und zeichnet alle Eindrücke auf, ob schmerzlich, ob heiter, ob Siege oder Niederlagen. Dank dieser schriftlichen Betrachtung

schützt er sich vor Verzweiflung, vor Selbstvernachlässigung, vor Zersplitterung seiner Kräfte. Sie bilden sein sichtbares Gewissen.

Ob seiner Jugend wundern sich die rauhen Einsiedler, unter denen er sich niedergelassen. Er selbst aber hat anfänglich Augen nur für den Wald. Bevor er sich diesen verwitterten Seelen zu nähern versucht, will er selbst die aus der Natur quellende Beruhigung genießen.

Die ersten, mit denen er ohne Furcht und ohne Umwege in Verkehr gerät, sind die Hirten: ihre Lebensweise schließt Arglist aus; im hellen Licht der freien Almen nisten keine bösen Gedanken. Dann wagt er sich an die unsteten Nomaden, von denen man nicht weiß, welche quälende Erinnerungen sie verzehren oder was für Verbrechen sie planen, wenn sie im Dunkel des Waldes verbotene Ernte halten oder Wilddiebstahl treiben. Wenn er ihnen in ihrer Verlassenheit helfen will, muß er sie kennen; und er kann ihr Vertrauen erst dann gewinnen, wenn er ihr Leben geteilt hat.

Hat er diese einfältigen, vom Instinkt beherrschten Gemüter gewonnen, so fürchtet er nicht mehr, die Macht seiner Bücherbildung durchscheinen zu lassen. Mögen ihn auch einige magischer Künste beschuldigen, was liegt ihm daran! Er verschmäht es, sich auf den Aberglauben zu stützen, den er überwinden will.

Sich selbst unterwirft er einer eisernen Disziplin, um langsam Herr seiner selbst zu werden und wendet seinen gestählten Willen an, um die freigewählten Gefährten auf seiner Spur zur ersehnten Höhe emporzuführen. So wird seine von der Würde der Entsagung und der Barmherzigkeit erhöhte Persönlichkeit das lebendige Band zur Vereinigung der Isolierten.

Nach Rosegger, der jedes Problem vom sozialen Gesichtspunkt zu betrachten neigt, erreicht der einzelne die ihm mögliche Vollkommenheit nur im Verkehr mit seinesgleichen, bald indem er seine Fähigkeiten zum Besten seiner Nebenmenschen verwendet, bald indem er von andern das empfängt, was ihn ergänzen und bereichern kann. So förderlich die Einsamkeit als moralische Diät sein mag, so gefährlich ist sie, seiner Meinung nach, ohne das Gegengewicht praktischer Tätigkeit. Deshalb legt der Waldschulmeister so großen Wert darauf, in

diesen Armen, die der Natur wehrlos gegenüberstehen, weil sie verstreut wohnen, den Sinn für gegenseitige Hilfsbereitschaft zu wecken.

Seine allen zugewendete Sorge kündet uns seine Absicht an, eine sich solidarisch fühlende Gruppe aus ihnen zu schaffen. Damit aus den zwischen den Einzelnen geschaffenen Beziehungen ein Gemeinsinn entstehe, will er, daß sich die Gemeinde vorläufig an einer Stelle vereinige, die für alle die gleiche Anziehungskraft hat und innerhalb deren Grenzen bei gleichen Gebräuchen und gleicher Gemütsstimmung die Einheit des Willens entstehen könne.

Nach seiner Überzeugung muß das erste Gebäude für alle ein Tempel sein. Nicht etwa, daß er darin einen strengen Kultus einführen möchte; Erdmanns Kirche will zur Sammlung, zur Ruhe einladen, sie soll allen offen stehen, die da müde sind, allen die die schwere Tagesarbeit niederdrückte, und die sich wieder aufrichten wollen am Worte der Liebe.

Die Liebe vor allem ist seine stärkste Macht. Von ihr gehoben, von ihr getragen, ist er Priester. Unter den hohen Fichten des Waldes vollzieht er die Trauung von Berthold und Aga, mit dem Wasser der Waldesquelle tauft er ihr Kind. Als erster Verweser seiner Kirche läutet er die Glocke, die in die tiefsten Schluchten und auf die höchsten Spitzen die bisher noch nicht gehörte Botschaft von der Einigkeit und frohen Hoffnung trägt.

Während uns die Erzählung zu Zeugen des Aufstiegs einer Schar wilder oder verwilderter Leute zu einer sozialen Organisation, zu einem rechtlich geordneten Gemeinwesen macht, läßt sie, nach Roseggers innerster Überzeugung, das religiöse Gefühl aus den Bedürfnissen der Menschen wie ein freies Gewächs hervorsprießen und dem Willen der Natur folgend, sich in rein menschlicher Brüderlichkeit ausbreiten.

Nach Vollendung des Tempels baut Erdmann die Schule und macht sie zum Mittelpunkt seiner Tätigkeit. Die Seele des Kindes gleicht ihm einem offenen Buche, dessen „Zeichen erst durch den warmen Hauch der Liebe sichtbar werden[1].“ Als idealisierter Patterer hat er zum Vorteil einer schon beeinflußbareren Generation die Aufgabe erfüllt, die der gute

[1]) Waldschulmeister, S. 243.

Schulmeister von Kathrein in Roseggers Kindheit vielleicht geahnt und gewollt hatte.

Indessen vergehen die Jahre. Im Tagebuch des Schulmeisters erhält die Chronik der Waldgemeinde immer größere Lücken. Wir verfolgen den Lebenslauf der Familien, die Erdmann unter seinen Schutz genommen hat; nehmen Anteil am Schicksal der Nebenpersonen: des Mädchens, dem er den Namen „Waldlilie" gab, des Einsiedlers, den er von der Reue befreite, des Rüpels und Fabelhans, der bei allen Freudenfesten und Trauerfeierlichkeiten seine Knittelverse zum besten gibt. Dann stellt sich plötzlich die Vergangenheit des Schulmeisters mit ihren Illusionen und ihrer Reue der strengen Gegenwart entgegen. Ein romantischer Zufall führt ihn wieder mit seiner Jugendliebe zusammen; sie, die seine Träume mit ewiger Jugend bedachten, ist alt geworden und verachtet ihn[1]).

Die Aufzeichnungen werden unzusammenhängend, setzen aus; man merkt, daß sich das Ende Andreas Erdmanns nähert. Der Glaube an die Kraft der täglichen Arbeit schützt ihn nicht mehr gegen die Macht der Erinnerung, nicht gegen die Qual der unendlichen Sehnsucht. Das letzte in der Vergangenheit erduldete Mißgeschick wirft seinen Schatten auf die Zukunft. Wie es Menschen ergeht, die in ihrer Jugend in sehr hohem Maße den Glauben an das allgemeine Wohl und den Ehrgeiz, es zu verwirklichen, besaßen, so vermag ihm die Stunde, die ihn von den ewigen Niederlagen und dem ewigen Wiederanfang des Fortschritts überzeugt, nicht von seinem einmal erfaßten Ideal abzubringen. Nur ermüdet hat ihn die Tätigkeit.

Dann aber lädt die Natur dieses von weitausgreifenden Wünschen erfüllte Herz von neuem zu sich ein. Aber nicht die Stille des Waldes lockt ihn mehr, er möchte mit einem Blick in die Unendlichkeit seine versagenden Augen laben; sich auf dem Gletscherfeld des höchsten Gipfels im Glanze der untergehenden Sonne, in den Anblick des Meeres am verschwimmenden Horizonte versenken: dies ist sein letzter Traum. Die letzte Aufzeichnung des Tagebuches verrät, daß er dieser Lockung gefolgt ist.

Diese Geschichte einer Seele wurde von Rosegger im Laufe der zwei glücklichsten Jahre seines bisherigen Lebens nieder-

---

1) Waldschulmeister, S. 322.

geschrieben. Alles lachte ihm, nichts hinderte ihn, sich gemächlich der großen Freude des Schaffens zu überlassen. Die Liebe zur Gattin erfüllte sein Herz mit strahlender Sicherheit. Und dennoch zittert eine unbewußte Wehmut durch dieses Buch, das doch unter dem Schutze des Glückes ausgedacht und ausgeführt wurde. Man möchte sagen, der Dichter sei unbewußt vor der Fülle des ihm zuteilgewordenen Glückes erschrocken und habe an seiner Dauer gezweifelt. Daher der Wechsel von Erwartung und Entsagung, maßloser Begeisterung und stummer Verzweiflung.

Die Geschichte einer Seele im Rahmen einer poetischen Schilderung des Waldes; eine soziale Studie und ein psychologischer Essay, und dennoch das Werk eines Dichters: von so verschiedenen Seiten könnte man das Werk betrachten. Mochte Rosegger aus Stifters „Mappe meines Urgroßvaters“ oder aus Ulrich Bräkers „armen Mann im Tockenburg“ manche Anregung geschöpft haben, so war er doch völlig original geblieben.

Zugleich mit den „Schriften des Waldschulmeisters“ erschienen der dritte Band des Volkskalenders und ein neuer Band Novellen unter dem Titel „Aus Wäldern und Bergen. Stille Geschichten“[1]), und bekundeten die andauernde Fruchtbarkeit seines Talentes.

Diese Sammlung bestand aus sehr verschiedenen Stücken. Außer eigentlichen Novellen enthielt sie Erzählungen und Kindheitserinnerungen. Munter und strahlend von Humor, schilderte der Verfasser eines jener pantagruelischen Liebesmahle an gewissen jährlich wiederkehrenden Festtagen, an denen sich der erprobte Appetit der Älpler betätigt, und die Erzählung erhielt durch die Erinnerung an miterlebte Einzelheiten den Charakter heiterster Wahrheit[2]). In einer anderen Geschichte, „Auf der Totenwache,“ erzählte der Dichter von seiner tragischen Wache in der schauerlichen Waldeinsamkeit an der Leiche eines Försters, den ein rachedurstiger Wilderer erschossen hatte.

Die dramatisch bewegteste Novelle: „Das Haus auf der

---

[1]) Braunschweig 1875, G. Westermann, mit einer Vorrede, datiert von Weihnachten 1874.

[2]) Das Fest der Gürtelsprenge (Waldheimat II, S. 312).

Höhe" sprengte aber schon den Rahmen der Dorfgeschichte. Auf ländlichem Hintergrunde läßt Rosegger diesmal eine Handlung spielen, deren Helden nicht zu ihm passen. Ein Bildhauer erregt durch seine freien Ansichten, seine absonderliche Lebensart und sein heiteres, offenes Heidentum das Mißtrauen und die feindseligen Vorurteile der Bauern, seiner Nachbarn. Er lebt in strengster Zurückgezogenheit nur seiner Erinnerung, der Erziehung seines Sohnes und seiner Arbeit. Das einzige, was ihn an diesen ungastlichen Ort noch fesselt, ist das Grab seiner Frau, das er mit einer allegorischen Figur schmückte, deren kühne Nacktheit die Frommen verletzt. Sie stürmen das Bild und der Künstler stirbt, zweifach ins Herz getroffen. Unter seinem Dache sammelt sein Sohn und Erbe seines Hasses und seines Glaubens die entweihten sterblichen Reste seiner Mutter und zündet das mit korinthischem Akanthus geschmückte Haus an. Nachdem der Jüngling den Seinigen, ihrem Wunsche gemäß, diese hellenischen Ehren erwies, erreicht er das ferne Land, das der Vater in seinen Träumen bewohnte.

Unter den Besprechungen der „Stillen Geschichten" war eine der lobendsten und mindest erwarteten die von Sacher-Masoch. Seit der gelegentlichen Mitarbeiterschaft im Jahre 1866 an der „Österreichischen Gartenlaube" hatte Rosegger keinen Verkehr mehr mit ihm gepflogen.

In einem langen, interessanten Brief aus Bruck an der Mur, vom 1. Januar 1875[1]), teilte Sacher-Masoch Rosegger mit, daß er im „Wiener Leben", im Wiener „Neuen Fremdenblatt", und in der „Linzer Zeitung" das Buch besprochen habe. Dann mahnt er ihn, einmal alle Rücksichten beiseite zu lassen und in einem Werke, am besten in einem Novellenzyklus aus dem steirischen Volksleben, „die ganze ursprüngliche Kraft" seines Talentes zu entfalten. „Denn ich bin überzeugt," fügte er hinzu, „daß Sie Erfolge erringen könnten, wie sie weder Auerbach, noch Spielhagen, weder Freytag noch Heyse, ja nicht einmal Storm zu verzeichnen haben. Aber lassen Sie alle Muster beiseite . . . Schreiben Sie aus der Natur, aus dem Leben, aus Ihrem eigenen Herzen heraus und vor allem: schenken Sie jenen keinen Glauben, welche von Ihnen verlangen, daß Sie aus dem Rahmen Ihrer Heimat heraustreten."

1) Heimgarten, Juni 1906, S. 708.

Der 8. Februar 1875 brachte dem Dichter eine gleiche Befriedigung durch einen gehaltvollen Artikel des „Neuen Wiener Tagblatt" über die „Schriften des Waldschulmeisters" aus der Feder Ludwig Anzengrubers; dieser ging ihm durch die persönliche Freundschaft des Autors noch mehr zu Herzen[1]).

Die Ruhe dieses von häuslichem Glück und erfolgreicher Arbeit gesegneten Dichterlebens sollte aber durch plötzliches Unheil gestört werden.

Am 4. März war Rosegger zum zweiten Male Vater geworden[2]). Die junge Mutter befand sich ganz wohl, als sie durch eine unbedachte Regung mütterlicher Sorge sich eine Bauchfellentzündung zuzog, die sie in wenigen Tagen, am 16. März dahinraffte.

Rosegger war ins Innerste getroffen. Erst wollte er an die Möglichkeit dieses Verlustes gar nicht glauben. Die folgenden Tage irrte er verwirrt umher und konnte von der Gegenwart seiner Kinder keinen Trost finden.

Da zeigte sich Gustav Heckenast, wie gewöhnlich, von allen Freunden am verschwenderischsten in fürsorglicher Zärtlichkeit. Er stellte ihm sein Gut Maroth bei Gran zur Verfügung, wo sich der Dichter fern vom Schauplatz seines kurzen Glücks beruhigen sollte, umgab ihn mit liebevoller Aufmerksamkeit — alles vergebens. Vergebens bemühten sich auch die Freunde Schlögl, Anzengruber, Vacano in Wien, ihn zu zerstreuen.

Während seine beiden Kinder in Graz bei seinen Schwiegereltern und seiner jungen Schwester Marie[3]) blieben, durchstreifte Rosegger zu Fuß das halbe Steirerland und später

---

[1]) Sie ist wieder abgedruckt in den Quellen und Anmerkungen zu den Briefen Anzengrubers, II, S. 276 ff., und lesenswert, weil der Freund nicht bloß seiner herzlichen Freude über das Buch Ausdruck gab, „das überhaupt zu dem Besten auf diesem Felde hervorgebrachten" gehört, sondern auch mit einer Kritik in Einzelheiten nicht zurückhielt, die für den Charakter beider dichterischen Freunde sehr bezeichnend ist. Die Schlußmoral des Romans: „Entsagung und Ergebung!" war nicht nach dem Geschmacke Anzengrubers, obwohl er dies nur eben andeutet, ohne sich weiter auf das bedeutsame Thema einzulassen. M. N.

[2]) Dieses zweite Kind war ein Mädchen und wurde Anna getauft.

[3]) Mein Weltleben, S. 61. Es ist auch in der Waldheimat II, S. 328, von ihr die Rede.

Kärnten, das er zwei Jahre früher mit seiner Gattin besucht hatte. Die körperliche Ermüdung und die Möglichkeit, sich in der Einsamkeit auszuweinen, taten ihm wohl[1]).

Am 20. Juli schrieb er aus Krieglach, wohin er allein, ohne die Kinder gegangen war, an Robert Hamerling: „Ich fühle mich unsagbar einsam; — nicht weil ich nicht bei Menschen bin, sondern weil ich das Bewußtsein habe, daß niemand ist, der eins mit mir lebte und mich verstünde ... Die Freude an meinen Kindern ist mein alles; aber auch sie ist eine weinende Freude ... Das, was man „Natur" heißt, stärkt mich noch, und ich hätte wirklich kaum geglaubt, daß sie bei all ihrer Kopf- und Herzlosigkeit Gemütskranken so gut sein kann."

Im August erschien ein Werk, das Rosegger schon vor seiner Trauer vollendet hatte, unter dem Titel „Das Volksleben in Steiermark"[2]). Er hatte die „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande", die im Jahre 1870 erschienen waren, erweitert. In munteren, aber kräftigen Schilderungen hatte er, wie im ersten Buch, nur mit ungleich mehr Fülle in allen Einzelheiten, das ganze Dasein des Älplers seiner Heimat, seine „Arbeit und Leben", sein Mißgeschick und seine Feste dargestellt. Seine Jugenderinnerungen hatte er mit Kenntnissen bereichert, die er auf Wanderungen gesammelt und unterwegs in den gastlichen Wagen der Kronprinz Rudolf-Bahn ausgearbeitet hatte, wo Rosegger, wie erwähnt, im Herbst 1872 und Frühjahr 1873 so viele glückliche Stunden verlebte[3]).

Auf steten Fortschritt und methodische Ausbildung seiner schöpferischen Kräfte bedacht, hatte Rosegger die Gewohnheit angenommen und sie später auch beibehalten, seine eigenen Werke als fleißiger und strenger Revisor immer wieder durchzusehen. So hatte er, wie wir schon wissen, „Zither und Hackbrett" einer scharfen Kritik unterzogen, und wie die „Sittenbilder aus dem steirischen Oberlande" nun auch die 1872 zuerst erschienenen „Gestalten aus dem Volke der österreichischen Alpenwelt", umgearbeitet und bedeutend vermehrt. Bereichert und verdichtet erschien die Sammlung in zwei Bän-

---

[1]) Mein Weltleben, S. 74.

[2]) In Charakter- und Sittenbildern dargestellt. 2 Bde. Graz 1875, Leykam.

[3]) Meine Ferien, S. 98.

den zu Weihnachten 1875 unter dem Titel: „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen“[1]).

Rosegger stellte dem Publikum hier nicht mehr wie früher allgemeine und normale Typen vor, wie sie der Tourist in den steirischen Bergen überall trifft. Nun schilderte er Leute, die wie seltsame Auswüchse aus dem Menschenwalde des Alpenvolkes hervorragen. „Wunderliche Charaktere, durch Naturanlagen, Leidenschaften oder äußere Verhältnisse gebildet, oft harmlos, gemütlich und humorvoll, hochherzig und edel, oft aber auch bösartig, finster, dämonenhaft, zuweilen wiederum mit genialer Begabung — aber häufig Menschen, die ihren Beruf, ihr Leben verfehlt haben und mit sich und der Welt grollend ein kümmerliches und düsteres Dasein führen; zumeist arme, mittellose Leute, die nach einem wunderlichen Lebenslaufe im Armenhause sterben[2]).“

Diese rasche Ausgabe zweier Bücher war eine heilsame Ablenkung von der leidenschaftlichen Trauer um die verlorene Gattin. Die Liebe zu seinen Kindern und der literarische Erfolg begannen ihm Trost zu spenden.

Da er die Sache seiner Kampfgenossen immer zu der seinigen machte, geriet Rosegger in großen Zorn über die Kritiken, die Hamerling, anläßlich seines Romans „Aspasia“ im Jahre 1876 erfuhr[3]).

So verschieden Rosegger von seinem Freunde war, so oft kleine Konflikte zwischen ihnen entstanden, so pflegte er dennoch Hamerling mit den Beweisen seiner Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung zu überschütten. Eine ständige Würde verklärte in seinen Augen sogar die kleinen Schwächen des Einsiedlers vom Stiftingtal, und mit sicherem Instinkte wußte er ihn aufs tiefste zu rühren, als er ihm aus Rom Pflanzen und Gestein vom palatinischen Hügel[4]), aus den Trümmern des „goldenen Hauses“ des Kaisers Nero mitbrachte. Er gesteht auch, daß, wenn er so, wie Hamerling, verurteilt ge-

---

[1]) Bei G. Heckenast, Preßburg und Leipzig, 1876.

[2]) Vorrede zu den Sonderlingen, S. 3.

[3]) Die strengste Kritik schrieb der Hebbelbiograph Emil Kuh in der „Wiener Abendpost“, 4. und 5. Januar 1876. Sie ist jetzt in der Sammlung seiner „kritischen und literarhistorischen Aufsätze“ (Wien. Literar. Verein, 1910) enthalten. M. R.

[4]) Brief Hamerlings an Rosegger vom 29. September 1872.

wesen wäre, „die ganze Jugendzeit in den Städten zu leben, über Büchern zu brüten, er gerade so unglücklich geworden wäre," wie er[1]). „In der Weltanschauung, in philosophischen, religiösen, politischen und sozialen Meinungen waren wir völlig eins, ohne daß einer den anderen hierin zu beeinflussen brauchte[2])." Hamerlings Idealismus und Gewissenhaftigkeit, die ihn immer über den Parteien erhielten, sein von aller Unduldsamkeit und allem Haß freier Patriotismus entsprachen Roseggers eigenen Anlagen, nur erschienen sie bei seiner kampffrohen Natur verstärkt.

Aus dieser Einigkeit entsprang eine gegenseitige, brüderlich zärtliche Aufmerksamkeit und jeder nahm die Interessen und den guten Ruf des Freundes mit gleicher Sorge wahr. Beim älteren nahm sie leicht die Form und Autorität eines Ratschlags an, sei es, daß er den ungeduldigen Freund abhielt, dem Publikum Konzessionen zu machen oder ihm riet, ihm zuliebe „nie etwas zu tun, was mit seinem Gewissen nicht stimmt[3])," oder daß er ihn warnte, etwas zu unternehmen, was seine sittliche Ruhe oder gar seine Gesundheit in Gefahr gebracht hätte[4]). Roseggers Treue betätigte sich laut und bei jeder Gelegenheit in der Verteidigung Hamerlings gegen seine vielen Gegner.

Im Verhalten Heckenasts Rosegger gegenüber zeigte sich ihr großer Altersunterschied. Zwischen Anzengruber und dem Dichter des „Waldschulmeisters" herrschte eine hingebende, heiße, aber in ihren Stimmungen wechselnde Freundschaft. Der Verkehr mit Hamerling war gewiß von seltener Wärme, doch kam die Vertraulichkeit nicht über die Grenzen des Respektes.

Nun genügte aber solch vornehmer Gedankenaustausch Rosegger nicht. Das Mitteilungsbedürfnis seines lebhaften Temperamentes war unvergleichlich größer.

Seinen Schmerz, auch den persönlichsten, den intimsten, nicht nur Auserwählten, sondern jedem der hören wollte, auszusprechen, hatte für Roseggers Gemüt immer die Wirkung einer Selbstbefreiung. Hatte er den weiten Kreis von Freunden, den er sich unter dem Namen Publikum vorstellte, solche Mitteilungen gemacht, so war er zu neuer Tätigkeit aufgelegt.

---

1) Persönliche Erinnerungen an Hamerling, S. 4—5.
2) Ebenda, S. 146.
3) Heimgarten, Februar 1909, S. 355.
4) Persönliche Erinnerungen, S. 161—162.

Er konnte nicht „mit den Mächten des Herzens allein" fertig werden, er litt, wenn er „mitten auf dem Meere der Menschheit einsam, wie Robinson auf der Insel" leben mußte. „Der Poet aber, der an aller Menschen Glück und Weh Anteil nimmt, möchte auch sein ureigenes Leben mit allen teilen[1]."

Schon im Jahre 1876 hatte Rosegger den Plan zu einer Erzählung gefaßt, in der er, poetisch wenig verhüllt, die kurze Geschichte seiner vor kaum einem Jahr durch den Tod so gewaltsam getrennten Ehe vom ersten Geständnis der Liebe angefangen zu erzählen gedachte. Im März 1876 erschien das Fragment dieser Selbstbiographie unter dem Titel „Oswald und Anna" in der „Neuen Illustrierten Zeitung" in Wien. Es war eine Tat dichterischer Selbstbefreiung von einem lastenden Druck.

Der Dichter hatte dem Manne geholfen, sich im Schmerz wiederzufinden, und er sollte die wiedererlangte Tatkraft zu einem bedeutenden Werke verwenden. Je klarer, bestimmter und je anspruchsvoller seine neue Aufgabe war, um so köstlicher sollte ihr Segen sein und die schmerzliche Leere des Gemütes ausfüllen, das bloß literarische Tätigkeit nicht befriedigen konnte.

Der Plan entstand gegen Ende des Herbstes 1875, wo er ruhelos wie in Verbannung lebte, jeden Tag einem anderen Ziele nachjagte, wo ihn alles abstieß, weil ihm alles seelenlos erschien.

Die besten Gedanken flogen Rosegger zumeist auf einsamer Wanderung zu. So fielen ihm einmal drei Dinge zu gleicher Zeit ein[2]. Erstens eine Erinnerung an seine Lehrlingszeit und an die Zeitschriften mit ihren naiven Bekenntnissen und ehrgeizigen Programmen, die er in Alpel geschrieben hatte. Sodann der ihm kürzlich gestellte Antrag, Inspektor der Volksschulen in Obersteiermark zu werden, und drittens endlich der Beifall, den seine „Schriften des Waldschulmeisters" gefunden hatten, in denen einige seiner pädagogischen und sozialen Überzeugungen ausgesprochen waren. Die geheime Logik, die diese drei Reminiszenzen zugleich hervorgerufen hatte, führte gleich zu einem schönen Plane: mittels einer neuen Zeitschrift

---

[1]) Mein Weltleben, S. 36.
[2]) Heimgarten, September 1886, S. 947 ff.

wollte er andauernd einen moralischen und einigermaßen erzieherischen Einfluß auf seine Generation ausüben, sich also eine ideale Kanzel zur Erbauung, Unterhaltung und Belehrung des Volkes schaffen.

Wie immer schnell entschlossen, reiste er noch am selben Tage nach Graz und nahm schon am nächsten die Sache in Angriff, suchte sich Unterstützung und zeichnete genau den einzuschlagenden Weg vor:

„Nimm das Leben aus dem Herzen des Volkes — das bunte, ernste, heitere, toll lustige, schmerzdurchblutete, selig jauchzende Leben — und gib es auf den Blättern dem Volke wieder zurück. Die Leute, frage sie nicht erst, was sie wollen, gib ihnen was du hast, denn du hast alles, weil du an der Quelle der Natur schöpfen kannst. Natur tut ihnen Not in heutiger Zeit. Sie vergessen die schlichten treuen Sitten unserer Vorfahren, erinnere sie daran; sie vergessen die natürlichen Rechts- und Gerechtigkeitsbegriffe, erinnere sie daran; sie vergessen die Kraft der Häuslichkeit, den Segen der Familie, die gesunde Befriedigung der Arbeit, erinnere sie daran. Ihre Augen sind geblendet von dem Schillern und Flunkern städtischer Pracht, ihr Herz ist erregt von Modebegier, Genußsucht, Strebertum, ihr Kern verflüchtigt sich in seichte Allerweltszänkerei; ihr Blut wird zu Galle und Gift. Sage ihnen, daß es eine Waldnatur gibt, erinnere sie an den Geruch der Erdscholle, an den Tau der Wiese . . . entfache in ihnen die Liebe zu dieser paradiesisch-schönen Heimat . . . Fürchte dich nicht vor Fürsten und Soldaten, nicht vor Priestern und Gelehrten, nicht vor den Reichen und nicht vor dem Pöbel, sage die Wahrheit, wie sie in dir ist . . . Ehrlich zu aller Zeit, das mag dein Wahlspruch sein[1]."

Obzwar dieses Programm Rosegger nötigte, die ganze Last der Redaktion beinahe allein zu tragen, bemühte er sich doch von Anfang an, eine Schar von Mitarbeitern zu gewinnen, „die mit dem Geiste und dem Sinne des Unternehmens im Einklange standen."

Robert Hamerling war der erste, den er einlud und der sich bereit erklärte. Schon im Februar 1876[2]) stellte ihm

---

[1]) Heimgarten 1886, S. 947 ff.

[2]) Brief Anzengrubers an Rosegger vom 12. Februar 1876.

Ludwig Anzengruber für den Heimgarten dieselbe Hilfe in Aussicht, die er seit drei Jahren beim Volkskalender leistete[1]). Dann waren Rudolf Falb und Friedrich Schlögl mitzuarbeiten bereit, jener mit wissenschaftlichen, dieser mit humoristischen Aufsätzen.

Bei den ersten Unterhandlungen mußte Rosegger kleine Änderungen am ursprünglichen Programm zugestehen, den Rahmen etwas erweitern, er sah ein, daß es besser wäre, das Blatt nicht bloß für sein Volk der Älpler, sondern auch für das mittlere Bürgertum zu leiten, das gebildeter, zugänglicher und wißbegieriger ist.

Rosegger gewann noch viele vortreffliche und beliebte Mitarbeiter zu den genannten Freunden hinzu; so mancher deutsche Schriftsteller von Rang schrieb seinen Namen in die Spalten des Heimgarten ein.

Schon die Wahl dieses Titels sollte die neue Monatsschrift empfehlen und ihre Tendenz erklären. In der ersten Nummer schreibt Rosegger: „‚Heimgarten‘ nennt man in verschiedenen Alpengegenden jenes Haus im Dorfe, wo man des Abends zu kleinen handlichen Arbeiten und zur Geselligkeit zusammenkommt, wo die geistig regsamsten, erfahrensten, am Erzählen und Schildern Behagen findenden Dorfbewohner — wo Leute, welche welt- und lebensklug sind oder werden mögen, zu kurzweiliger, anregender, belehrender Unterhaltung sich einfinden. Im Heimgarten werden Geschichten, Sagen, Märchen, tragische und heitere Begebnisse aus dem Leben erzählt, Lieder und Balladen gesungen; aus dem Stegreife wird gedichtet, Schwänke und Possen werden zum Besten gegeben, oder Tagesvorkommnisse und wichtige Ereignisse aus dem Dorf- und Weltleben von den Dorfweisen besprochen. Die Unterhaltung im Heimgarten klärt, schärft, bereichert den Geist — erquickt, erwärmt, veredelt das Herz[2]).“

Durch diesen, der Tiroler Sitte entnommenen Titel waren die Absichten des Herausgebers symbolisch, aber deutlich erklärt.

Je näher der Tag der Ausgabe des ersten Heftes kam, desto mehr lag es ihm am Herzen, seine Grundsätze vor jeder Abweichung und jedem Zweifel zu schützen. In einem Brief an

[1]) Brief von Anzengruber an Rosegger vom 9. Januar 1872.

[2]) Heimgarten, Oktober 1876. Vgl. Am Wanderstabe, S. 158; Neue Waldgeschichten, S. 299, und Heimgarten, September 1886.

Adalbert Svoboda, vom 26. Mai 1876[1]), bemühte er sich, seinen alten Gönner und Freund, der aber auch ein leidenschaftlicher Verfechter der einseitig naturwissenschaftlichen Weltanschauung war, über seine philosophische Haltung aufzuklären.

„Die Phrasen von Humanität und Toleranz,“ schrieb er ihm, „sollen mir nicht Phrasen, sollen mir Gesetz sein. Ich werde die Meinungen der Individuen und der Parteien respektieren und nur die extremen Richtungen bekämpfen. Ich werde dem Jesuitismus nicht huldigen und auch nicht den Konsequenzen der modernen Naturwissenschaft. Ich habe die Überzeugung an mir und anderen gewonnen, daß der Geist der Philosophie der heutigen Naturwissenschaft nicht in das Volk dringen darf.“

Das erste Heft erschien am 1. Oktober 1876. Von Mai bis September hatte Rosegger sein Heim in Krieglach aufgeschlagen. Aber er war ruheloser als je. Um sich klar zu werden und alle prinzipiellen Schwierigkeiten zu lösen, suchte er die Einsamkeit der Berge auf. Er begab sich nach Tirol, Bayern und Unter-Steiermark. Noch häufiger fuhr er nach Graz[2]). Die Verhandlungen mit dem Verleger und mit seinen Mitarbeitern, alle praktischen Vorarbeiten nahmen ihn in Anspruch, aber ihre beinahe bureaukratische Regelmäßigkeit fühlte er weniger als Last, denn als Beruhigung, da sie ihm Sicherheit versprach.

Aus praktischen Rücksichten konnte Rosegger Druck und Verlag des Heimgartens nicht G. Heckenast übertragen, einigte sich aber bald mit dem Verleger Leykam in Graz, bei dem die beiden steirischen Gedichtsammlungen und die „Sittenbilder“ 1870 erschienen waren.

Das Äußere der Zeitschrift ist sich seit ihrem Bestande gleich geblieben. Anzengruber, der schon im zweiten Heft mit einem Beitrag („Drei Prinzen“) vertreten war und sich am 5. November 1876 ausführlich über das neue Unternehmen äußerte, gab dem Freunde einige gute Ratschläge. „Wissen Sie“ — schrieb er u. a. — „welche Qual es für den Leser einer

---

[1]) Heimgarten, September 1904.

[2]) Brief von Rosegger an Hamerling vom 1. Oktober 1876. Er berichtet darin, daß er im Laufe des Sommers nicht weniger als 13 mal von Krieglach nach Graz gefahren ist.

Wochenschrift ist, Woche für Woche auf eine Fortsetzung warten zu müssen? Aber vier Wochen, das ist Verdammnis!" Er regte also die Aufnahme von möglichst vielen, im selben Heft abgeschlossenen kleinen Erzählungen an. Eine andere gute Idee war die Forderung von „möglichst viel Stabilität": „aufschlagen müßte man Jahrgang und Heft können und gerade da auf der einen Seite müßte ein Gedicht stehen und auf der anderen, da ist eine lehrreiche Geschichte — auf der gleichen Stelle in jedem Jahrgange und Hefte." So ist es auch im „Heimgarten" geworden. Und auch die Vorhersagung Anzengrubers ist eingetroffen, die er im selben Briefe äußert:

„Ihr ‚Heimgarten' hat einen großen Vorzug, er hat meines Wissens in seinem Genre, soweit bisher ersichtlich, keinen Konkurrenten, es existiert kein Volksblatt, nennen wir's ganz ungeniert so, das seines Zeichens wäre, sorgen Sie, daß sich jeder auch für die Zukunft die Konkurrenz vergehen lasse. Aus dem Unternehmen wird etwas — nicht gleich auf der Stell', auf die Weis' ist noch nie etwas geworden, aber das Zeug wäre da."

Nun hatte Rosegger als Redakteur des „Heimgartens" und des Volkskalenders „Das neue Jahr" nachgerade genug zu tun, aber das hinderte ihn nicht, aus seinem unerschöpflichen Vorrat zwei neue Bände Novellen herauszugeben, die er „Streit und Sieg" nannte.

Er hatte jetzt eine wachsende Neigung zu historischen Erzählungen, nicht etwa im Stile Konrad Ferdinand Meyers, der mit so hoher Objektivität hinter seine Gestalten zurückzutreten liebt, sondern viel persönlicher. Der historische Hintergrund war Rosegger bei aller Sorgsamkeit, mit der er ihn zu zeichnen suchte, nur Mittel, nicht Zweck der Erzählung; er erwärmte sich für das allgemein Menschliche in den Dramen der Vergangenheit, für ihre psychologische und ethische Bedeutung. Ob er nun die Zeit heraufbeschwor, wo ritterliche Pagenliebe furchtsame Nonnen aus düsteren Klostermauern entführte, wie in der Novelle „Das Leben siegt", oder ob er im „Höllbart" das von der Reformation aufgeregte Jahrhundert schilderte, einen aufrührerischen Mönch, die von Haß und Mißtrauen genährte Furcht im Volke — so verband ein Grundmotiv nicht bloß die Novellen in „Streit und Sieg" untereinander, sondern auch mit dem schönen „Mirakelkreuz" und

mancher anderen Erzählung in den früher erschienenen Bänden: das Leben siegte überall mit seiner Macht über künstlich hervorgerufene Schrecken. Der Konflikt zwischen Liebe und Religion zog den Dichter an und er wies überall die Unerträglichkeit des Gedankens nach, daß die Religion, der Urquell alles Trostes, Leiden bringen oder Vorwand zu fremder Unterdrückung geben könnte.

Von nun an war Rosegger im Besitze eines Organs, worin er nach dem Rate Hamerlings und Heckenasts seine Werke gleich nach ihrem Entstehen erscheinen lassen konnte. Fesselnd durch ihr dramatisches Leben und ihre natürliche Sprache, waren seine letzten Erzählungen auch reicher an Gedankengehalt. Sie verkündeten, wie schon der Titel der einen besagte, das Evangelium des „Friedens allen Menschen". Man erwarb auch Weisheit, wo man bisher nur Unterhaltung gesucht hatte.

VII. Kapitel

Von der „Waldheimat" bis zum „Gottsucher"

In den ersten Monaten des Jahres 1876 ließ sich der Dichter nach vielen Bitten zum erstenmal überreden, einige humoristische Stücke aus seinen Dichtungen in steirischer Mundart vor zahlreicher Gesellschaft in Graz vorzulesen. Seine Vortragsweise brachte ihren feinen Witz zu schlagendstem Ausdruck.

Seine Anfänge als Vortragender reichen bis in das Jahr 1870 zurück[1]). Bei einem Heringsschmaus des Grazer akademischen Gesangvereins, bald nach Erscheinen von „Zither und Hackbrett" gab er dem Drängen der Leute nach, sprang aufs Podium und las einiges daraus vor, mit um so mehr Zuversicht, als er es früher von Schauspielern unrichtig betont, theatralisch und mit Mundartfehlern hatte vortragen hören. Sein Erfolg ließ seine Eigenliebe nicht gleichgültig, und seither verging keine Woche, ohne daß er nicht angegangen worden wäre, „bei Festunterhaltungen, bei Wohltätigkeitsakademien oder in heiteren Privatkreisen" etwas zum Besten zu geben.

Je mehr er dann als Schriftsteller die anfänglich gepflegte Kunstform vernachlässigte, desto häufiger fühlte er sich gestimmt, durch seine Vorlesungskunst, die ja einen Kommentar ersetzte, diese frischen Jugendgedichte zur Geltung zu bringen, wobei es ihm selbst mitunter scheinen konnte, als lebte seine Jugend neu wieder auf. Die ihnen noch nachträglich gewidmete Sorgfalt, der erworbene Beifall, die Ergänzungen, die er in seiner jetzigen Reife in den zuweilen mageren Inhalt der einfach anmutigen Sachen verflechten konnte — alles zusammen

[1]) Mein Weltleben, S. 194. Vgl. Meine Ferien, S. 184.

steigerte den Wert seiner Prosa und seiner Verse und bestimmte ihn, immer weitere Kreise mit seiner klangvollen Mundart bekanntzumachen. Er wurde der beste Dolmetsch und Propagandist seines nicht immer leicht verständlichen Heimatdialektes. Dazu kam noch häufig die Befriedigung darüber, daß er durch eine Vorlesung wohltätige oder gemeinnützige Zwecke förderte, und wenn er durch seine humoristischen Dichtungen dem Publikum eine heitere Stunde bereiten konnte, so war er besonders glücklich. Dann sagte er: „Besseres kann man den armen Menschen auf Erden nicht antun, als wenn man sie lachen macht[1])." Und er richtete seine Vorlesungen so ein, daß der Humor darin vorherrschte[2]). Sein Bericht: „Meine Vorleserreisen" gehört zum schönsten, was er an autobiographischen Erinnerungen geschrieben hat.

Diese Vorlesungen bedeuteten für Rosegger eine Erholung von der anstrengenden Tätigkeit für den „Heimgarten", und es ist nicht so ausgemacht, daß er den Zustand der Ungewißheit in den ersten Quartalen ausgehalten hätte, wenn er nicht auch noch in Robert Hamerling den treuen und zuverlässigen Mitarbeiter gefunden hätte. Aus seinen Briefen erkennt man ihn als den gewissenhaften Freund, der immer bereit war, zu beruhigen, zu trösten, Lebensmut zu schenken[3]). Anzengruber lebte in Wien, überanstrengt, von häuslichen Sorgen gequält, ununterbrochen zu dramatischer Arbeit gehetzt, er konnte der neuen Zeitschrift nur hie und da Beiträge liefern, indes erschien kein Heft des „Heimgarten", ohne ein Gedicht oder einen allgemein interessanten Aufsatz von Hamerling.

Bei so vielerlei Tätigkeit, deren regelmäßigen Zwang Rosegger ja gesucht hatte, um seinen tiefen Schmerz zu betäuben, empfand er in ganz natürlicher Reaktion das Bedürfnis nach einer stillen Zufluchtsstätte, und im Frühjahr und Sommer 1877 schuf er sich eine solche.

In der Nähe des Dorfes Krieglach, woran ihn so starke, alte Bande knüpften, baute er sich, ganz nahe der Stelle, wo Anna Pichler ruhte, ein Landhaus. Der Wohlstand, den

---

1) Mein Weltleben, S. 198.

2) Aehndl Noah; Wie der Raffer-Michl Ohbitt leistet; In Bruggnwirt sei letzta Willn; Der Regenschirm und viele andere Sachen aus „Tannenharz und Fichtennadeln" und „Stoansteirisch".

3) Brief von Rosegger an R. Hamerling vom 5. März 1876.

er in zehnjähriger literarischer Tätigkeit dank der Uneigennützigkeit Heckenasts erworben hatte, gestattete ihm, sich ein eigenes Heim zu bauen. Sein Temperament und sein Bauernblut hatten sich nach der Ordnung und Sicherheit eines ständigen Eigenbesitzes gesehnt. Bei seiner Ausschmückung ließ er die Mäßigung des Weisen walten.

Am 31. Mai gab er Hamerling gute Nachrichten über den Bau, seine Kinder hatte er bei sich und fühlte sich wohl. „Die viele Arbeit, die ich habe, stählt mich, der Bau meines Häuschens zerstreut mich[1].“

Am 12. Juli war das Fest der Gleichen; in acht Tagen sollte das Haus gedeckt sein. Am ersten September zog Rosegger in seiner gewohnten Hast, die keine Verzögerung, ja selbst keine Vorsicht leiden mochte, ein. „Die Heimgartenarbeiten mache ich im Walde,“ schrieb er heiter seinem Freunde[2], „sowie der Wald auch mein Redaktionsbureau ist, das ich Ihnen gerne näher schildern möchte. In Krieglach leben viele hübsche Mädchen; diese und auch andere Leute folgen mir wöchentlich zweimal in den Wald. Da werden die eingelaufenen Manuskripte gelesen und beurteilt. Die Stimmenmehrheit entscheidet über die Annahme oder Ablehnung.“ Nun eröffnete er im neuen Hause, in den kaum geweißten Wänden seine Redaktion.

Eine schüchterne, noch sehr schwache Hoffnung zog mit ihm ein. Der Bau der Villa auf dem so erinnerungsreichen Boden hatte bewiesen, daß die Vergangenheit sein Gemüt nicht mehr ausschließlich beherrschte und daß er wieder Zukunftspläne hegte.

Mit diesem Einzug fiel die Ausgabe eines Werkes zusammen, dessen einzelne Teile schon lange vollendet waren und wozu er die Vorrede schrieb, während man die letzten Balken seines Daches befestigte[3]. Es führte ihn in die fernste Kinderzeit zurück und trug den Titel „Waldheimat“[4]; es wurde schon in einem Brief an Hamerling vom 19. Juni

---

[1]) Brief von Rosegger an Hamerling vom 31. Mai.

[2]) Brief Roseggers an Hamerling vom 12. Juli.

[3]) Diese Vorrede in Gestalt eines „Briefes an H. Knaur“ ist vom „Sommer 1877“ datiert.

[4]) Waldheimat, Erinnerungen aus der Jugendzeit. Preßburg und Leipzig, G. Heckenast. Das Buch wurde von Frl. E. Herrmann ins Französische übersetzt (Verlag Fischbacher, Paris).

1872, der Entstehungszeit seines ersten Romans: „In der Einöde“, als Reservearbeit genannt.

Wie die „Sittenbilder“ und andere Sammlungen, bestand es aus einzelnen Stücken, doch war es, im Unterschied vom vorwiegend beschreibenden Charakter der früheren Bücher, autobiographischer Natur. Der Stoff im wesentlichen derselbe wie „In der Einöde“. Die Originalität der „Waldheimat“ bestand aber gerade in der Vertauschung der Romantik mit dem Realismus. Der Dichter wählte diesmal keinen Phantasienamen mehr, sondern schilderte das wirkliche Leben des Knaben von Alpel, der er einst war. In klarer Erkenntnis seiner Mittel und seines Talents verzichtete Rosegger darauf, seine Kinderjahre zusammenhängend, mit erfundenen Umständen ausgeschmückt, zu erzählen und zog es vor, eine Anzahl besonderer Abschnitte zu schaffen und jeden für sich bis ins kleinste fein auszuarbeiten.

Der Ton des Entwurfs, die Art, die Laune sogar, die die Erinnerungen geweckt und die Feder geführt hatte, unterschieden die geistvolle Sammlung von 1877 von dem mit Längen und konventioneller Sentimentalität behafteten Roman aus dem Jahre 1872. An Stelle des traurigen Schicksals von Heidepeters Gabriel erhielt man eine Reihe farbiger und munterer Erzählungen, Bruchstücke von authentischer Wahrheit, eigenem Reiz, ohne Künstelei, ohne Gesuchtheit, deren Gesamteindruck aber schließlich ein einheitlicher war.

Die Umgebung, die Eltern, die Ahnen erschienen wie in Freilicht dargestellt. Man zitterte mit dem Urgroßvater, der eine Nacht auf der Tanne zubringen mußte: oben vom Blitze, unten von Wölfen bedroht. Man folgte dem Großvater zu seiner Verlobung, sah die geduldige Zähigkeit und milde Ergebung des Vaters, den gesunden Menschenverstand und die stoische Ruhe der Mutter. Das verträumte Staunen des Hirtenbübels vor dem ungeheuren Mysterium des gestirnten Himmels, die unschuldsvolle Barmherzigkeit, mit der er das Beispiel des Heiligen Martin wörtlich befolgte, den rührenden Tod des zahmen Zickleins, die Nachtwachen im riechenden warmen Stall, den Glanz der Weihnachtsmette und die angstvolle Rückkehr des in Nacht und Schnee verirrten Peter, die Wallfahrt nach Mariazell, sein erstes Pflügen und so viele andere Geschichten, die von naiver Munterkeit überströmten.

Sie zeigten das Bild einer zwar armen, aber alles in allem genommen doch glücklichen und fröhlichen Kindheit.

An vielen Stellen ist die Erzählung zweifellos nur im weiteren Sinne des Wortes autobiographisch. Wie unbewußt hatte der Dichter der Phantasie freien Lauf gelassen und seine Erinnerungen weitergesponnen. Wahrheit und Poesie verschmolzen ununterscheidbar ineinander. Der Leser fühlt sich nirgends verletzt und nur der nachprüfende Biograph vermag es zu bemerken. So wenig man im allgemeinen Roseggers „Waldheimat" mit Gottfried Kellers „Grünem Heinrich" vergleichen kann, so gleicht sie ihm im tiefen Gefühl, in der Aufrichtigkeit und Vollkommenheit der Darstellung.

So nebensächlich Widmungen dem oberflächlichen Blicke zu erscheinen pflegen, so können sie doch bei genauerem Zusehen ein bedeutsameres Aussehen, eine unerwartete Tragweite erhalten. So ist auch die Widmung der „Waldheimat" an Herrn Wenzel Ludwig Knaur nicht ganz äußerlich, sondern verrät in sehr diskreter Weise eine Huldigung, wenn nicht einen Herzenswunsch des Dichters.

Beim Bau seines Hauses, während das Buch entstand, war er mit Wenzel Knaur, einem hervorragenden Wiener Bauunternehmer und ebenso tatkräftigen wie gütigen Manne in Verbindung getreten. Jeden Sommer brachte Knaur auf seinen Besitzungen in Rainhof und Feistritz bei Krieglach[1]) zu. Seine Tochter Anna gehörte mit zum liebenswürdigen „Lesekomitee", von dem sich Rosegger auf den Spaziergängen begleiten ließ[2]). Sie war gebildet und ließ die Fähigkeit rückhaltloser Hingabe ahnen, das Merkmal echter Ehefrauen.

Ein unerwarteter Umstand gab Rosegger im selben Jahr noch Gelegenheit, die meisten Pfade wieder in Gedanken zu beschreiten, die er von Jugend an von Krieglach nach Tirol oder von Graz nach Cilli oder an die ungarische Grenze gewandert war. Vom Verleger Kröner in Stuttgart war er eingeladen worden, sich mit einer reich illustrierten Charakteristik seines heimatlichen Kronlandes am Prachtwerk: „Unser Vaterland" zu beteiligen. Rosegger stellte seine Aufzeichnungen zusammen und sandte Kröner seine „Wanderung durch

---

1) Mein Weltleben, S. 75.

2) Brief von Rosegger an Hamerling vom 12. Juli 1877.

Steiermark“. Darin ließ er den Wanderer von Wien kommen und begann mit der Schilderung des Semmering, feierte Aussee und Mariazell, den Dachstein und den Hochschwab, das Ennstal und das Salzatal. Dann begab er sich von Obersteiermark ins Mittelgebirge und pries die liebliche Gegend von Landsberg, dem „steirischen Paradies“, auch Gleichenbergs Heilquellen wurden nicht vergessen. Von da kam er ins windische Land zu den Slowenen und kehrte in die freundliche Hauptstadt der Steiermark zurück, um die Schönheit der Gartenstadt Graz zu preisen.

Den Kennern Roseggers kam diese übersichtliche Zusammenfassung des ihnen schon Bekannten gerade recht; anderen Lesern wurde diese Wanderung zu einer guten Einführung in seine früheren Werke. So verfolgte Rosegger in den verschiedensten Formen das Ziel, das er sich schon 1869 vorgesetzt hatte.

II.

Ende Dezember 1877 nahm der Dichter die Einladung zu einer Vorlesung im Wiener Vereine der Literaturfreunde an[1]). Friedrich Schlögl, Pessimist wie immer, warnte ihn vor Mißerfolg, stellte ihm vor, das anspruchsvolle, skeptische Publikum könnte an den Reden seiner Hirten und Holzknechte keinen Gefallen finden[2]). Rosegger ließ sich aber davon nicht beirren, ihn spornte nichts so sehr als die Aussicht an, irgend einem Vorurteil trotzen zu können.

Roseggers Humor war so echt, daß er seiner Wirkung immer sicher sein konnte. Am Lesetisch vergaß er die Zuhörer und sich selbst und ließ sich von der Rührung oder der Lustigkeit der vorgelesenen Geschichte mitreißen, war weder Autor, noch Konferenzier, noch Dramaturg, sondern der oder jener Alpenbauer, den er gerade verkörpern wollte. Mit großer Kunst führte er die einzelnen Gestalten ein, deren Charakter und Typus er bloß durch den Ton seiner Rede deutlich auseinanderzuhalten verstand. Die Leidenschaft oder Schelmerei, die er ihnen mit der Feder gegeben hatte, erfaßte ihn selbst wieder, wenn er ihnen seine Stimme lieh[3]). Von da ab hat Rosegger

---

1) Mein Weltleben, S. 196.
2) Brief von Fr. Schlögl an Rosegger vom 21. Dezember 1877.
3) Möbius, P. Rosegger, S. 72.

während eines Vierteljahrhunderts jährlich mehrere Male und nicht bloß im alten Wien, sondern in ganz Deutschland öffentlich Vorlesungen gehalten, in den Jahren 1878 bis 1903 in Wien allein an die siebzig Male und des alten Schlögls Ängstlichkeit widerlegt.

So hatte er seit der Gründung des „Heimgartens" mit der Disziplin geregelter Arbeit an Selbstvertrauen, Erweiterung des Gedankenkreises und Mut zur Initiative gewonnen. Da sollte er durch den Verlust Gustav Heckenasts, seines kostbarsten und erprobtesten Freundes neuerdings in Trauer versetzt werden. Im März 1878 hatte ihn dieser nach Preßburg zur Besprechung von allerlei Plänen berufen[1]). Schon im Jahre vorher hatte sich Heckenast mit ihm über eine Bearbeitung von Ad. Stifters „Nachsommer" beraten[2]), sich auch seiner Mitarbeiterschaft bei einer geplanten Volksausgabe von Stifters Werken versichert. Dies war die letzte Ruhmestat eines Lebens, das reine Liebe zur Kunst erfüllt hatte; am 11. April 1878 rief der Tod den tapfern und schon lange leidenden Mann ab.

Da nun die Pester Verlagshandlung in fremde Hände überging, mußte sich der Dichter für eines der vielen Angebote deutscher und österreichischer Firmen entscheiden. Hermann Manz in Wien kam zu diesem Zweck nach Krieglach[3]); Westermann in Braunschweig, der Verleger Theodor Storms, Duncker und Humblot in Leipzig boten sich an[4]). Allein zunächst entschied sich Rosegger für den Berliner Verleger Otto Janke und übergab ihm das Manuskript einer neuen Novelle „Wie sie lieben und hassen"[5]). Sie behandelte, wie Gottfried Kellers Meisternovelle „Romeo und Julia auf dem Dorfe", das ewig neue Thema von der Liebe zweier Bauernkinder, die durch Familienhaß nicht zusammenkommen können. Rosegger mochte solche Fälle manchesmal selbst gesehen haben. Hier erzählte er die Geschichte mit den Varianten,

---

1) Meine Ferien, S. 155. Mein Weltleben, S. 167.
2) Die erste Ausgabe stammte aus dem Jahre 1857.
3) Brief von Rosegger an Rob. Hamerling vom 24. Mai 1878.
4) Mein Weltleben, S. 167—168.
5) Erzählung aus den Alpen. Otto Jankes Hausbibliothek, Berlin 1878. Rosegger hat diese Erzählung unter dem Titel „Der Waldstreit" in den zweiten Band des Buches der Novellen aufgenommen.

die das Gebirgsleben bot. Der Streit um den Streifen Waldes gibt dem Dichter neuen Anlaß zur Schilderung des steirischen Hauses, der Sitten und der Leidenschaften seiner Bewohner. Doch dann gibt Roseggers Neigung zum Optimismus, die wir schon aus den „Geschichten aus den Alpen“ kennen, der Novelle einen guten Ausgang, indes sie der herbere Schweizer Dichter tragisch enden läßt.

Nachdem er mit dem Verleger Manz in Wien einen provisorischen Kontrakt geschlossen hatte, begab sich Rosegger am 1. November 1878 auf seine erste große Vortragsreise nach Norddeutschland.

Diese Vorträge erregten Hamerlings Unruhe, der gegen alles, was wie Popularitätshascherei aussah, eine unüberwindliche Abneigung hatte. Auch fürchtete er für seinen Freund die üblen Folgen übertriebener Huldigungen[1]), die Zersplitterung seines Talentes und die Gefahren der Überanstrengung. Seine zurückhaltende Natur vertrug nicht die Berührung mit gewissen banalen Elementen und konnte nicht begreifen, daß man sich ihr freiwillig aussetzen könne. Rosegger hörte zum Glück so wenig darauf, wie früher auf die ängstlichen Bedenken Friedrich Schlögls. Für ihn, den Schalk aus der Provinz, war es ein Reiz, daß die bescheidenen Helden seiner Schwänke im Zentrum der ältesten deutschen Kultur so lebhafte Neugier erweckten und sogar die anspruchsvoll nörgelnden Berliner nicht gleichgültig ließen. Es war ihm ein Hochgenuß als Rhapsode, einer so beifälligen Zuhörerschaft lächelnd und schalkhaft das ganze steirische Leben farbiger und eindringlicher zu offenbaren, als es die bloße Lektüre seiner Bücher vermocht hätte. Der Ruhm seines Vorgängers Charles Dickens[2]), den ihm Hamerling als abschreckendes Beispiel vorhielt, eiferte ihn im Gegenteil nur noch mehr an. Nicht minder gefiel es ihm, mit Fritz Reuter verglichen zu werden, dessen plattdeutsche Erzählungen, gut vorgetragen, eine so unwiderstehlich heitere

---

[1]) Mein Weltleben, S. 195.

[2]) Persönliche Erinnerungen an R. Hamerling, S. 162. Dickens war von 1857 an public lecturer geworden, hatte in England, Frankreich, ja sogar in Amerika seine Werke öffentlich vorgelesen. Sein verhältnismäßig früher Tod wurde zum Teil dieser Überanstrengung zugeschrieben. Vgl. J. Forster, Life of Dickens, London 1872—1874, 3 Bde.

Wirkung ausüben. Und schließlich trug auch noch die Geistlichkeit das ihre bei, ihn zu den Vorlesungen anzuspornen, wenn sie in katholischen Landen von der Kanzel herab gegen ihn eiferte und ihn geradezu als Antichrist bezeichnete [1]).

Nach Berlin konnte Rosegger nicht kommen, ohne Berthold Auerbach aufzusuchen, der dort seit 1859 ansässig war. Dessen „Schwarzwälder Dorfgeschichten" hatte er in seinen Jünglingsjahren, bevor er Stifter kennen lernte, ebenso wie Silbersteins „Dorfschwalben" hoch verehrt, noch in Alpel „Edelweiß", „Ivo der Hajrle", „Barfüßele" und bald nach seiner Ankunft in Graz den Roman „Auf der Höhe" gelesen, und 1870 dem berühmten Vorgänger, dem er so viel zu verdanken glaubte, ein Exemplar seiner „Sittenbilder aus dem steirischen Alpenlande" verehrt. Auerbach schrieb ihm darauf am 4. Juli 1870 aus Gernsbach in Baden: „Ich kann Ihnen lieber Herr Rosegger, nur sagen, daß Sie mir eine gute Stunde bereitet. Ich habe jetzt, da ich mich dem sechzigsten Jahre nähere, oftmals das Glück, zu vernehmen, wie ich auf Sinnesweise des uns nachfolgenden Geschlechtes erwecklich und bisweilen bestimmend einwirken konnte. Das ist der höchste Lohn für beharrendes Streben [2])."

In den folgenden Jahren aber wurde Rosegger kritischer und seine jugendliche Begeisterung ließ etwas nach. Als 1876 Auerbachs neue Sammlung Schwarzwälder Dorfgeschichten: „Nach dreißig Jahren" erschien, konnte sich Rosegger, der damals den Heimgarten seit wenigen Monaten herausgab, nicht enthalten, von oben herab darüber zu sprechen, mehr als es eine gewissenhafte Dankbarkeit für den Meister erlaubt hätte. Später hat er selbst über diese Kritik in seiner Weise gespottet und gewissermaßen Abbitte für sie geleistet, indem er schrieb: „Einmal — da war ich aber noch kindisch — tat ich, was manche tun, die sich neben einen bedeutenden Geist nicht stellen können — sie stellen sich über ihn. Auerbach schuf, und ich war sein Rezensent. Das war damals, als er die Fortsetzung seiner Dorfgeschichten unter dem Titel: „Nach dreißig Jahren" herausgab. Nahm ich denn auch meine bedeutende und mitleidige Miene an darüber, daß die Ge-

[1]) Mein Weltleben, S. 181.
[2]) Heimgarten, Mai 1903, S. 601.

staltungskraft von den Reflexionen viel zu sehr überwogen werde, daß die Auerbachschen Bauern verkleidete Spinozisten seien und daß der Dichter seit dreißig Jahren eben alt geworden wäre; nichtsdestoweniger war, als ich diese großen Aussprüche hingeschrieben und drucken lassen hatte, meine Verehrung die alte und ehrliche. Aber so ist es ja, wenn man sich in den Strom der Tagesliteratur hineinwagt, so kann man nicht gewichtig und behendig genug sein, um nicht dann und wann wenigstens auf kleine Strecken mitgerissen zu werden[1]).“

Die Wahrheit ist, daß Rosegger, von solchen flüchtigen Stimmungen abgesehen, sich mit einem Dichter tief verwandt fühlte, der der Sache des Volkes so ergeben war, wie er selbst. Auerbachs Optimismus und Idealismus hatten Rosegger schon in seiner Frühzeit gewonnen. Eine Weile glaubte er wohl, sich von ihm trennen und sich über ihn stellen zu können, allein die wesentliche Verwandtschaft ihrer Temperamente führte ihn wieder zum schwäbischen Dichter zurück. Auerbachs Heimatsliebe, sein Sinn für Natur, seine Anhänglichkeit ans Bauerntum, seine Güte, sein Aufklärungstrieb, ja sogar die Naivität seiner Illusionen — all das begründete Roseggers dauernde Wertschätzung. Er verehrte diesen Juden aus Nordstetten, der auf den alten Adel seines Volkes stolz und zugleich ein guter Deutscher war, der sich ganz mit der heroischen Moral Nathans des Weisen erfüllt hatte und an den Fortschritt, an die unvergängliche Würde der Menschheit glaubte.

Als nun Rosegger zu seiner ersten Vorlesung am 13. November 1878 nach Berlin kam, machte er Berthold Auerbach seinen Besuch und fand bei ihm eine so warme Aufnahme, daß sich ein fast freundschaftliches Verhältnis zwischen dem alten und dem jungen Dorfgeschichtenschreiber bildete. In der Vorlesung saß Auerbach in der ersten Reihe, und als am Schlusse der Beifall andauerte, kam Auerbach ins Kabinett, wohin sich Rosegger zurückgezogen hatte, um ihn zu einer Zugabe zu bewegen und führte ihn selbst nochmals in den Saal:

[1]) Meine Ferien, S. 251. Vgl. Anton Bettelheim, „Berthold Auerbach“, S. 358: Gerade weil der alte echte Auerbach so mächtig auf ihn gewirkt hatte, mochte er (Rosegger) vom Erzähler der Reihe „Nach dreißig Jahren“ nichts wissen. M. R.

eine Huldigung, die nicht überboten werden konnte. Den folgenden Abend verbrachte Rosegger im engsten Familienkreise Auerbachs und empfing unvergeßliche Eindrücke von dem Hausherrn, „der durch seine Natürlichkeit und Schlichtheit den Platz neben ihm so behaglich machte.“ Man sprach natürlich viel über seine Werke: „Und Auerbach, den die ganze deutsche Nation verehrt, der sich in der Literaturgeschichte sein ewiges Denkmal gesichert hat, war dankbar für jedes Lob des einzelnen und nahm es mit freudestrahlendem Gesicht hin. So wie seine Werke voll Zuversicht und idealer Gläubigkeit sind, in denen sich die ganze Hochherzigkeit eines ganzen Menschen offenbart, so beherrschte auch das warme Dichterherz sein Leben, seine Persönlichkeit[1]).“

Das erste Werk, das Rosegger nach seiner Rückkehr Manz übergab, war eine Sammlung von Novellen, in denen hauptsächlich Liebesleidenschaft dargestellt wurde. Sie erschien im Herbst in zwei Bänden unter dem Titel: „Mann und Weib[2]).“

So verschiedenartig die Erfahrungen des Dichters von nun an waren, so blieb die Welt immer dieselbe wie in den „Geschichten aus dem steirischen Oberlande“. Die Liebe selbst zeichnete er in Gestalten des ländlichen Lebens. Die Umstände, die sie förderten oder hemmten, stammten in jeder Erzählung entweder von irgend einer besonderen steirischen Sitte, wie im „Hinterschöpp“, oder aus einer Naturerscheinung, wie im „Herren-Sepp“. Stärker als Habgier („Felix der Begehrte“), erfinderischer als Neid, Sinnlichkeit oder Haß („Der Liebste ist mein Glaube“), trägt die natürliche, herzliche Liebe den Sieg über Feindseligkeit und entwürdigende Gewalt davon. Sie behauptete ihren Sieg, wenn es not tat durch ihr eigenes Opfer („Maria im Elend“).

Als Rosegger diese Sammlung herausgab, war sein Herz voll vom gleichen Kummer wie das Herz der Helden seiner Erzählungen. In einem Brief aus Krieglach vom 16. Juni 1878 vertraute er Hamerling an, wie zerrüttet und leer sein Heim sei, wie ihm die Hausfrau fehle, die Produktion bloß zu Arbeit und Geschäft werde. „Warum habe ich nicht mehr das

---

[1]) Meine Ferien, 250 ff.

[2]) Mann und Weib. Liebesgeschichten. Manz, Wien 1879.

Glück, ein Weib zu finden, das mich wieder warm macht an Leib und Seele?“ Schon in Berlin hatte Auerbach diesen Zug an Rosegger bemerkt und von ihm gesagt: „Er liebte es so sehr geliebt zu werden.“ (Brief an Rosegger, 18. Juni 1879.)

Und am 1. Mai 1879 ward ihm dieses Glück zuteil, um ihn nie mehr zu verlassen. Die Hoffnung, die er seit 1877 auf Anna Knaur gehegt, dann aufgegeben hatte, deren Schwanken eine ernste Prüfung für ihn bedeutete, wurde schließlich erfüllt, als er sie aus ihrem Vaterhaus in Feistritz als Gattin in sein Haus nach Krieglach führte.

III.

Da Manz auch den Verlag des Volkskalenders übernommen hatte, erschien „Das neue Jahr“ im Januar 1879 ohne merkliche Änderungen in Wien.

Im Laufe des Sommers vereinigte Rosegger unter dem Titel „Lustige Geschichten“ humoristische Skizzen, die den Ton von „Fichtenharz und Tannennadeln“ aus der steirischen Mundart ins Hochdeutsche übertrugen. Brachten die Novellen fast ausschließlich tragische Konflikte aus dem Leben der Alpenmenschen, so verspotteten die „Lustigen Geschichten“ jene Lächerlichkeiten, über die man harmlos lachen konnte.

Wie Wieland in den „Abderiten“ und Gottfried Keller in den „Leuten von Seldwyla“ hat Rosegger die Stadt Abelsberg erfunden, um ihren Bewohnern alle Züge feierlicher Dummheit und komischer Einfältigkeit anzuheften, die er auf seinen Wanderungen vermerkt hatte. Mit der Chronik von Abelsberg verbindet er keine satirische Absicht. Ob er erzählt, wie in der Gemeinderatssitzung über den Empfang der durchreisenden Majestät beraten, oder wie das Testament des Wirtes geöffnet, oder wie der Schulmeister ins Gefängnis gesetzt wird: überall ist Abelsberg sein Krähwinkel, worüber man sich ohne Bitterkeit und ohne Verachtung lustig machen durfte.

Er zu allererst unterhielt sich dabei. Die komischen Figuren: der brummige Schuster, der Heiratskandidat, der Mönch, der sich zu lachen weigert, sie tauchten aus seiner Erinnerung auf oder hatten vielmehr ganz von selbst im Laufe jenes Frühjahres 1879, wo ihn der Schmerz beinahe unaufhörlich gepeinigt hatte, Gestalt angenommen. Ihre schwachen Umrisse wurden ihm eine willkommene Gesellschaft. Seine wahrhaft

künstlerische Natur suchte immer nach innerer Ausgleichung. In Zeiten höchsten Glückes hatte er die oft schwermütig ernsten „Schriften des Waldschulmeisters" geschrieben, und zur Zeit psychischer Depression hatte ihn in einer Art von innerer Notwehr oder innerem Selbstheiltrieb die Heiterkeit der Abelsberger über seine Schmerzen hinausgehoben.

Roseggers Gesundheit war von Kindheit an schwankend. Sein schwächliches, „kleberes" Aussehen war der Schutzengel seiner Jugend ebenso, wie seine geistige Begabung gewesen, hatte ihn vor Feldarbeit und vor vierzehnjährigem Militärdienst behütet, zu dem damals noch die kräftigen, aber armen Rekruten verpflichtet waren. Dann wurde seine bewundernswürdige Willenskraft die Stütze in physischer Schwäche. In der Schule von Lorenz, Patterer und Natz hatte er seinen Körper zu beherrschen gelernt. Niemand war flinker und arbeitswilliger als der für schwächlich erklärte Knabe. Die Anstrengungen seiner Lehrlingszeit hatte er dadurch noch erhöht, daß er Nächte lang las und schrieb; bloß die Bergwanderungen waren seine Erholung. In Graz hatte ihn seine zarte Gesundheit nicht verhindert, die Schularbeiten mit literarischem Schaffen intensiv bis zur Überarbeitung zu verbinden. Zeiten physischen Zusammenbruches folgten immer auf eine Gemütserschütterung, und die körperliche Genesung, die auf die moralische folgte, bewies jedesmal die Elastizität seiner Natur, die Unterordnung seines Körpers unter seinen Geist.

Anfangs 1879 war er erkrankt, weil er sein kaum vollendetes Haus in Krieglach vorzeitig bezogen hatte. Ein heftiger Bronchialkatarrh war die Folge, aus dem sich ein Asthma mit Schlaflosigkeit und nervösen Erscheinungen entwickelte. Das dauerte so mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Sommer über; im Herbst zog sich Rosegger bei einem plötzlichen Temperaturwechsel eine Lungenentzündung zu, die bei seinem geschwächten Körper sehr ernst wurde. Mehrere Tage lang schwebte er in Lebensgefahr[1]).

Seine Genesung feierte er dadurch, daß er für Weihnachten das viel verbreitete Prachtwerk: „Bilder von Defregger, Geschichten von Rosegger"[2]) fertig stellte.

[1]) Mein Weltleben, S. 234.
[2]) Manz, Wien 1880.

Schon auf seinen ersten Reisen nach Innsbruck und Bayern hatte sich Rosegger für den berühmten Maler ländlicher Schönen und rauher Jäger begeistert, bei dem er die gleiche Liebe zum Alpenland und Alpenvolk fand, die er selber hegte. Sein Interesse für Defregger hatte sich noch gesteigert, als er erfuhr, daß auch er ein Dorfkind war. Im Jahre 1835 in Dölsach in Tirol geboren, mußte Defregger an den Abhängen der Lienz ebenso Schafe und Ochsen hüten, wie der Knabe Rosegger in Alpel, auch pflügen und bei der Heuernte helfen. In seiner freien Zeit aber hatte er Ton geknetet, Holz geschnitzt oder grobes Papier mit unbeholfenen Zeichnungen geschwärzt[1]).

Im Laufe des Sommers 1875 kam Rosegger zum ersten Male nach Dölsach[2]). Bei Defreggers Geburtshaus forschte er die Nachbarn über seine Jugend aus; über dem Altar der Dölsacher Kirche sah er seine „Heilige Familie"[3]) und fuhr dann nach München, um den Maler in seinem Atelier aufzusuchen. Daraus entwickelte sich eine lange treue Freundschaft. Im ersten Heft des Heimgarten, im September 1876 erzählte er, wie früh sich Defreggers Talent gezeigt hatte[4]). Im Herbste des Jahres 1879 vereinigten Zeichner und Erzähler ihre Kunst, indem Rosegger den Text zu den Defreggerschen Bildern schrieb. Hauptsächlich regten ihn Kinderszenen an: die Freude über die Ankunft des Erstgeborenen; die Mußestunde; die Freude von Kindern über ein neues Spielzeug; das Vesperbrot; der Tiroler Knabe[5]).

Auf dieses Werk von minderer Bedeutung folgte im Frühjahr 1880 das gehaltvolle Buch: „Aus meinem Hand-

---

[1]) Dorfsünden, S. 373—414, und Alpensommer, S. 353—360. Defregger war nach Verkauf seines väterlichen Gutes (1860) nach Innsbruck gewandert. Nach einigen Monaten Lehrzeit wurde er nach München zu Piloty geschickt. Sein erstes Bild, das die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, war „Der verwundete Wildschütz" (1868).

[2]) Heimgarten, Juni 1889, S. 696.

[3]) Rosegger hat eine Wiederholung des Bildes in der evangelischen Kirche in Mürzzuschlag (1900) aufhängen lassen.

[4]) Der junge Falschmünzer, unter dem Titel „Der junge Geldmacher" in „Dorfsünden" aufgenommen (1883).

[5]) Aufgenommen in „Allerhand Leute" unter dem Gesamttitel „Kinder".

werkerleben“, die Fortsetzung der „Waldheimat“[1]), Rosegger wollte darin nicht so sehr selbstbiographische Erinnerungen verwerten, als „noch weitere Beiträge zur Charakteristik der Älpler“ liefern. Mit köstlichem Humor zeichnete er Bilder von allerfeinster Detailmalerei und füllte die Lücken seiner Erinnerung mit Bildern seiner Phantasie, die aus seiner Erfahrung reiche Nahrung zog. Der Schauplatz dieser Erzählungen war der gleiche, wie in der „Waldheimat“. In der Form jede für sich abgeschlossen, machten sie doch einen einheitlichen Eindruck. Die Lehrjahre mit ihren Pflichten, Stimmungen und Gebräuchen wurden in unvergeßlicher Lebendigkeit dargestellt. So z. B. schilderte er die Aufregung des ersten Tages, die Aufnahme des schüchternen Bittstellers in der traditionell-feierlichen, patriarchalisch einfachen Form, durch die doch Wohlwollen leuchtet. Dann zeichnete er den Lehrling an der Arbeit, heute in diesem, morgen in jenem Hause, hier mit weihnachtlichem Festessen bewirtet, dort zu fasten genötigt. Die Eintönigkeit der Arbeit wird durch typische Zwischenfälle unterbrochen, wie z. B. die „Patrull“ auf der Streife nach Landstreichern, zu Gast bei der „Besessenen“; die Aufschneidereien des Gesellen Wenzel. Und überall entschädigt die heitere Sorglosigkeit der Jugend für die strenge tägliche Arbeit.

Im Mai 1880 folgte der Dichter ärztlichem Rate und begab sich nach Gleichenberg, dessen mildes Klima ebenso wie dessen Heilquellen seine Brust von einem schmerzlichen Druck zu befreien versprach, dem er mehr als einmal schon zu erliegen vermeinte.

Am 18. schrieb er Hamerling über Heimgartenangelegenheiten. Ihr Zusammenarbeiten war inniger als je geworden. Am 24. März feierte Rosegger dessen fünfzigsten Geburtstag in einem warmen Heimgartenartikel voller Pietät[2]).

Nach Krieglach zurückgekehrt war Rosegger zwar nicht gesund, fühlte sich aber wohl genug, eine im April begonnene Arbeit wieder aufzunehmen, die in nichts geringerem als in einer gründlichen Umarbeitung seiner Werke bestand, um sie

---

[1]) Beiträge zur Charakteristik der Älpler. Leipzig 1880, Duncker und Humblot. Das bedeutend vermehrte Buch bildet in der Staackmannschen Ausgabe den zweiten Band der „Waldheimat“.

[2]) Er steht jetzt in „Meine Ferien“, S. 261 ff.

für eine Gesamtausgabe „zu sichten, zu prüfen, zu kürzen, zu feilen“[1]).

Schon zu Beginn des Jahres war er deswegen mit dem Verleger A. Hartleben in Wien in Unterhandlung getreten. Die neue Ausgabe sollte von Januar 1881 an in Heften erscheinen und zwölf Bände umfassen[2]). Von Anfang an war Rosegger entschlossen, seine Dialektdichtungen aus diesen „Ausgewählten Schriften“ auszuschalten. Die Hefte des Heimgarten enthielten mehr Stoff als nötig war, die durch seine Selbstkritik entstandenen Lücken auszufüllen.

Seine außerordentliche Nervosität, eine organische Verstimmung infolge des chronischen Asthmas, wahre Erstickungsanfälle, die ihn niederwarfen, ließen ihn befürchten, daß seine Tage gezählt seien. Schwermütig vertraute er Hamerling, dessen Freundschaft sich auch diesmal wieder bewährte, seine Befürchtungen an. Als ihn im Juli 1880 der Gedanke an einen wahrscheinlich frühen Tod in merkwürdiger Weise quälte, wollte Rosegger mit besonderer Vorsicht das begonnene Unternehmen sichern. Er bat also seinen Freund für den Fall seines Todes die Verpflichtung zu übernehmen, die neue Ausgabe an seiner Statt zu Ende zu führen.

„Bleibe ich, was ich ja wieder hoffe, noch eine Weile lebendig, so hat diese Ausgabe folgenden Grund und folgende Vorteile: Ich habe Gelegenheit, meine Werke zu korrigieren und in reiferer Zeit das zu bearbeiten, was in unreifer entstanden. Es entsteht eine abgerundete, einheitliche Ausgabe, die billig ist und in alle Teile Deutschlands gleichmäßiger als bisher verbreitet wird. Das Honorar enthebt mich der Notwendigkeit, jährlich ein Buch herauszugeben, und ich kann mich endlich einmal erholen und konzentrieren.“

Am 26. August wurde sein zweiter Sohn, Hans Ludwig[3]), geboren, das erste Kind seiner Ehe mit Anna Knaur. Von den bisherigen Verlegern hatte er alle nötigen Rechte erworben und konnte endlich am 4. September 1880 den Vertrag mit

---

1) Brief von Rosegger an Hamerling vom 3. Juli 1880.

2) Brief von Rosegger an Eugen Marx, Chef der Firma A. Hartleben, vom 27. April 1880.

3) Doktor der Rechte der Heidelberger Universität, ist er seit 1910 Chefredakteur des Heimgarten.

A. Hartleben unterzeichnen[1]). Das erste Heft sollte zu Weihnachten erscheinen. Zwei Jahre lang sollten die Hefte aufeinanderfolgen und dann in zwölf Bänden „Ausgewählte Schriften" vorliegen: Buch der Novellen (drei Bände); die Schriften des Waldschulmeisters; Sonderlinge aus dem Volke der Alpen; die Älpler; Volksleben in Steiermark; Heidepeters Gabriel; Waldheimat (zwei Bände); Feierabende; am Wanderstabe.

Es verstand sich von selbst, daß der Vertrag mit Hartleben die Beziehungen Roseggers zu Manz löste. Der im Jahre 1873 gegründete Volkskalender: „Das neue Jahr" hörte zu erscheinen auf. Der Dichter konnte bei der wachsenden Verbreitung des Heimgarten leichten Herzens darauf verzichten.

Als diese Vorbereitung der neuen Ausgabe beendet war, zögerte Rosegger nicht lange mit dem Beweise, daß er einen weiteren Fortschritt in seiner Laufbahn zu tun gedenke. Der Heimgarten vom Oktober 1880 enthielt den Anfang einer größeren historischen Erzählung „Der Gottsucher".

Einen ihm von der Geschichte gebotenen, eindrucksvollen Stoff hat er darin mit einer Fülle von Episoden ausgestattet. Auf einem Ausflug ins Gebirge hatte er die Gegend gesehen, wo sich, nach den spärlichen Überlieferungen, irgendwann einmal im Mittelalter ein düsteres Volksdrama zugetragen hatte. In irgend einem Alpental gab es eine Gemeinde, welche durch die von ihrem Pfarrer ausgeübte Bedrückung zur Auflehnung gebracht wurde. Der kirchliche Autokrat wurde von einem Verschworenen auf den Stufen des Altars getötet, und es heißt, daß unbarmherzige, gnadenlose Ächtung der Einwohner dieser Tat gefolgt wäre.

Dieser Stoff war in allen Stücken geeignet, den Dichter des Waldschulmeisters zu begeistern. Er kam seinen ursprünglichsten Tendenzen, seiner zu sozialen Betrachtungen so geneigten Individualität entgegen. Nun konnte er neuerdings, aber dramatischer als im „Waldschulmeister", die Geschichte einer Gemeinde schreiben; dem tiefsten Drange seines Talentes entsprechend, interessierte er sich stets mehr für das Werden der Dinge, als für ihr Ende, und seine Erzählung setzte in der Tat dort ein, wo die volkstümliche Überlieferung aufhörte. Der Bericht über das Verbrechen wurde die Einleitung des

[1]) Brief Roseggers an Hamerling vom 4. September 1880.

neuen Romans; seinen eigentlichen Inhalt aber bildet die Schilderung der Folgen dieses Verbrechens.

Hatte er früher das Entstehen und Erblühen einer Gemeinde geschildert, wie es noch zu unserer Zeit auf dem Lande möglich wäre, so bemühte er sich nun, in Form einer Chronik eine von der modernen ganz verschiedene Zeit zu schildern und ein Gemeinwesen auf dem Wege des Verderbens und der Auflösung. Er zeigte, welche Folgen die Exkommunikation für die Gemeinde zu einer Zeit hatte, da die Kirche noch im Besitze souveräner Macht war und durch ihren ganzen Apparat von Ritus und Dogma allein die Führung des Volkes leiten konnte. Damals war sie tatsächlich und vorwiegend das soziale Bindemittel.

Die Erzählung beginnt in einer Zeit, wo zwischen den heidnischen Gebräuchen, die die Einführung des Christentums noch überlebten, und den Lehren der Kirche, die sie ausrotten will, noch eine tiefe Kluft besteht. An vielen Orten hat zwischen altem Aberglauben und neuem Glauben ein Kompromiß stattgefunden. In Trawies aber entsteht durch den Starrsinn des Priesters ein Konflikt.

In der Sonnwendnacht pflegte bisher immer das Fest des „Ahnfeuers“ gefeiert zu werden. Im Geiste von ihren lieben Toten begleitet, die sie um Mitternacht auf dem Friedhof „geweckt“ hatten, stiegen die Bewohner von Trawies auf die Sonnwendmatten, deren Hügel die Stadt beherrschte, zündeten dort ein gewaltiges Feuer an und sangen im Kreise herum ihre alten Gesänge. Die Anwesenheit aller, der Toten wie der Lebenden, gab der Feierlichkeit eine geheimnisvolle Weihe. Vor Verlöschen des symbolischen Feuers hob einer der würdigsten unter ihnen aus der Flammenmitte einen brennenden Span und trug ihn nach Hause. Das ganze Jahr über war dieser Mann der Feuerwart; er war von Steuern und Zehnten befreit und sein Herd war ein Ort der Zuflucht und Hilfe.

Dieses unchristliche Fest und seine unchristlichen Gebräuche will Pater Franziskus abschaffen. Seine Heftigkeit entfremdet ihm den Gehorsam und die Liebe der Trawieser, ihre Seele fordert die Beibehaltung des alten Feuerkultus. Es kommt dahin, daß die Übergriffe des geistlichen Autokraten den dumpfen Widerstand in eine Verschwörung verwandeln. Die

Bauern leisten untereinander den Eid, den Feind ihrer Freiheit zu töten.

Das Los bestimmt einen friedlichen Träumer namens Wahnfred zum Morde. Lange zögert er, die furchtbare Tat zu begehen, verschiebt sie von Frist zu Frist, bis er sowohl den Vorwürfen seiner Mitverschworenen, als auch der stillen Wirkung seiner fixen Idee nachgibt. Als strenggläubiger Mann will er seinem Opfer wenigstens im Tode noch eine letzte Gnade erweisen, den Priester erst dann töten, wenn sich seine Seele im Stande der Gnade befindet und bereit ist, vor Gottes Richterstuhl zu treten. Am Tag der heiligen Barbara, der Schutzpatronin der Sterbenden, als Franziskus gerade nach dem heiligen Meßopfer den Altar verläßt, spaltet ihm Wahnfreds Hacke das Haupt. Dem Verbrechen, dessen Urheber von niemand verraten wird, folgt eine unbarmherzige Bestrafung seitens der geistlichen Obrigkeit. Zwei durch das Los bestimmte Einwohner von Trawies werden hingerichtet, dann wird die Gemeinde geächtet und verbannt und das Interdikt über sie verhängt. Solange die Exkommunikation dauert, wird keine religiöse Zeremonie in Trawies verrichtet, sein Gebiet wird so bewacht, daß niemand es überschreiten kann.

Während der Kirchenbann also schreckliche Wirkung auf Trawies ausübt, hat sich Wahnfred ins Gebirge, in die Einsamkeit undurchdringlicher Wälder zurückgezogen und erfährt nichts vom weiteren Schicksal des Ortes, den zu rächen und zu befreien er gedacht hatte. Als er von Gallo, dem „Feuerwart", einem der Häupter der verhängnisvollen Verschwörung, davon in Kenntnis gesetzt wird und erfährt, was für Verheerungen aus der Sperrung der Kirche entstanden sind, beschließt er, ins Tal zurückzukehren und sich dem Heile der Menge zu opfern, der seine Tat den Frieden raubte. Als Urheber gemeinsamen Verderbens, will er an Ort und Stelle die Wiederaufrichtung der Stadt betreiben.

Indessen haben Trägheit, Mord, Ausschweifungen, alle Formen der Roheit und des Lasters viel mehr Macht über die Bewohner von Trawies gewonnen, als es sich der phantastische Rächer träumen läßt. Das verderbliche Beispiel der ersten Gewalttat, die aus dem geistlichen Fluch entstandene Demoralisation, der verhängnisvolle Glaube an eine endgültige Verstoßung: alles schien die gewohnten Bande

der Ordnung zu lockern, jedem einzelnen Straflosigkeit zu sichern.

Es vergehen viele Jahre indes die weltliche Obrigkeit, von andern Sorgen in Anspruch genommen, die verfluchte Gemeinde ihrem Leiden zu überlassen scheint. Gesindel durchzieht plündernd und raubend die Nachbarschaft mit Mord und Zuchtlosigkeit. Uneinigkeit und Seuchen und Hungersnot folgen. Der Scheinautorität Wahnfreds gelingt es nicht, gesittete Verhältnisse wiederzuschaffen, und er flieht in die Einsamkeit zurück, um im Sinnen und Grübeln neuen Mut zu gewinnen.

In ihrem entsetzlichen Elend ziehen die Trawieser Leute auf den Berg, wo sie früher das Sonnwendfest begangen hatten und drängen sich angstvoll und erschöpft um das große Feuer. Wahnfred hofft, daß sein plötzliches Erscheinen sie geneigt machen werde, ihn anzuhören, und wie aus dem Feuer erstanden, erscheint er plötzlich vor ihnen und spricht[1]:

„Leute von Trawies, fürchtet euch nicht und trotzet nicht. Ich komme zu euch und bringe euch die Gnade Gottes . . .

Trawies, ich habe Gott gefunden! Er, den keines Menschen Segen geben, keines Menschen Fluch rauben kann, sendet mich. Er ist stets bei euch gewesen, ihr habt ihn gesehen, aber nicht erkannt . . .

Leute zu Trawies! ich gebe ihn euch wieder zurück. Er ist der alte, liebende und schreckliche Gott . . . Als euch die Mächtigen verstoßen, hat er euch umarmt im Flammenring und er hat seinen Tempel gebaut im Tärn. Ihr drängt euch jetzt um ihn und wißt, daß sein warmer Atemhauch euch beschützt. Er ist überall, auch wo sie ihn hassen, er zuckt aus den Wolken, er springt aus dem Stein, er bricht das Eis aus dem Trasank, er weckt die Blumen der Wildwiesen vom Tode auf, er ist der ewige Schöpfer, Ernährer und Zerstörer. Er ist die Kraft und das Licht. Wenn er Euer Auge nicht geblendet hat, ihr Leute von Trawies, so seht ihn an, er steht vor euch in seinem Glanze. Das Feuer ist sein Leib! Das Feuer ist der sichtbare Gott.

Falsche Propheten wollen den Menschen die Liebe und Dankbarkeit für Gott entreißen und sagen, das Feuer sei höllisch, sei das Reich des Teufels, sei die Strafe des Bösen.

---

[1] Der Gottsucher, S. 343 ff.

Einen von diesen Propheten hat Trawies getötet, so haben sie uns verdammt . . .

Aber ich sage euch, der Allgegenwärtige ist dort nicht, wo die Herzen kalt sind, wo keine Freude ist und keine Hoffnung und keine Liebe . . ."

Wahnfred glaubt hoffen zu dürfen, daß der entsetzliche Zauber gebrochen und die gräßlichen Folgen seines Verbrechens eingedämmt sind. Diese Hoffnung aber ist eitel. Die Seelen bleiben hart, gewalttätig, verderbt. Auf die Friedensanbote von außen, antworten die Trawieser mit neuen Schandtaten. Noch ist die neue Kirche nicht vollendet, so wird sie schon vom Aufruhr bedroht. Nun ist Wahnfred überzeugt, daß es gegen das Verhängnis von Trawies keine Rettung gibt und verbrennt sich und die Überlebenden aus dem verfluchten Orte im neu vollendeten Bethaus.

Die Originalität der Konzeption und ihr außerordentlicher Gedankengehalt machen dieses Werk gewiß zu einem Markstein in der Entwicklung Roseggers. Nicht sein Standpunkt änderte sich, sondern der Horizont hatte sich erweitert. Ein Meister des Genrebildes, versuchte er sich nun im Historienbild, dessen Hintergrund stellenweise die gleichen Ausblicke bot und dessen handelnde Gestalten vom selben Stamme wie die der früheren Dichtungen waren. Seine Darstellung war streng objektiv. Eine Art von schrecklicher Notwendigkeit treibt die Ereignisse wie in „Michael Kohlhaas", unerbittlich dem gegebenen Ende zu.

Im Mai 1881, während im Heimgarten der Druck des „Gottsuchers" fortschritt und Hartleben die Verbreitung der „Ausgewählten Schriften" geschickt förderte[1]), hielt sich Rosegger zum zweiten Male in Gleichenberg auf und seine gute Stimmung unterstützte den guten Erfolg der Kur[2]).

Im Juni war er wieder in Krieglach, als ein unerwarteter Angriff der Klerikalen seine Ruhe störte und ihn wieder nervös und krank machte[3]).

---

[1]) „Er hat bei Heckenasts Nachfolger die alten Vorräte meiner Bücher aufgekauft; er wird sie wahrscheinlich einstampfen (?), damit sie die neue Ausgabe nicht mehr anfechten können." Rosegger an Hamerling, 11. Juni 1881.

[2]) Brief von Rosegger an Hamerling vom 19. Mai 1881.

[3]) Brief von Rosegger an Hamerling vom 18. Juni 1881.

Ein Schmähartikel in Gestalt eines Briefes an den Dichter des kürzlich in neuer Auflage erschienenen „Volksleben in Steiermark“, erschien im klerikalen Grazer Volksblatt am 16. Juni 1881, von Pfarrer Schänzl unterzeichnet, und im Namen eines Gebirgspfarrers im Dialekt geschrieben. Ein sehr langer Brief, pedantisch und plebejisch zugleich, in scheinheiliger Gutmütigkeit gehäßig und bitter. Der Dialekt sollte den Schein der Echtheit erzeugen und die Verbreitung der Schmähschrift in ungebildeten Kreisen fördern. Da sich Rosegger nach der Meinung seines Gegners über den Glaubenseifer der Älpler irrte, wenn er annahm, daß gewisse traditionelle Gebräuche von alten heidnischen Sitten herstammten, so wurde im Briefe der Wunsch ausgesprochen, daß Rosegger einmal auf seinen Spaziergängen „von den Gebirgsleuten Pläsch kriegen“ möge.

Die Possenhaftigkeit des Artikels milderte seine Perfidie. Rosegger lachte mit Hamerling darüber und hatte nicht übel Lust zu antworten. Allein sein Freund riet ab, und so unverschämt die Drohungen waren, so ließ sich unser Dichter doch nicht in seinen täglichen und unentbehrlichen Wanderungen durch Wald und Feld stören[1]).

Ende September begab er sich zum internationalen Schriftstellerkongreß, der diesmal in Wien abgehalten wurde[2]). Im Dezember war Rosegger wieder daselbst und wurde am 8. Dezember Zeuge des Ringtheaterbrandes, der ganz Österreich mit Trauer erfüllt[3]).

Aus seinem häufigen und intimen Verkehr in der Wiener Gesellschaft war gerade zu dieser Zeit ein Buch entstanden, das wie ein Geheimnis manchem zu raten gab.

Der Erfolg seiner Werke wurde nämlich nicht immer neidlos anerkannt. In dem großen Wien, das er so sehr liebte, wo er Freunde hatte, bei denen er Zerstreuung suchte und fand, gab es auch viele Koterien, Feinde seiner Freunde, die es ihn fühlen ließen. Totschweigen konnten sie ihn wohl nicht, sie gestanden ihm gnädig zu, daß er in den Spuren August Silbersteins und Berthold Auerbachs mit Talent wandle, aber

---

1) Brief von Rosegger an Hamerling vom 25. Juni 1881.
2) Vgl. Heimgarten, 31. Juli 1903.
3) Heimgarten, Januar 1882.

er sollte sich auch auf diese untergeordnete Gattung beschränken. Das reizte ihn aber gerade zu zeigen, daß er seine Berge auch vergessen könne, wenn er nur wolle, und mit gleicher Geschicklichkeit, wie die gelesensten Wiener Romanciers nicht nur Konflikte aus der Gesellschaft, sondern auch Sittenbilder aus allen Kreisen des Stadtlebens, auch den niedrigsten, zu zeichnen vermöge, denn er hatte bei seinen Besuchen der Kaiserstadt vielerlei gesehen.

Schon bei Gründung seiner Zeitschrift hatte er das Pseudonym Hans Malser gewählt, das er bei solchen Gelegenheiten gebrauchen wollte, und es gleich im ersten Heft auf die Liste der Mitarbeiter gesetzt. Die Beiträge Hans Malsers waren zahlreich. Der Ruf seines eigenen Namens sollte durch die Einheit seiner literarischen Produktion geschützt bleiben; unter dem Namen „Hans Malser" konnte er unbehindert anderen Neigungen folgen, andere Seiten seines Geistes befriedigen.

Bis zum Frühjahr 1887 blieb dieser verhältnismäßig kleine Teil von Roseggers Tätigkeit den Lesern des Heimgarten vorbehalten, ohne daß sie das Pseudonym erkannt hätten. Die Revision seiner Hauptwerke veranlaßte ihn, auch auf diesem engeren Gebiet seiner Tätigkeit einen Abschluß zu machen, er traf also unter den mit „Hans Malser" gezeichneten kurzen Novellen eine Auswahl und nannte sie „Vom Kreuzweg des Lebens"[1]. Der Untertitel des Buches: „Novellistische Studien von Hans Malser, herausgegeben von P. K. Rosegger" war geeignet, den Schleier seiner Pseudonymität eher zu lüften, als zu verdichten; nur um sein geistiges Eigentum zu schützen, wählte Rosegger diesen Mittelweg, der den Kennern keinen Zweifel über seine Identität mit Hans Malser beließ.

Krisen, Schicksalswendungen, tragische Lösungen unglücklicher Ehen: dies waren die Stoffe dieser Erzählungen. Der Dichter hatte sich an den „Kreuzweg" gestellt, wo sich das menschliche Leben dem Glück oder dem Unglück zuwendet, und wo ein Zufall, eine Laune der geheimnisvollen, Schicksal genannten Macht zu genügen scheint, um es in die eine oder die andere Richtung zu lenken. Hier wird die Hoffnung auf ein

---

[1] Stuttgart 1881, Levy und Müller. Das Werk wurde im Januar 1909 neu aufgelegt.

ganzes Lebensglück durch ein unseliges Mißverständnis grausam zerstört; da bringt das Elend einen armen Schreiber zur Verzweiflung; dort sehen wir einen jener Kontraste, an denen das Leben der Schauspieler so reich ist: Glanz und eitler Triumph, während in Wirklichkeit ein Vaterherz blutet. Die meisten Erzählungen waren tragisch. Ungesucht waren dem Psychologen besonders die Tragödien im Leben der Städter ins Auge gefallen. Es erschien ihm schwerer und niederdrückender, als das Leben seiner Älpler.

Einem aufmerksamen Kritiker konnte es nicht schwer fallen, zu erkennen, daß dieselbe Feder den „Kreuzweg“ wie „die Geschichten aus den Alpen“ geschrieben hatte. In beiden Werken war die Technik gleich, nur der Stoff verschieden: übrigens hatte er auch unter diese Wienerischen Geschichten eine wirkliche „Dorfgeschichte“[1]) gesetzt, die ebensogut im neuen Buch der Novellen hätte stehen können.

Indem der Dichter dieses pseudonyme Buch zugleich mit den ersten Heften der Ausgewählten Schriften und gleich darauf im Heimgarten den „Gottsucher“ erscheinen ließ, zeigte er sich als geschickten Manager seines Ruhmes. Er zog Vorteil aus dem verschiedenen Charakter der Werke und stützte den Erfolg des einen durch die Neugier, die das andere erregt hatte. Der sich aufdrängende Vergleich zwischen Rosegger und Hans Malser konnte unmöglich anders, als zugunsten des ersteren ausfallen. Roseggers Widerspruchsgeist hatte vielleicht einen Augenblick die Absicht, sich ein Gebiet zu erobern, das mancher Wiener Kritiker lieber großstädtischen Schriftstellern vorbehalten hätte. Vielleicht wollte er gar, einem flüchtigen Einfall folgend, seine Eigenart, an der er bisher allen Versuchungen zum Trotz festgehalten, zerstören. Dieses Experiment endete aber zum Glück mit dem geraden Gegenteil, indem es die Eigentümlichkeit seines Talents noch heller beleuchtete. Während die „Ausgewählten Schriften“ Roseggers wirklichen Namen als den des unvergleichlichen Schilderers der Alpengegenden bekannt machten, erschien Hans Malser nur eben als Rivale anderer Dutzendschriftsteller. Von nun an ließ Rosegger durch keine Lockung und Verführung die köstliche Einheit seiner Kunst gefährden. Nun weiß er: seine

[1]) Das Schloß der Bösen.

größte Kraft und Meisterschaft „sproßt aus der heimischen Erde allein[1]).“

Damit soll nicht gesagt sein, daß der Redakteur des Heimgarten in den folgenden Jahren seinen Mitarbeiter Hans Malser entlassen hätte. Das unterließ er schon aus rein praktischen Gründen. Sein nicht unwesentliches Verdienst bestand neben denen von E. Hirtner[2]) — „wahrscheinlich ein Pseudonym für Hans Malser“ (schrieb eines Tages Hamerling) — unter anderem auch darin, in den Augen harmloser Abonnenten den Schein zu erwecken, als hätte der Heimgarten einen großen Stab von Redaktionsmitgliedern. Die Stoffe, die er von nun an Malser anvertraut, unterscheiden sich in nichts von Roseggers eigenen Stoffen. In den späteren Sammlungen seiner Schriften erscheinen die mit dem Pseudonym gezeichneten Arbeiten mitten unter Roseggers eigenen.

Seit 1881 hatte das Talent des steirischen Dichters, mit seinen vielen Ausdrucksmöglichkeiten, die einzig aus der Quelle seiner Begeisterung flossen, eine solche Weihe empfangen, daß er die Kriegslist nicht mehr anzuwenden brauchte.

---

[1]) Spaziergänge in der Heimat (Vorwort in Versen).

[2]) Vgl. Heimgarten, 1881, S. 685. Wahrheit oder Glück, von E. Hirtner. Rosegger hat diesen Artikel unter demselben Titel in den Band „Sonntagsruhe“ (S. 323) aufgenommen. Vgl. Heimgarten, 1882, S. 46.

VIII. Kapitel

Die „Bergpredigten" und die Anfänge von Roseggers sozialer Periode

I.

Der „Gottsucher" erschien noch im Heimgarten, als Rosegger die Nachricht erhielt, daß Berthold Auerbach am 8. Februar 1882 in Cannes gestorben sei. Seit ihrer Begegnung in Berlin im Winter 1878 standen die beiden Erzähler miteinander in Briefwechsel, Auerbach hatte sogar dem Heimgarten einige kleine Beiträge gestiftet. Sein letzter Brief nach Graz, vom 5. März 1880, der sein Interesse für „die strahlende und erwärmende Innigkeit des Roseggerschen Temperamentes" wiederholte, bekundete schon eine gewisse Müdigkeit. Nun ehrte Rosegger sein Andenken durch die oben erwähnte, schöne Schilderung seines Besuches bei Auerbach in Berlin, in der er verzeihliche Schwächen des schwäbischen Dichters leise berührte, seine Tugenden hingegen nachdrücklich betonte.

Tiefer ergriffen wurde er jedoch von dem zur selben Zeit erfolgten Rücktritt Dr. Adalbert Svobodas von der Leitung der „Tagespost". Mochte ihre Freundschaft zeitweise kühler geworden sein, da ihre Lebensanschauungen so verschieden waren, so konnte doch nichts die Dankbarkeit und die Hochachtung des 1864 noch so unbekannten Anfängers für den großmütigen Redakteur verringern.

Im Frühjahr 1882 sollte dieses liberale Blatt in die Hände von Wiener Kapitalisten übergehen und in einem Sinne geleitet werden, der den seit zwanzig Jahren vertretenen Grundsätzen Svobodas widersprach. Sein demokratischer Freisinn lehnte jedes Kompromiß ab und er trat darum von der Re-

daktion zurück. Als die Gefahr vorüber war, das Konsortium auf seine Pläne verzichtet hatte und feststand, daß die „Tagespost“ in ihrer alten Bahn weitergeführt werden sollte, war es zu spät für ihn, den Entschluß zu widerrufen. Dr. Svoboda hatte sich schon in München niedergelassen, um seine halb philosophischen, halb politischen Schriften abzufassen, in denen er jene religionsfeindlichen Ansichten niederlegte, die unserem Dichter so wenig zusagten[1]). Diese Trennung hatte zunächst keine weiteren Folgen, als daß Rosegger, seitdem Svoboda in München wohnte, auf jeder deutschen Reise dort Halt machte. Er fühlte sich jetzt um so mehr gestimmt, das Bedürfnis des alten Journalisten nach Unabhängigkeit und Ruhe zu verstehen als er zur selben Zeit in Unterhandlungen über den Verkauf des Heimgarten eingetreten war, um den sich die Wiener Aktiengesellschaft „Steyrermühl“ bewarb. Als es aber Rosegger schon gelungen war, seinen Vertrag mit Leykam zu lösen, zog sich die Steyrermühl wieder zurück und Rosegger mußte „demütig“, wie er am 16. Mai 1882 Hamerling schrieb, wieder zum alten Verleger zurückkehren. Und am 9. September 1882 klagte er demselben Freunde: „Das ist ein Fehler, daß ich dem Gelde nachtrachte. Ich würde mit größerer Sammlung viel Bedeutenderes produzieren, als es gegenwärtig der Fall ist, wenn ich nicht immer ans Geldverdienen denken müßte. Schwer aufzubringen. Für die Erziehung der Kinder soll was sein, abgesehen davon, daß man für seine eigenen erwerbsunfähigen Tage etwas zurücklegen möchte. Was mich betrifft, ist selbst für schlimmen Fall das wenigste genug. Ein freundliches Zimmerchen und zehn Bücher drin, wäre so mein wünschenswertes Um und Auf. Darum ist's doch wahr, was mir Dr. Svoboda einmal gesagt hat: Poeten sollen recht viel lieben, aber gar nicht heiraten. Daß gerade der Poet wieder mit dem Gegenstande seiner Liebe ewig beisammen sein möchte, und gerade er von solchem Gegenstand am tiefsten gepeinigt sein kann, ist eben eine maliziöse Einrichtung der göttlichen Fürsehung. Sagen wollte ich nur das: ich würde Besseres leisten, wenn ich nicht so sehr nach Geld jagen müßte. Ich bin oft tief verstimmt, wenn ich

[1]) Aus materiellen Gründen übernahm er wenige Jahre später die Leitung einer neuen Zeitschrift „Die neue Musikzeitung“ in Stuttgart.

rasch hingeschriebene Produkte drucken lassen muß, die nichts bedeuten, während mich doch immer ein gewisses Gefühl plagt, als wäre in irgend einem Winkel meiner Seele der Keim zu einem Großen und Besonderem.“

Die persönliche Bekanntschaft mit Konrad Deubler gehört zu den Ereignissen, die jetzt tiefsten Eindruck auf ihn machten und ihm Anlaß zu Gedanken und Rückblicken gaben, deren Spuren in seiner Korrespondenz zu finden sind.

Es gab wenig zeitgenössische Individualitäten, die geeigneter gewesen wären, ihn zu interessieren, als dieser Bauer gebliebene Autodidakt, dessen Verstand und hohe Bildung ihm, unter manchen anderen die Schätzung Ludwig Büchners, Alfred Brehms, B. Carneris, Ludwig Feuerbachs, Ernst Häckels erwarben. Dieser schrieb ihm einmal: „Wenn Diogenes nach Menschen suchend, Sie gefunden hätte, er würde seine Laterne ausgelöscht haben[1])!“

Deubler wohnte als Gastwirt in Goisern bei Ischl, wo er 1814 als Sohn eines armen Salzbergwerkmannes geboren wurde. Schon in seiner Jugend ein fleißiger Bücherleser, lernte er u. a. Jung-Stillings mystische Schriften, Zschokkes „Stunden der Andacht“ kennen und interessierte sich für religiöse Probleme. Er wurde Müller am Hallstättersee und da er verhältnismäßig wohlhabend war, konnte er sich ihnen mit einer gewissen Leidenschaft zuwenden. Die in den Büchern behandelten Fragen hatte er so durchdacht, daß er nicht nur mit Zschokke, sondern auch mit David Friedrich Strauß und später mit Ludwig Feuerbach Briefe darüber wechseln konnte. Zu Beginn der Märzrevolution im Jahre 1848 kam er nach Wien in Erwartung der Morgenröte großer Ereignisse. Er fühlte sich aber enttäuscht und da er immer von der Absicht erfüllt war, seine philosophischen Ideen und humanitären Theorien, soweit es in seiner Macht stand zu verbreiten, ließ er sich als Wirt in Hallstatt nieder.

Seine Lehre war die eines rein wissenschaftlichen Materialismus, die alte Aufklärung. Durch Bücher, die er sammelte und verteilte, und besser noch durch das Beispiel seiner kampffrohen Philantropie bemühte er sich, die Gedanken, von deren

---

[1]) Vgl. Dodel-Port, K. Deublers Tagebücher, Biographie und Briefwechsel. Leipzig 1886, Elischer.

Verbreitung er sich das Glück und den Fortschritt der künftigen Geschlechter versprach, unter das Volk zu bringen. Sein Haus wurde in den Jahren 1849 bis 1853 ein Sammelpunkt seiner Gesinnungsgenossen.

In der auf die Wiener Oktobertage folgenden Reaktionszeit bei der Polizei denunziert, wurde ihm der Prozeß gemacht, doch hatte er die Charakterstärke, sein philosophisches Glaubensbekenntnis nicht zu verleugnen und wanderte für lange Jahre in den Kerker. Von Mai 1853 bis März 1857 war er in den Gefängnissen von Brünn und Olmütz, wo ihn der Adel seiner hohen sittlichen Gesinnung aufrecht erhielt.

Nach seiner Freilassung ließ sich Deubler wieder in Goisern nieder. Als Bauer bestellte er sein Feld; als Denker las und studierte er und füllte mit seinen Gedanken die Blätter seines Tagebuchs. In seinem Hause auf dem Primesberg empfing er Schriftsteller und Gelehrte, mit denen er in Briefwechsel stand. Da besuchte ihn auch Rosegger im Juli 1882.

Ihre erste Bekanntschaft hatte zwei Jahre früher stattgefunden. Am 11. August 1880 hatte ihm Rosegger durch Vermittlung Friedrich Schlögls eines seiner Bücher gewidmet. In seiner Antwort vom 3. September 1880 brachte Deubler mit feinem Gefühl Roseggers Namen in Verbindung mit dem Adalbert Stifters, rühmte seine hohe Menschlichkeit und seinen Glauben an den Fortschritt.

„Wir erkannten uns bald," schreibt Rosegger, „ich merkte hinter seiner Lodenjoppe den Philosophen, er hinter meinem Stadtrock den Bauer[1])."

Über das, was sie hätte trennen können, ging jeder still hinweg und hielt sich an das, was ihnen gemeinsam war. Wenige Tage nach ihrer Zusammenkunft schrieb Rosegger (20. Juli 1882) an Deubler, daß er ihm „als das Gegenstück seiner selbst erschienen sei." Viel später charakterisierte er mit denselben Worten seine Natur, deren nahe Verwandtschaft mit der eigenen er erkannt hatte, und führte seinen Gedanken genauer aus, indem er sagte, daß der Schüler und Freund von L. Feuerbach die dunklen Neigungen verkörperte, die er in sich selbst kannte und die ihn, den Dichter, durch die tausendfache Verführung der Kritik zu jenen letzten Folge-

---

[1]) Allerhand Leute, der Bauernphilosoph, S. 354.

rungen der Zweifelsucht geführt hätten, vor denen sein ganzes Gefühl stets einen unüberwindlichen Widerwillen hatte[1]).

Bei näherem Verkehr wären wohl zwischen Deubler und Rosegger ebensolche Mißstimmungen wie im Verkehr mit Svoboda aufgetreten, ohne jedoch, wie hier, durch das unzerreißbare Band gemeinsamer Erinnerungen versöhnt werden zu können.

Daß die Überzeugungen Svobodas mit denen des „Weisen von Goisern" so vollständig übereinstimmten, gab dem Psychologen Stoff genug zu Betrachtungen, er erkannte darin den mächtigen Einfluß derselben Zweifel und Ideale auf die Vertreter der gleichen Generation, so verschieden sie auch sonst nach Stand, Beruf und Bildung sein mochten.

Trotz aller Reisen, Polemiken und der Pflege alter und neuer Freundschaft, verlor Rosegger seine Verpflichtungen gegen Hartleben nicht aus den Augen. Im Juli 1882 waren die zwölf Bände seiner Ausgewählten Schriften erschienen und der Verleger gab von Weihnachten 1882 bis zum Sommer 1883 in derselben Weise drei neue Sammlungen von Aufsätzen und Erzählungen heraus, die zuerst im Heimgarten gedruckt worden waren: „Sonntagsruhe", „Dorfsünden" und „Meine Ferien".

Die „Sonntagsruhe" trägt den Untertitel „Ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch" und enthält eine reiche Garbe von Gedichten in steirischer Mundart, ebenso viele hochdeutsche, nicht weniger innige Gedichte, dann eine Anzahl Aufsätze über Psychologie und Erziehung der Kinder, über sittliche und allgemein interessierende Fragen, wie zum Beispiel über den Weltfrieden der Völker; zuletzt noch eine besondere Abteilung von Parabeln und Legenden.

Die „Dorfsünden", der vierte Band des „Buches der Novellen", unterschieden sich weder im Gehalt noch in der Technik von den früheren Geschichten aus den Alpen, wohl aber durch größere Kraft in der dramatischen Behandlung der Stoffe und größere Sicherheit in der Form. Eine Sünde, deren Folgen unabwendbar auf einem armseligen Leben lasten: dieses Motiv kehrt durch die hier vereinigten Novellen immer wieder und erklärt ihren gemeinsamen Titel. Zumeist ist die Liebe die Quelle des Irrtums, den die armen Opfer büßen müssen.

[1]) Nach einem Brief Roseggers an Bulliod vom 30. Oktober 1910.

„Meine Ferien“ bringen wieder autobiographische Bekenntnisse. Das Buch schließt sich an die „Waldheimat“ an und enthält Schilderungen seiner Erholungs- und Ferientage in der Grazer Studentenzeit. Der helle Widerschein hoffnungsvoller Jugend strahlt aus den Blättern dieses schönen Buches. Um den Übergang vom Handwerkerleben zu dieser Schulzeit deutlich herzustellen, begann hier der Dichter mit Erinnerungen aus seiner ersten Rückkehr nach Alpel: wie seine heiße und verhaltene Inbrunst auf kühlen Empfang gestoßen, wie seine Anhänglichkeit an die Vergangenheit mit der ungeduldigen Erwartung der Zukunft im Kampfe lag und dergleichen mehr. Darauf folgten malerische Beschreibungen, Blätter aus seinem Reisetagebuch, die ebensogut im „Wanderleben“ hätten Platz finden können.

In einem dritten Abschnitt berichtet er von den ältern berühmten Männern, mit denen zu verkehren ihm in seiner Jugend gegönnt war. Die Stunden in ihrer Gesellschaft rechnet er zu den schönsten Ferialzeiten. Ob er Anastasius Grün, Berthold Auerbach, Robert Hamerling oder Ludwig Anzengruber zeichnete, immer charakterisierte er mit Vorliebe den Menschen im Künstler, zeigte ihn so, wie er ihn bei seinem ersten Besuche gesehen hatte, hielt seine, mit unvoreingenommenem Auge erfaßten Züge fest und gab so dem Leser die Illusion, als hätte er selbst mit dem Geschilderten verkehrt.

II.

Im Sommer 1883 hielt sich Rosegger mit besonderer Vorliebe in Alpel auf, er erlebte eine Periode glücklichster Fruchtbarkeit. „Ich bin dieser Tage viel in meiner Waldheimat und genieße dort stimmungsvolle Stunden,“ schrieb er am 22. August 1883 seinem Freunde Hamerling. Die Stoffe strömten ihm nur so zu. Als er im Herbste wie alljährlich wieder nach Graz zurückkehrte, war das Material zu einem neuen Buche beisammen. In der Vorrede dazu sagte er: es sei „geworden“ in ihm, beinahe ohne sein Zutun, die „Neuen Waldgeschichten“ seien ihm „aufgeschossen wie Pilze“, „Sonnengoldige Jugend und kleine Geschichten der Vergangenheit, Neues, Frohes, Ernstes, Wunderliches.“ Zu Weihnachten 1883 erschien dieses Buch einer heiteren Stimmung.

Es schien, als ob der Dichter eine Ahnung gehabt hätte von

den kommenden Sorgen und von der Erregung, die seine nächsten Pläne hervorrufen würden und daß er durch diese dichterische Vertiefung sich für die Zukunft hätte stärken wollen.

Eine schmeichelhafte Bemerkung Robert Hamerlings war sicherlich nicht ohne Einfluß auf die Richtung, die der Heimgärtner im November einschlug.

Im Augustheft 1883 hatte Rosegger einem jungen Universitätsdozenten, der die Existenzberechtigung der Dorfgeschichten bestritt, mit einer solchen Feinheit und Eleganz seine Meinung gesagt, daß ihm Hamerling am 27. September schrieb: „Ich habe seit unserer letzten Begegnung Ihre Abfertigung des ‚literarischen Bauernfressers‘ im Heimgarten mit dem rechten Verständnis und vollem Genusse gelesen. Wie der unstudierte ‚Almpeterl‘ dem gelehrten jungen Herrn ... die Hosen spannt und ihm einen Schilling aufmißt, in einem Artikel, den der gelehrte junge Herr mit all dem Schliff seiner zwölf Studienjahre nicht so fein und elegant zustandegebracht hätte — das ist unter allen Umständen ein ergötzliches und in seiner Art einziges Schauspiel. Hören Sie, ich möchte Ihr Feind nicht sein — und beeile mich deshalb um so mehr, Sie zu versichern, daß ich bin Ihr gehorsamst ergebener Robert Hamerling.“

Nachdem der Gegner einmal geschlagen war, blieb dem schneidigen Advokaten seiner Kunst noch ein Überschuß von Streitlust zurück. Außer der Versuchung, seinen Sieg auszunutzen und den Angriff ins gegnerische Lager zu verlegen, veranlaßte ihn der Wunsch, eine kühnere und entschlossenere Stellung auf dem Felde der Tat zu gewinnen, vorübergehend die Kunst ruhen zu lassen und sich als freimütiger Moralist aufzutun. Hatte doch schon die Gründung des Heimgarten als solche das Vorhandensein streitbarer Anlagen im Dichter zur stillen Voraussetzung. Die Zeitschrift sollte nicht ausschließlich auf Unterhaltung beschränkt sein, sondern verfolgte stets daneben auch die Absicht, zu belehren und zu erbauen. Nach Roseggers Auffassung erwirbt man aber den für die Einwirkung auf die Gewissen nötigen Kredit nur durch das Vertrauen der Leser.

Um im ständigen Verkehre mit seinem engeren Leserkreise alles wünschenswerte Gute hervorzurufen, muß sich der

Schriftsteller den Seelen, die er erobern will, selbst rückhaltlos zu eigen geben.

Als hervorragend „soziales“ Talent hatte Rosegger im Heimgarten sein ganzes sittliches Leben mit dem des idealen Lesers identifiziert. Mit Freimut äußerte er sich über alle Fragen, die ihm am Herzen lagen und die ihn ein persönliches Erlebnis oder ein öffentliches Ereignis zu besprechen anregten; er hatte es sich gewissermaßen zur Pflicht gemacht, sich dem Leser so ganz zu geben, wie er wirklich war, als wäre er sein Freund.

Vom Herbst 1883 bis Herbst 1884 ließ er seine Phantasie und Erinnerungslust ruhen, um sich den gebieterischen Forderungen der Gegenwart zu widmen. In seiner Zeitschrift konnte man abwechselnd diese beiden entgegengesetzten und sich ergänzenden Strömungen, die Moralpredigt und das Bekenntnis verfolgen. Sichtlich stützte das eine die andere und sie rechtfertigten sich gegenseitig.

Nun erst begann der Heimgärtner systematisch und unmittelbar seine Ansichten über viele Fragen des nationalen Lebens auszusprechen. War er bisher bemüht, steirisches Volksleben zu beschreiben, so wollte er nun versuchen, auf seine zukünftige Entwicklung einzuwirken. Die erste dieser „Bergpredigten“[1]) erschien im Novemberheft 1883. Rosegger legte ihr den paradoxen Gedanken zugrunde: „Von unserer Abneigung gegen das, was wir wollen,“ d. h. der tatsächliche Widerstand, mit dem wir uns gegen die Ausführung von Reformen wehren, die wir theoretisch billigen, und die Angst vor Erfüllung, die beinahe jedermann bezeigt.

Nachdem Rosegger so der Ängstlichkeit als der Ursache des Stillstands und der Ohnmacht den Krieg erklärt hatte, stieß er in den nächsten Monaten auf eine Menge zum Nachdenken und Ermahnen geeigneter Stoffe, und sie vermehrten sich, je freier seine Feder und je größer seine Sicherheit wurde. Ob er „von der Charakterlosigkeit unserer Jugenderziehung in den Städten“ oder „von der Bildung und Verbildung des Künstlers“, „von der Hohlheit unserer geschwätzigen Vater-

---

[1]) Bergpredigten, gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel, und Schimpf und Spott unseren Feinden, den Schwächen, Lastern und Irrtümern der Kultur, gewidmet von Peter Rosegger.

landsliebe" oder „vom Größenwahn, Protzen- und Verschwendertum" sprach, so bestand seine Originalität sowohl in der Sachlichkeit, die ihn davor schützte, persönlich beleidigend zu werden, als auch in der vollständigen Mißachtung des stillschweigenden Übereinkommens, woraus der harte Klassenegoismus Nutzen zieht, als auch schließlich in der Satire auf die Laster aller. Er sprach, als ob er keine üble Rückwirkung zu fürchten hätte und als ob seine Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit überall einem gleich großen Wunsch nach Besserung begegnen müßte.

Mehrere der von ihm berührten Fragen, die wenigst brennenden, betrafen das Schicksal der Alpler, wovon er lange nicht loskommen konnte. Er sprach: „Von der Kümmerlichkeit unseres Kleinbauernstandes", „Von der Ungerechtigkeit gegen bäuerliche Dienstboten"[1]), „Von der Geldgier als Waldverwüsterin", „Von dem Zuströmen der Landbevölkerung in die Städte". Andere Artikel warfen ohne Vor- noch Rücksicht Fragen von bedrohlicher Aktualität auf und seine scharfen Angriffe brachten dem Verfasser den Haß von Gegnern ein, die, heftig in ihrer Sprache und schwer zu entwaffnen, ihm zu schaden wohl geeignet waren.

„Bleiben Sie tapfer," hatte Auerbach beim Abschied in Berlin zu Rosegger gesagt[2]). In dieser kritischen Zeit seines Lebens ist der Heimgärtner dieses Rates stets eingedenk geblieben. Die Kühnheit — aber auch der Adel — seines Eingreifens (besonders im Kampf gegen den Antisemitismus) bestand darin, daß er, wie absichtlich, die große Gefahr verkannte, in die er sich begab, als er beiden Parteien zugleich seine Wahrheit ungeschminkt sagte.

Es war zu Beginn der Agitation, die Schönerer und Karl Lueger zehn Jahre lang mit abnehmender Heftigkeit in Österreich betrieben. Der ganze Mittelstand von Wien leistete begeistert dem letzteren Folge und machte ihn eine Zeitlang zu seinem Idol. Der spätere Bürgermeister von Wien, der „Vize-Kaiser" begann damals mit geschicktem Opportunismus sowohl

[1]) Eine Verteidigungsrede zugunsten derselben Sache hatte im folgenden Jahre (1885) auf der Bühne einen großen Erfolg: „S'Nullerl", von Karl Morre. Dieser war von da an mit Rosegger befreundet (Gute Kameraden, S. 194 ff.).

[2]) Meine Ferien, S. 257.

die Kleingewerbler als auch die Alldeutschen und das Gemisch beleidigter Interessenten, Reformsüchtiger und Streber um sich zu vereinigen, auf welche Elemente sich ja zu allen Zeiten das rasche Glück der Diktatoren stützte[1]).

Ein „offenes Schreiben“: „An junge Antisemiten in Wien“ (die er mit „Bursche!“ und „Jungen!“ anspricht, im Augustheft 1889 des Heimgartens), entfremdete ihm die Demagogie, die jede Gelegenheit gern ergriff, Haß zu verbreiten. Sein Schreiben war nur eine Antwort: „Ihr habt mir,“ so begann es, „im Namen Eurer Genossen — wie Ihr behauptet — Vorwürfe darüber gemacht, daß ich das Judentum protegierte. Ich will zu Eurem Troste öffentlich sagen, daß auch ich Antisemit bin — nur auf solche Weise, die den Menschen schont, aber seine Laster verfolgt. Ich hasse die Geld- und Schacherjuden, die oft bis zur Tollheit ums goldene Rind tanzen. Ich hasse die Protzjuden mit ihrem äußeren Prunke und ihrer inneren Hohlheit . . . Ich frage (aber), ob die krasse Geldgier, die Prunksucht, das Parvenuwesen auf Grundlage der Gewissenlosigkeit nur bei Juden allein vorkommt? . . . Jungen! Eurem ganzen Geflunker glaube ich nicht, solange Ihr in Eurem persönlichen, sozialen Leben nicht andere Wege einschlagt, als sie die ‚verjudete Welt‘ breitgetreten. Die Juden sind nicht Christen. Seid es Ihr? Seid Ihr liebreich, sanftmütig, bescheiden? Die Juden sind nicht Germanen. Seid es Ihr? Seid Ihr wahr, treu, sparsam, häuslich, rechtlich, arbeitsam? Zurück zur Einfachheit des Lebens, zum Ackerbau, zum Handwerk, wenn Ihr den Mut habt! Lernt, wie man Schulden zahlt, anstatt sie zu machen. Lernt Eure Untergebenen als Menschen achten, den Mächtigen die Stirne bieten, wo sich’s um Menschenrechte handelt. Habt den Mut der Wahrheit, wo sie gesagt sein will, ohne Rücksicht auf Euren persönlichen Vorteil . . . Und wisset Ihr, daß die heutige Bewegung gegen das Judentum ein unbewußter, elementarer Protest ist gegen die Überkultur, gegen den Luxus, gegen den Materialismus und die Korruption? . . . Die Juden haben manche Schuld, aber darum, weil sie Euch des Rassenunterschiedes wegen naturgemäß widerlich sind, darum dürft Ihr ihnen noch nicht

[1]) Lueger wurde 1885 zum ersten Male im V. Wiener Bezirk in das Parlament gewählt.

alle Schuld aufbürden ... Für Generationen und Reiche sind eben Parteien herrschend; was wir wollen und lehren, es ist die Reinheit des Herzens. Von Moses bis Christus, von Spinoza bis Schiller klingt das göttliche Doppellied: Recht und Liebe" ...

Wie man sieht, stellte sich Rosegger über beide Parteien, schonte die Juden so wenig wie die Antisemiten, wollte beruhigen und versöhnen. Er erkannte im Anwachsen des Hasses ein charakteristisches Merkmal der Zeit.

„Wer nicht hassen kann," liest man in „Allerlei Menschliches", „der wird gehaßt ... Es geht die Meinung um, daß der Haß etwas Tüchtiges, Männliches, Mutvolles, ja sogar, daß er etwas der Ehre, dem Patriotismus oder Nationalismus Angehöriges sei, daß es zum öffentlichen Gewissen gehöre, die Gegner glühend zu hassen, eine erfahrene Unbill stramm zu rächen." Und er fügt hinzu: „Vielleicht ist's Überhebung, wenn ich glaube, stark genug zu sein, selbst meinem größten Feinde die Hand zu reichen, sollte er ihrer bedürfen zu seiner Rettung in höchster Not[1])."

In Zeiten der Uneinigkeit ist keine Haltung minder beliebt, als die über den Parteien. Als ein Unabhängiger die Fehler aller verkünden zu wollen, erweist sich bald als gefährlichstes Unternehmen, mag es noch so edel gemeint sein. Die Deutschen in Österreich waren im August 1884 beinahe alle, öffentlich oder geheim Anhänger des Antisemitismus. Rosegger erreichte durch seine Schrift daher nur, daß sich alle gegen ihn verbündeten, die er getroffen hatte: das Bürgertum, dem er Mangel an Idealismus vorwarf; der Adel, den er wegen seines Kastengeistes tadelte; die Universitätsprofessoren, die er wegen ihrer Pedanterie lächerlich gemacht; die Studenten, die er wegen ihrer veralteten, sinnlosen Gebräuche verspottet; die Journalisten, denen er Unehrlichkeit; die Beamten, denen er Gemütlosigkeit und Pharisäertum vorgeworfen hatte. Damit der volle Ernst des Gegensatzes zutage trete, bedurfte es nur einer passenden Gelegenheit, die nicht lange auf sich warten ließ.

Im Frühjahr 1885 machte er zu seiner Zerstreuung eine Vorlesungsreise nach Sachsen und Norddeutschland. Über

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 180.

Wien und Prag begab er sich nach Berlin und Hamburg, auf dem Hin- wie auf dem Rückwege hielt er sich in Dresden auf. Am 17. März fand die zweite der dreizehn Vorlesungen statt, die er nach und nach in der Stadt „der Kunst und der Musen“ hielt[1]). Mehr noch als München, wo er Svoboda, Defregger und Kaulbach oder Adolf Pichler (aus Innsbruck)[2]) traf, liebte er die sächsische Hauptstadt.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr, am 15. Mai, hatte Rosegger eine große Freude. Im Grazer Stadtpark wurde das anmutige Werk des Bildhauers Hans Brandstetter[3]), „die Waldlilie mit dem Reh“ aufgestellt, jene volkstümlich gewordene Jungfrauengestalt aus den „Schriften des Waldschulmeisters“, die Anzengruber in seiner Besprechung des Buches „von ergreifender Einfachheit und natürlicher Innigkeit“ fand.

Die Buchausgabe der „Bergpredigten“, die den in der Wiener Deutschen Zeitung zu Weihnachten 1884 veröffentlichten Artikel über „den Hochmut der Kathederweisheit“ enthielt, gab dem erbitterten Federkrieg gegen Rosegger neue Nahrung. Er wurde mit anonymen Briefen überschüttet, die ihn beschuldigten, „von den Juden bestochen“ zu sein, und die antisemitischen Blätter gaben dies zwischen den Zeilen zu verstehen.

---

1) Heimgarten, Mai und Juni 1885. Bis 1895 machte Rosegger durchschnittlich zwei Vorleserreisen im Jahr, deren Annehmlichkeiten und pekuniären Gewinn er anerkannte (Brief an Hamerling vom 18. März 1887). Seine Abwesenheit dauerte gewöhnlich 14 Tage. Seine Auslagen wurden ihm ersetzt und er bekam ein festes Honorar; der Reingewinn war meist der Wohltätigkeit gewidmet. Die Stücke, die er meistens las, sind unter dem Titel: „Volkshumor in den Alpen“ im Heimgarten, September 1901, erschienen.

2) Über seinen Verkehr mit dem Tiroler Dichter vgl. Heimgarten, Januar 1901, S. 278. Mit stillem Lächeln weist Rosegger darauf hin, daß der klassizistische Dichter eine besondere Vorliebe hatte, sich in Tiroler Bauerngewand zu kleiden. Auch in Heimgärtners Tagebuch spricht er gelegentlich der Enthüllung des Pichlerdenkmals in Innsbruck von ihm und tritt kräftig für ihn ein. M. R.

3) Hans Brandstetter stammt, wie Defregger, von Bauern ab und wurde in Michelbach bei Graz im Jahre 1854 geboren. Zuerst war er Handwerker, zeichnete sich durch ganz außergewöhnliche Begabung aus und studierte später an der Akademie in Wien und in Rom. Sein Denkmal entzückt durch Anmut, feine, sehr persönliche Mache und entzückende Einfachheit im Entwurf und in der Ausführung.

In seiner Kränklichkeit nervöser als sonst, beging Rosegger die Unvorsichtigkeit, anfangs September eine bestimmte Person, die er mit Namen nannte, der Urheberschaft einer besonders beleidigenden Karte, die er erhalten hatte, zu bezichtigen. Sofort verdoppelten sich die direkten öffentlichen Beschimpfungen. Das bezeichnete Individuum benützte die unbewiesene Behauptung seines Gegners und die daran geknüpften, wenig verbindlichen Worte, um ihn zu fordern. Da sich bei Roseggers herabgekommenem Zustande diese Zumutung als eine ebenso grausame wie lächerliche Großtuerei darstellte, wurde beim Gericht in Kindberg die Klage gegen ihn erhoben, und er wurde in der Tat zu einer Strafe von — fünf Gulden verurteilt.

Infolge dieser Ereignisse entstand eine Leere um den Dichter, zu dem nur noch eine Handvoll Intimer und Getreuer hielt, an ihrer Spitze Robert Hamerling, wiewohl er ein Jahr vorher an den Bergpredigten getadelt hatte, daß ihr Autor seine „Gedanken manchmal nicht in Zucht zu halten vermöchte, so daß sie gerne ein bißchen wirr durcheinander laufen[1]." An die wertvolle öffentliche Meinung hätte er vergebens appelliert. „Die Pietät und Liebe," sagte sein edler Freund in einem Briefe an Brandstetter, „auf die er bei seinen Landsleuten ein Recht hatte, fehlten sichtlich der Mehrzahl unter ihnen[2]." In Graz war das Zentrum der Feindseligkeiten die Universität; Professoren und Studenten hatten schon lange die Sarkasmen dieses Autodidakten übel vermerkt, dem doch von ihnen zuerst Unrecht getan worden war[3]. Die Wiener Kreise waren ihrerseits wiederum nicht geneigt, dem Provinzler zu verzeihen, der sich unterfangen hatte, sie wegen ihrer Frivolität, ihrer Übertreibungssucht und ihres unnatürlichen Lebens abzukanzeln[4].

Rosegger legte beim Gericht in Leoben Berufung gegen das Urteil von Kindberg ein und dieses entschied zu seinen Gunsten. Damit trat beinahe plötzlich Windstille ein. Der Sturm hatte vier Monate gedauert[5].

---

[1]) Erinnerungen an Rob. Hamerling, S. 79—80.

[2]) Brief vom 26. Oktober 1885.

[3]) Brief von Hausegger an Brandstetter, 1887. Heimgarten, Januar 1900, S. 278.

[4]) Bergpredigt, S. 146.

[5]) Man kann seinen Verlauf in dem Briefwechsel zwischen Rosegger und Hamerling verfolgen.

Gegen Weihnachten 1885 erschien bei Leykam eine neue Sammlung von Erzählungen und Schwänken im Dialekt, „Stoansteirisch“, während das „Geschichtenbuch des Wanderers“ in zwei Bänden bei Hartleben ausgegeben wurde. Den zweiten Band hätte auch Hans Malser zeichnen dürfen.

Die schmerzliche Erfahrung des vergangenen Sommers mußte Spuren in Roseggers Dichtungen hinterlassen. Um Ruhe und Gleichgewicht wiederzuerlangen, mußte er seine Erregung in Kunstwerke umwandeln und sich so nach Goethes großem Vorbild „befreien“. Er tat es im Rahmen einer historischen Erzählung, nach dem Muster von Konrad Ferdinand Meyer oder Prosper Merimée. Sie erschien unter dem Namen „Christvesper“[1]) im März- und Aprilheft 1886 des Heimgarten.

In einer Handelsstadt, Idunburg, die das Prag oder Nürnberg des XV. Jahrhunderts sein könnte, stehen in uralten Zeiten Christen und Juden im Kampfe. Die Söhne Israels haben den Handel und die größten Reichtümer an sich gerissen; als Hausierer, Wechsler und Krämer haben diese geduldigen, fleißigen und ausdauernden Eroberer die stolzesten „Patrizier“ in ihre Hand bekommen. Wucher hat die in ehrbareren Geschäften begründeten Vermögen vergrößert. Im Laufe der Zeit haben sich bei den Christen Zorn und Neid in Empörung und Haß gewandelt. Sie haben zwar weiter bei den schlauen Verleihern geliehen, die sie nach und nach aus ihren prächtigen Wohnungen vertrieben haben, aber sie haben den abscheulichen Lügen Glauben geschenkt, die ihren Rachedurst nähren. Ein großes Blutbad, eine unerbittliche blutige „Vesper“, ist nach der Arbeit frommer Agitatoren die Strafe, die den „Schändern christlicher Heiligtümer“ für ihre unerträglichen Gebräuche zukommt. „Ja, Freunde,“ ruft ein Greis, dessen Reden den „Bergpredigten“ Roseggers zum Verwechseln ähnlich sehen, „wir wollen die Juden erschlagen, aber nicht weil sie Brunnen vergiften und Christenkinder töten, Hostien schänden, das ist ja alles nur erstunken . . . Nicht weil sie unseres Stammes nicht sind und unseres Glaubens nicht . . . Nein! Wir wollen die Juden erschlagen, weil sie

[1]) In der Sammlung „Höhenfeuer“, S. 175 ff.

das Geld haben, weil sie unsere Schuldbriefe bergen in ihren eisernen Kisten . . ." Diese unzeitgemäße Rede übt keinerlei Wirkung auf die von Mordlust besessenen Hirne. Zur selben Zeit planen die Juden in ihrem Ghetto ebenso hinterlistige Angriffe auf die Christen. Bald läßt sich der so lange unter der Asche glimmende Haß nicht mehr dämpfen.

Eines Abends ertönt die Sturmglocke und beide Parteien stürzen aufeinander, um sich in heißem, blutgierigem Kampfe zu vernichten. Als der Morgen graut, ist vom stolzen Idunburg nichts mehr übrig, als rauchende Trümmer und Leichenhaufen, zwischen denen die Überlebenden herumirrten. „Eine Zeit tiefen Elends zog heran und brütete ein Jahrhundert lang über der Stadt und ihren Herzen."

Im September 1886 feierte Rosegger mit seinen Mitarbeitern den zehnjährigen Bestand des Heimgarten. In einem aus diesem Anlaß geschriebenen Artikel verglich Rosegger, nicht ohne berechtigten Stolz, die vollbrachte Arbeit mit dem zu Beginn vorgezeichneten Programm[1]).

Im Januarheft 1887 begann er die Veröffentlichung eines sozialen Romans, der in gewissem Sinne das Gegenstück zu den „Schriften des Waldschulmeisters" sein sollte, wie es der „Gottsucher" und genau genommen auch „Das ewige Licht" sind. Der „Waldschulmeister" schilderte Entstehung und Wachstum, der „Gottsucher" den tragischen Untergang einer Gemeinde, „Jakob der Letzte" erzählt in erschütternder Weise eine Episode vom absterbenden Bauerntum. Die Gemeinde, die der nährende Boden Jahrhunderte lang im natürlichen Gefühl der Zusammengehörigkeit fest beisammenhielt und der er eine unendliche Dauer zu verheißen schien, zerstreut sich von dem Tage an, wo dieses Gefühl der Dankbarkeit und des Vertrauens sich schwächt und erlischt. Das vielfache Leben der Gesamtheit wurde greifbar und zu Herzen gehend im Schicksal eines einzelnen dargestellt[2]).

Als Rosegger dieses Buch schrieb, schwebte ihm das Schicksal seiner Heimatgemeinde vor. Altenmoos besteht wie Alpel aus einzelnen zerstreuten Gehöften, die mitten im ungestörten Frieden großer Waldungen gelegen sind. Ein Spekulant hat

---

[1]) Heimgarten, September 1886, S. 947.

[2]) Mit zweifellos größerer Kraft hat Emile Zola einige Jahre später im Zyklus „Drei Städte" einen ähnlichen Stoff behandelt.

sein Auge auf dieses Gebiet als Unterhändler zwischen den Bauern und den Aristokraten oder Plutokraten geworfen. Sein Agent ließ sich mit Säcken voller Banknoten im Ort nieder und verkörpert den Versucher, dem aus Habgier und Blindheit ein Einwohner nach dem anderen verfällt, weil sie der von den fernen Städten ausgehenden Bewegung nicht Widerstand leisten.

Bloß Jakob Steinreuter, der Herr des Reuthofes, hält Stand, er läßt sich von den trügerischen Worten nicht beirren, er ist geduldig, er ist treu, er ist fromm.

Das Unglück, stärker als aller menschliche Wille, prüft ihn und vernichtet ihn. Die Einsamkeit verbreitet sich um sein Haus, sein eigener Herd verliert die teuersten Wesen. Einer seiner Söhne, den er streng, aber gerecht behandelt hat, verschwindet und er hält ihn für tot. Seine Frau kommt unter tragischen Umständen ums Leben; sein ältester Sohn muß unter die Soldaten und fällt auf dem Felde der Ehre. Die Einheit des Buches liegt so in der Geschichte von Jakobs Leben und seinem langen Kampfe. Das Schicksal verbündet sich gegen ihn mit der Arglist und Gewinnsucht der Menschen. Es nützt nichts, daß er mit unermüdlicher Hartnäckigkeit gegen alle und alles die letzten Reste der Gemeinde zurückzuhalten und an sich zu knüpfen bemüht[1]).

Das wachsende Elend, die Ungerechtigkeit der neuen Besitzer von Altenmoos, Vereinsamung und Verzweiflung verhärten ihn, ohne seine Rechtschaffenheit zu besiegen. Die einzige Verteidigung, zu der er sich aufrafft, besteht darin, daß er das Wild schießt, das seine Felder verheert.

Eines Tages leuchtet ihm ein neuer Hoffnungsstrahl. Er bekommt aus Amerika eine Botschaft von dem Flüchtling, an den er gar nicht mehr zu denken wagte. Er glaubte sich allein, nun findet er wieder eine Stütze für seinen Mut und einen Erben für seinen Namen. Er will dem Rufe seines Sohnes folgen, aber nur, um ihn an den Herd seiner Väter zurückzubringen.

---

[1]) Karl Morre hatte die Absicht (die später Franz Weidacher ausführte), dieses tragische Schicksal auf die Bühne zu bringen. Rosegger war selbst zur Erkenntnis gekommen, daß es kein dramatischer Stoff ist. Jakob in seiner Treue handelt nicht, er duldet nur. Heimgarten, Dezember 1888.

Sein Entschluß ist gefaßt. Ganz erfüllt von seinem Plan, spricht er darüber, aufgeregt und schon wie abwesend, mit seinem Knecht, da erblickt er ein Reh, das im Haferfeld grast. Kaum hat er das Gewehr angelegt, da ertappt ihn auch schon der Waldmeister Ladislaus. Zwischen beiden entsteht rasch ein wilder Wortwechsel und Jakob schießt seinen Gegner nieder. Voller Entsetzen über sich selbst sucht er den Tod im grünen See. Jakob, der letzte Bauer von Altenmoos, hat seine Heimat, die er so tapfer, so erfolglos verteidigte, nicht verlassen.

Zugleich mit diesem Roman, in dem Rosegger, wie immer, so viel Eigenes verarbeitet hat, veröffentlichte Robert Hamerling im Heimgarten, auf dringende Bitte seines Freundes, seine Selbstbiographie: „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt[1]).“

III.

Im März 1887 wurde Rosegger eingeladen, vor dem Kronprinzen Rudolf und der Kronprinzessin Stefanie in Abbazia einiges aus „Stoansteirisch“ vorzulesen[2]). In der Villa Angiolina wurde ihm ein herzlicher Empfang zuteil, und dennoch war sein letzter Eindruck der, daß er sagte: „Fürsten müssen ein großes Herz haben, wenn sie bei der Kriecherei und Wohldienerei, die sie zu umgeben pflegt, die Achtung vor den Menschen nicht verlieren sollen[3]).“ Seinem Briefe an Hamerling aus Krieglach, 18. Juni 1887, kann man entnehmen, daß er sich nachträglich auf diese Einladung nicht zuviel zugute tat: „Der Kronprinzenpaarnimbus, der ein paar Wochen lang so herrlich mein Haupt umstrahlt hat, ist verbleicht, seitdem auch der Lustigmacher U... in Abbazia beim Kronprinzen geladen war. Das wird mich aber nicht hindern, fürs Oktoberheft den Tag beim Kronprinzen in zierlichen Worten zu beschreiben. Vor einiger Zeit schrieb mir der Obersthofmeister Graf Bombelles, der damals auch dabei war, und anknüpfend an Abbazia nannte er mich ‚Freund‘. An jenem Tage, als ich diesen Brief beantwortete, stand in der Zeitung die Notiz, daß bei einem Feste in Wien das im Programm stehende ‚Deutsche Lied‘ auf Wunsch des Kronprinzen unter-

[1]) Heimgarten, 1887—1888.
[2]) Mein Weltleben, S. 371—391.
[3]) Ebenda, S. 382.

blieben sei. Diese Nachricht gab meinem höflichen Schreiben an Graf Bombelles eine Schattierung, die jede Aussicht auf einen Orden nachgerade untergraben will[1]."

Im Sommer erschienen „Allerhand Leute" und „Höhenfeuer", zwei Sammlungen von Erzählungen aus dem Heimgarten. Die wichtigste in „Höhenfeuer" war jene „Christvesper", von der wir schon gesprochen haben. Der Inhalt des Buches erinnerte übrigens an die „Dorfsünden", während „Allerhand Leute" eine ganze Reihe von Skizzen zu den „Sonderlingen aus dem Volke der Alpen" hinzufügte.

Eine einigermaßen seltsame und romantische Geschichte ließ Rosegger im Oktoberheft des Heimgarten beginnen, den Roman „Martin, der Mann."

Die Handlung spielt in der Gegenwart, in einem kleinen deutschen Fürstentum. Durch die Herrschsucht und Ausschweifung des Herrschers ist die revolutionäre Propaganda aufs höchste gestiegen und endet mit der Ermordung des Fürsten. Ein junges Mädchen, die Nichte des Verstorbenen, wird zur Regierung berufen, wozu sie weder ihre Erziehung noch ihre Neigungen vorbereitet haben. Ungern verläßt sie die ländliche Hauptstadt, in der sie ihre Kindheit verlebte; sie liebt Einfachheit und Gerechtigkeit, sie liebt das Volk und will sich bemühen, ihre edlen Grundsätze zu seinem Wohle anzuwenden.

Von Anfang an hütet sie sich, mit der Vergangenheit zu brechen; eine einfache Bäuerin war ihre Jugendfreundin, mit ihr wechselt sie Briefe und erbittet ihren Rat; unter ihrem Dach ruht sie von ihren Mühen aus. Nun tritt die Frage an sie heran, sich einen Gatten zu wählen. Sie will keinen Prinzen, den nicht ihr Herz erkor; sie will ihre Hand nur dem Manne reichen, den sie zugleich achten und lieben kann, und achten kann sie nur den, der sie beherrscht. Bei Gelegenheit eines abenteuerlichen Ausfluges in einen sonst wenig begangenen Wald, trifft sie den ihr bestimmten Mann. Mit einigen Holzknechten rodet er die Umgebung seines einsamen Hauses aus. Sein Antlitz ist so edel, seine Haltung so voll angeborener Vornehmheit, daß er die Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Von diesem Augenblick an erfüllt eine heiße,

---

[1]) Heimgarten, 1902, S. 866.

alle anderen Gefühle ausschließende Liebe die Prinzessin Juliana. Durch einen günstigen Zufall — ein ausbrechendes Gewitter — wird sie genötigt, diesen Mann um Obdach für einige Stunden zu bitten und verläßt ihn nicht, ohne ihm ihren Rang und ihre Liebe gestanden zu haben. Martin verschmäht es aber, der gehorsame Gatte einer Fürstin zu sein. Seine Gattin muß sich an seinem eigenen Herd niederlassen. Juliana zögert nicht, ihrem Bräutigam Titel und Thron zu opfern, sie dankt ab und will an Martins Werk der Urbarmachung teilnehmen. Indes ist er gar nicht der einfache Forstmann, für den er sich ausgibt. Er gehörte jener geheimen Gesellschaft an, die den Herzog stürzte. Mehr noch, er war es, der als junger Student ihn getötet hat. Als entschlossener Mann, den eine Unklarheit beschämen würde, kann er sich nicht enthalten, Juliana an ihrem Hochzeitsmorgen sein ungestraft gebliebenes Verbrechen zu gestehen. Das edle, schwärmerische Wesen scheut nun vor der ihr unmöglich gewordenen Verbindung zurück und gibt sich vor den Augen des Erwählten selbst den Tod[1]).

---

[1]) In einem Briefe an den Übersetzer dieses Buches aus Graz, 12. November 1889, hat sich Rosegger selbst über „Martin der Mann" so interessant geäußert, daß wir uns nicht enthalten können, einige Stellen daraus hier mitzuteilen. Es war damals die Hochflut der naturalistischen Bewegung, mit der unser Dichter so wenig einverstanden war. Da schrieb er dem Wiener Kritiker:

„Ich bin auch Realist, meine aber, daß der Idealismus in der Literatur stets eine große Mission hatte und haben wird. Wir Menschen sind sehr elend auf Erden, wenn wir uns gegenseitig hetzen und hassen, so machen wir uns die Hölle. Wir Menschen sind sehr arm auf Erden, die realen Güter sind unzulänglich, wenn wir die idealen mutwillig verwerfen, dann sind wir Bettler. Aber bei wem betteln? Der hochherzige Idealismus bankerott und der Naturalismus gibt Stein statt Brot.

In meinem idealistischen „Martin der Mann" bin ich mir bewußt, unserer Richtung vor den Kopf zu stoßen. Heute nur Nationalismus, der stellenweise bis zum Byzantinismus sich steigert, und meine Geschichte spricht von Demokratie und Republik! Ein mutiger Republikaner befreit sein Volk zweimal von absolutistischen Fürsten: den ersten schießt er vom Thron, den zweiten heiratet er herab! Ist das nicht barock? Und gar, daß die junge Fürstin einen Landmann heiraten will! Ist das denn unmöglich? Sagt man nicht, daß die Liebe alles kann? — Leser des „Martin" fragen naiv: Wann, wo ist das geschehen? Ich glaube, daß die Geschichte in diesem Jahrhundert geschehen sein könnte. Es steckt der Geist der Revolution in

Die Anziehung eines einfachen Mannes aus dem Volke, der durch seinen Verstand und sein Streben über seinen Stand hinausragt und dadurch ein hochgestelltes, warmfühlendes Weib gewinnt, dieser Stoff ist, in halb ländliche, halb bürgerliche Kreise versetzt, auch von George Sand in dem sanft realistischen „Müller von Angibault“ dargestellt worden.

Außer einer Vorleserreise durch Norddeutschland und Sachsen, vom 22. Januar bis zum 7. Februar[1]), waren die Buchausgabe von „Jakob der Letzte“, für die Rosegger auf den freundschaftlichen Rat Hamerlings[2]) die erste Fassung im Heimgarten umgearbeitet hatte, und die Aufführung einer dramatischen Bluette in steirischem Dialekt[3]) in Graz — bei Gelegenheit eines Besuches des Kronprinzen — die einzig erwähnenswerten Ereignisse des Jahres 1888.

Eine Reihe von Trauerfällen sollte ihm das folgende Jahr schmerzlich einprägen.

Am 30. Januar 1889 verbreitete sich in Graz die Nachricht vom Drama in Meyerling. Man erfuhr, daß der Kronprinz Rudolf auf der Jagd verunglückt sei. Rosegger hatte die Hoffnungen des österreichischen Volkes auf den ritterlichen, aufgeklärten, liberalen Prinzen geteilt. Als sich die Nachricht

---

ihr. Künstlerisch hat der „Martin“ große Fehler. Ich habe anfangs viele Kombinationen gemacht, relativ ist die ausgearbeitete für den engen Rahmen einer Erzählung noch die beste. Inhaltlich, gedanklich wird sie, denke ich, doch einigen Wert haben, und so wollen wir sehen, was die Kritik spricht. Wenn sie spricht. In Wien pflege ich mit dem leidigen Buchhändlerschimmel oder mit kurzen Notizen abgetan zu werden. Eingehende, Vorzüge und Fehler objektiv wägende Besprechungen, haben meine Werke in Wien nur wenige erfahren. Es gibt Kritiker, welche die guten Bücher ignorieren, die mißlungenen aber sofort aufgreifen, um sie öffentlich hinzurichten.“

Der Empfänger dieses Briefes veröffentlichte denn auch im „Neuen Wiener Tagblatt“ ein kleines Feuilleton über den Roman, dessen „eingehende und freimütige Kritik“ der Dichter am 15. November 1889 mit den Worten quittierte: „Ich gebe Ihnen in den meisten Fällen recht, und dort, wo ich vielleicht doch einmal anderer Meinung wäre, geziemt es mir, dem Verfasser, nicht, darüber zu rechten.“

[1]) Brief an Hamerling vom 19. Januar 1888.

[2]) Persönliche Erinnerungen an Rob. Hamerling, S. 147. Die Episode vom Kirschenessen war in der ersten Fassung (Heimgarten, März 1887, S. 409) viel kühner.

[3]) „Verliabte Leut’“, a Komödistück aus n Woldlond. Stoansteirisch, S. 1 ff.

bestätigte, eilte er nach Wien, um seine sterbliche Hülle noch einmal zu grüßen. Das geheimnisvoll tragische Ende des Kronprinzen erschütterte ihn um so mehr, als er ja zuletzt Gelegenheit gehabt hatte, ihn näher kennen zu lernen[1]).

Am 13. Juli schloß nach langem, geduldig und ergeben ertragenem Leiden Robert Hamerling im Stiftinghaus, seinem einfachen Landhaus, eine halbe Stunde von Graz, die Augen für immer. Außer seiner alten Mutter hatte noch Clothilde Gstirner, seine Freundin seit dreißig Jahren, die Minona seiner Gedichte, an seinem Bette gewacht[2]).

Rosegger war dem Dichter des „Ahasver in Rom" in treuester, unerschütterlicher Freundschaft zugetan gewesen. Es wäre schwer zu sagen, ob mehr aus Achtung und Dankbarkeit für den Menschen, oder mehr aus Bewunderung für den Künstler und Dichter. Man muß die Briefe lesen, die beide Freunde in den Jahren von 1868—1889 wechselten, um zu beurteilen, mit welcher Hingebung der Jüngere sich bemühte, das Selbstvertrauen des so zarten, so reizbaren Älteren zu stärken, der seine bescheidenen Anfänge gefördert hatte; mit welcher Rücksicht und Ehrerbietung er ihm begegnete; mit welcher Sorgfalt er Übelwollen und Unverständnis der oberflächlichen Kritik beschönigte, und welchen Wert dagegen Hamerling auf die ehrlichen Urteile Roseggers legte; wie achtsam er ihn durch weise Ratschläge vor manchem Fehler behütete und wie treu sie in Stunden der Prüfung einander beistanden.

Noch ganz neuerdings (Heimgarten Februar 1909) hat Rosegger in dem Aufsatze: „Robert Hamerling mein Lehrer" sein Verhältnis zu dem vielumstrittenen Freunde in abschließenden Worten also zusammengefaßt: „Robert Hamerling ist nun seit 20 Jahren tot, doch in mir lebt er noch persönlich. Ich habe gesagt, daß er mein Lehrer gewesen, das bezieht sich nicht so sehr auf den literarischen Einfluß, den er auf mich genommen. Wohl hat er mir auch literarisch manchen wertvollen Wink gegeben, in der persönlichen Anlage aber mich nie zu beeinflussen gesucht. ‚Ich würde ja vielleicht

---

[1]) Mein Weltleben, S. 387 ff.

[2]) Die Erinnerungen dieser vortrefflichen, vornehmen Frau sind nach ihrem Tode 1906 im Heimgarten erschienen.

manches anders machen, als Sie es tun,‘ sagte er einmal. ‚Aber ich bin nicht Sie und Sie sind nicht ich. Sie sind für sich selbst einer.‘ Ich habe von ihm Geduld im Leiden gelernt. Ferner habe ich von ihm gelernt, aber nicht vollkommen gelernt, wie der Dichter sich zum Publikum zu verhalten hat. Seine Prophezeiung wegen des ‚Aprilwetters‘ (in der Gunst des Publikums) hat sich bei mir bisher nur teilweise bewährt. Aber ich merke mir sie für alle Fälle.“

Am 10. November 1889 starb vor der Zeit, eben fünfzig Jahre alt, aber nicht unerwartet, Ludwig Anzengruber. In seinen letzten Jahren hatte tiefe Verstimmung sein Gemüt beherrscht. Zum Kummer privater Natur kamen noch Enttäuschungen und Kränkungen, die ihm die Zustände im Theaterleben bereiteten, und als sie sich zu seinen Gunsten wandelten, war es schon zu spät. Stand Hamerlings, von der Philosophie der Antike erzogene Seele solchen Prüfungen mit stoischem Gleichmut gegenüber, so bewirkten sie bei Anzengruber einen tiefen Pessimismus, aus dem er auch in seinen Dichtungen (zumal in den Erzählungen) kein Hehl machte. In den Jahren von 1870 bis 1880 hatten Rosegger und Anzengruber häufig miteinander verkehrt, später sich seltener gesehen, weil Rosegger das lärmende und aufregende Wiener Getriebe seltener aufsuchen mochte. Seine Liebe aber zum alten Kampfgenossen und die Bewunderung seiner Dramen hatte sich nie verringert. Er versäumte keine Gelegenheit, für Anzengruber einzutreten, sei es für den „Pfarrer von Kirchfeld“[1]) oder für den „Meineidbauer“ oder für das „Vierte Gebot[2]).“

Aus den ersten, so brüderlich warmen und liebevollen Briefen Anzengrubers an Rosegger tritt klar zutage, daß er das beste seiner literarischen Erfahrung in den Dienst des Neulings von anno 1869 gestellt hatte. Die Schriften des steirischen Erzählers las er aufmerksam und kritisch. Mitunter schrieb er ihm ganze Abhandlungen über ein neues Werk, oder auch nur über eine Gestalt darin, zuweilen grobianisch tuend, aber immer herzlich und jovial. Später kam über ihn das fieber-

---

[1]) Zum Beispiel im Magazin für Literatur, 1884.

[2]) Heimgarten, Juni 1906, S. 696, und Juli 1909, S. 780. Siehe auch Allerlei Menschliches, S. 412.

hafte Wesen eines Mannes, der sich nicht mehr selbst angehört, von Arbeit überlastet wird. Seine Liebe zu Rosegger wurde auch nur vorübergehend verdunkelt, niemals aber ausgelöscht. Wenige Wochen vor seinem Tode, am 20. September 1889, schrieb er an Rosegger in Beantwortung eines brieflichen „Händedrucks“: „Seien Sie aus tiefstem Herzen heraus für Ihre freundliche Teilnahme bedankt, die ich mit gleichen Gefühlen für alles, was Sie betrifft, erwidere, und erhalten Sie mir dieselbe, sowie ich Ihnen solche allezeit erhalten will und werde.“

Noch in „Heimgärtners Tagebuch“ kommt Rosegger auf den Freund zu sprechen, um gegen das Urteil eines „rabiaten Literaturästheten“ zu polemisieren, der da sagte: „Anzengrubers Bauern sind in Wirklichkeit unmöglich, sind keine Bauern, sind nur Anzengruberseelen in Lederhosen.“ Rosegger antwortet darauf: „Anzengruber hatte eine kritische, modern gebildete Seele, und diese gab seinen künstlerisch tadellosen Bauerngestalten den scharf Anzengruberschen Einschlag — es ist die Reformer-, die Philosophenseele in der Lederhose. Ist das ein Fehler oder ein Vorzug? Keines von beiden. Es ist eine Eigenschaft. Anzengruber hat Dichtergestalten geschaffen, die eine große Wirkung ausüben, erzieherisch anregen, und die obendrein noch von vielen als naturwahr empfunden werden. Das ist nicht bloß der Künstler, das ist die persönliche Seele des Dichters in ihrer Wahrhaftigkeit. Man denke sich einmal z. B. im „Meineidbauer“ die Anzengruberseele weg — bleibt genug übrig, um an sich bestehen zu können? Man denke sich in „Faust“ die Goetheseele weg! — —“ Und Rosegger schließt: „Sind Anzengrubers Bauern in Wirklichkeit möglich? Sind sie allgemein verständlich? — Warum denn nicht? Eben weil die Anzengruberseele, also eine Menschenseele in ihnen steckt.“ Dieses Urteil ergänzt Roseggers Äußerungen über Anzengruber in seinen „Guten Kameraden[1]).“

Als im Sommer 1889 „Martin der Mann“ erschien, beschuldigte die klerikale Presse den Dichter mit Rücksicht auf

[1]) In meiner Besprechung dieses Buches in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1893, S. 249 ff., die Dr. Rudolf Latzke: „Zur Beurteilung Roseggers“, Wien 1904, S. 19, zitiert, wird schon der gleiche Standpunkt vertreten. M. R.

die Mayerlinger Ereignisse im Januar desselben Jahres, ein „Verfechter des Königsmords“ zu sein[1]). Rosegger begnügte sich damit, im Heimgarten die freche Behauptung zu verzeichnen und antwortete darauf nur durch den „Schelm aus den Alpen.“

Mit diesem Buche folgte er jenem Bedürfnisse nach innerem Gleichgewicht, nach Abwechselung, das, wie ein ausgleichender Rhythmus sein Schaffen regelt. „Lachen wollen wir! ruft Ihr mit gerungenen Händen,“ so spricht er im Vorwort zu seinen lieben Lesern, „und wer uns einmal lachen gemacht, dem gehen wir nicht mehr von der Ferse. Die Welt ist so kalt, so überklug, so hart, so ledern, so zum Verschmachten öde! Um ein christlich Almosen flehen wir, um ein warmherziges Lachen!“

So übte der Erzähler noch einmal seine Rechte aus, wie in den „Feierabenden“ und in „Als ich jung noch war.“ Mit derselben unerschöpflich guten Laune erzählt er den „Frevel zu Rodelschwang“ oder die Geschichte der „Sechsunddreißig jungen Nonnen“, oder vom „Franzosenbauer“, eine Episode, die in Kriegszeiten früher so oft vorkam: ein verwundeter Soldat bleibt aus Dankbarkeit in der Familie, die ihn pflegte, hilft bei der Arbeit, verliebt sich in die Tochter und findet im feindlichen Land seine zweite Heimat.

Übrigens hatte Rosegger seine Leser gewarnt: „Aber nicht allzu vertrauensselig sein! Wenn der Schelm es nicht faustdick hinter den Ohren hätte, so wäre er kein Schelm. Er hintergeht Euch, hinter dem Lachen steckt etwas . . . Jedes Blatt dieses Buches hat zwei Seiten . . . Es wäre doch traurig, wenn der Dichter nur mehr einen Lustigmacher abgeben müßte, und es wäre doch lächerlich, wenn es nichts mehr zu lachen gäbe auf dieser Welt.“

Ein Volkserzieher wollte er sein, als er im Herbste die „Bitte an den Klerus“[2]) schrieb, in der er mit Nachdruck forderte, daß beim Religionsunterricht in den Schulen dem Lesen und Erklären der Evangelien mehr Raum gewährt und das eintönige Lernen des Katechismus eingeschränkt werde.

Am 20. Juni 1890 starb der in der Steiermark sehr ge-

---

[1]) Kreuzzeitung in Berlin, Vaterland in Wien; Heimgarten, Juni 1890: „Wie es die klerikale Presse gegen mich treibt.“

[2]) Allerlei Menschliches, S. 75 ff.

achtete Dichter Gottfried von Leitner[1]), bald nach der Feier seines neunzigsten Geburtstages, ein alter Josephiner und aufgewachsen in den großen Traditionen der Goethezeit. In den Jahren von 1875 und 1885 ließ sich Rosegger gerne von ihm, wie früher von Anastasius Grün, die Ereignisse aus dem Beginn des Jahrhunderts erzählen, wie zum Beispiel den Einzug der Franzosen in Graz, oder die späteren Zustände unter der reaktionären Herrschaft Metternichs und während der 48er Revolution.

Das Jahr 1890 sollte für Rosegger doppelt denkwürdig sein. Er wurde zum letzten Male Vater[2]) und brachte sein einziges Theaterstück auf die Bretter[3]).

Das Stück war ein Volksschauspiel in vier Aufzügen in Prosa und einem Prolog in Versen und wurde am 8. November 1890 im Parktheater in Graz zum ersten Male unter dem Titel „Am Tage des Gerichts" aufgeführt. Es hätte auch die „Verzeihung" heißen können.

Zum Inhalt hatte Rosegger einen jener tragischen Konflikte gewählt, die so plötzlich und schrecklich zwischen Wilderer und Förster entstehen, und die auch er schon in seinen Erzählungen öfter behandelt hatte. Genauer gesagt: er nützte die Situation aus, die aus einem dieser unerbittlichen Zweikämpfe entsteht. Ihn inspirierte die Idee des gewaltigen Gegensatzes, der die Menge zu fesseln und jenen Instinkt der Großmut zu wecken vermochte, der in ihr ebenso schlummert wie der Instinkt der Grausamkeit.

Im ersten Akte stellt die Bühne einen verwilderten Hoch-

---

[1]) 1800—1890. Gedichte 1825, Herbstblumen 1870, Novellen und Gedichte 1880. Vgl. Gute Kameraden, S. 187 ff.

[2]) Martha, das jüngste Kind Roseggers, wurde am 23. August 1890 geboren; am 20. Juni 1883 war die Tochter Gretl zur Welt gekommen.

[3]) Man kann die kleinen Stückchen, wie das „Mirakelkreuz", „Verliabte Leut'", und den Einakter im steirischen Dialekt für zwei Personen „Komödianten" (Stoansteirisch, S. 18—41) nicht mitrechnen. Josefine Gallmeyer, die geniale Soubrette, war 1883 in Graz und hatte Rosegger das Versprechen abgenommen, letzteres mit ihr zu wohltätigem Zwecke zu spielen. Die Idee dazu hatte sie ihm selbst geliefert. Eine junge Bäuerin geht nach Wien, ihr Glück zu machen und wird Schauspielerin; das Heimweh treibt sie nach Hause zurück und sie erzählt einem Jugendfreund ihre Wiener Eindrücke. Im Januar 1884 las die Gallmeyer im Wiener Verein der Literaturfreunde das Stückchen vor, wenige Tage darauf ist sie plötzlich gestorben.

wald vor. Auf den Bergspitzen erglüht sachte die Morgensonne. Auf einem vom Sturm gestürzten Baum kauert ein noch junger Mann in steirischer Tracht, der Straßl-Toni. Er spricht mit sich, wie man es tut, wenn man von einem Gedanken verfolgt wird und sich allein glaubt. Dieser Monolog enthält die Exposition des Schauspiels. Sie klärt den Zuschauer über die Not dieses Mannes, der Hauptperson des Stückes, auf, über seine Vergangenheit, über seinen Haß. Einige Gestalten, wie der Pecher und der Ameisler, die nur dazu dienen, den Ort der Handlung zu illustrieren, kommen vorüber, und dann tritt die Person auf, von der man sofort weiß, daß sie mit dem Straßl-Toni zusammenstoßen wird.

Ferdinand, der Oberförster, wird von seiner Frau begleitet. Seine Rede verrät den zornmütigen Despoten. Ohne Sinn für die freudige Stimmung des Augenblicks, denkt er nur daran, die Autorität seines Amtes rücksichts- und erbarmungslos zu wahren.

Als er sich näherte, versteckte sich Toni, aber nicht genug, um dem scharfen Blick des Försters zu entgehen. Dieser ist nicht der Mann danach, ihn zu schonen. Der Wilderer muß sein Gewehr ausliefern oder sterben. Ferdinand legt auf ihn an, wird aber selbst von Tonis Kugel getroffen, und nun stürzen alle armseligen Gestalten, die früher über die Bühne gegangen waren, herein und beschuldigen den Wilderer des Mordes, wogegen er vergebens protestiert.

Der zweite Akt spielt im Gefängnis, am Morgen des Tages, an dem die Gerichtsverhandlung stattfinden soll. Straßl-Toni sitzt mitten unter hartgesottenen Verbrechern, die ganz ohne Scham zeigen, weß Geistes Kind sie sind. Die Sprache des Wilderers aber unterscheidet ihn schon von diesen Menschen, wir lernen ihn besser kennen und unser Mitleid mit ihm wird rege. Wir merken, daß ihn langes und ungerechtes Leiden erbittert hat und kommen zur Überzeugung, daß er nicht ganz verdorben ist.

Beim zweiten Fallen des Vorhanges hat die Handlung äußerlich keinen Schritt vorwärts gemacht, und dennoch kann man nicht sagen, daß sie nicht fortgeschritten wäre, denn wir sind der Lösung des Dramas doch näher gekommen: unsere Meinung von der Hauptperson hat sich geändert, Teilnahme für sie ist in uns erwacht.

Der dritte Akt zeigt eine Straße, rechts eine verfallene Hütte, links ein Kreuz mit einer Kniebank. Leute gehen vorüber, jene Waldmenschen, die Toni erkannt und angehalten haben. Ihnen ist es ein Genuß, in der Stadt gegen ihn Zeugnis abzulegen; sie ziehen über den Unglücklichen los, dessen Verurteilung sie als sicher annehmen.

Eine Frau in Trauer folgt ihnen, und der Zuschauer erkennt in ihr die Förstersfrau Martha, die sich auch in die Stadt begibt, wohin die Richter sie berufen haben. Sie kniet am Kreuze nieder und verrichtet ein Gebet. Aus der Hütte kommt ein Kind, gefolgt von seiner Mutter. Zwischen Martha und dem armen Weib entspinnt sich ein Gespräch. Der Zufall hat die Gattin des Mörders und die Witwe des Ermordeten zusammengeführt. Um unser Mitleid mit jenem zu steigern, läßt der Dichter sein Weib nicht ahnen, mit wem sie spricht, und ganz offen von den guten Eigenschaften und dem Unglück Tonis reden, den sie in ihrer Liebe für unschuldig hält. Aber ihre Worte erwecken auch Marthas tiefes Mitgefühl, und wir ahnen nun schon, daß es zu einer starken Wendung der Handlung führen soll.

Der vierte Akt bringt die Gerichtsverhandlung. Der Richter hat die Zeugen verhört, der Staatsanwalt und der Verteidiger haben gesprochen. Da erscheint Martha. Sie soll bezeugen, daß sie im Angeklagten den Mörder erkennt. Sie zögert. Auf die Frage, ob sie ihn verurteilen würde, schüttelt sie den Kopf. Diese ihre Seelengröße überwindet endlich die Hartnäckigkeit, mit der Toni bisher seine Tat leugnete. Er gesteht den Mord ein, und nun gewinnt man gerade aus seiner ausführlichen Erzählung den vollen Eindruck seiner moralischen Unschuld. Hat er den Förster erschossen, so geschah es in der Notwehr. Marthas Güte wirkt wie ein Wunder, sie hat das Gericht erleuchtet, den Elenden mit der Menschheit versöhnt und ihm den Trost verschafft, daß er, wenn er schon sterben muß, doch noch etwas andres kennen lernte, als Vorwürfe und Verachtung.

Ein schlauer Kritiker bemerkte, das Stück sei nach dem ersten Akte zu Ende, da hier die Katastrophe schon eingetreten sei. Der Kritikus hatte nicht gemerkt, daß das, was er Katastrophe nannte, eigentlich der Anfang des Dramas war, dessen Höhepunkt im vierten Akt in den Worten des Mörders liegt: „Dem

Haß bin ich gestanden, die Liebe wirft mich nieder." Dem rechten Zuhörer hatte schon der letzte Vers des Prologs die höhere Absicht des Dichters enthüllt: „Die heilige Lieb, sie soll die Heldin sein[1])." Wie unvollkommen im übrigen das Werk vom technischen Standpunkt auch war, mit diesem Stück begann die letzte Periode im Schaffen Roseggers, wo der Dichter mehr als je, der moralischen Tat und der sozialen Reform zugeneigt, die Liebe, caritas humani generis — als den mächtigsten Hebel des Fortschrittes ansieht.

---

[1]) Mit seinen Kritikern hat sich Rosegger im Heimgarten, Februarheft 1891, auseinandergesetzt: „Wie es mir als Dramatiker ergangen ist." In einem Briefe an den Übersetzer dieses Buches, der in den Grenzboten, 1891, Bd. 1, S. 90—96, das Schauspiel besprochen hatte, schrieb Rosegger: „In einer Zeitung lese ich, daß ich bereits wieder an einem neuen Werke arbeite. Das ist nicht wahr. Der Erfolg meines „Am Tage des Gerichts" war weit größer, als ich erwartet, und doch haben mich die Erfahrungen entmutigt. Ich bin nicht mehr jung, nicht gesund genug, um mich den Aufregungen, Hoffnungen, Enttäuschungen der Bühnenwelt nachhaltiger auszusetzen. Wenn's aber eine Notwendigkeit meiner Natur ist, noch ein Stück zu schreiben, so werden die Pläne, die in mir gaukeln, sich ja ohnehin nicht abweisen lassen. Ich muß? Ich tu's." (12. Januar 1891.)

IX. Kapitel

Jahre der Meisterschaft

(Von „Am Tage des Gerichts" bis „Lasset uns von Liebe reden")

I.

Das Jahr 1891 fing bei Rosegger mit einem Akt der Pietät an, durch die Ausgabe der „Persönlichen Erinnerungen an Robert Hamerling," die wir schon wiederholt herangezogen haben. Im Frühjahr ließ er unter dem einfachen Titel Gedichte seine hochdeutschen Verse erscheinen. Größtenteils waren sie schon im Bande „Sonntagsruhe" (1883) enthalten, hier erschienen sie in folgenden Gruppen geordnet: Der Heimat, Der Liebe, Der Welt, Dem Himmel. — Der Sommer brachte eine neue Sammlung von Erzählungen, die er nach dem bekannten Steirerlied von Dirnböck (1850): „Hoch vom Dachstein" betitelte.

Im Oktoberheft des Heimgarten begann unter dem Titel „Ein Rebell" sein neuer historischer Roman zu erscheinen, der den Tiroler Aufstand gegen die Franzosen und Bayern im Jahre 1809 behandelte. Eine Reise nach Bozen und ein Abstecher nach Gries hatten ihn wenige Monate zuvor mit der Heldengestalt Peter Mayrs bekannt gemacht, und die Schilderung der Volkserhebung gegen den Eroberer fiel ihm nicht schwer.

Seine Erzählung setzt zu der Zeit ein, wo das Land Tirol dem durch Napoleon errichteten und an seine Politik gebundenen Königreich Bayern verfallen und von den Truppen des neuen Herrn besetzt ist. Die Tiroler lehnen sich gegen diese Verletzung ihres Nationalstolzes auf, sie wollen, wie ihre Vorväter, Österreicher bleiben.

Schauplatz der Handlung ist Brixen, ihr Held Peter

Mayr[1]), der Wirt von der Mahr und Freund Andreas Hofers, des Wirtes vom Passeier, in dem sich energischer als in jedem andern der Geist des Aufruhrs und der Unabhängigkeit verkörpert. Mayrs Wirtshaus ist der Sammelplatz der Männer aus der Umgegend, zwischen seinen vier Wänden wird die geheime Verschwörung beraten. Nur ein Gefühl beherrscht die Männer aller Stände, die über seine Schwelle treten: die als Bauern verkleideten Weltpriester, die Holzhacker, die Wilderer, die Studenten von der Universität, die Mönche, die die Kutte ablegten, um mit den Hirten und Bauern mitzukämpfen.

Von Bozen aus hat ein Aufruf Andreas Hofers durchs ganze Land verkündet, daß die Stunde gekommen sei. Die Sturmglocke tönt in den fernsten Tälern, auf den Höhen brennen Leuchtfeuer. In dem sonst so belebten Haus ist Notburga, Peter Mayrs Weib, mit ihren Kindern allein geblieben und nimmt in der beängstigenden Einsamkeit des weiten Hauses plötzlich wahr, daß ihr Ältester, Hans, ohne ihr Wissen dem Vater von ferne folgte.

Einige Meilen weiter kämpfen schon die aufständischen Schützen Mann gegen Mann mit den feindlichen Truppen und die Bauern lauern hinter Gebüsch und Felsen. Wir schreiten von Gruppe zu Gruppe, erleben eine Episode nach der anderen, als wären wir tatsächlich dabei, aus vielen Einzelzügen setzt sich der Gesamteindruck des heißen Kampftages zusammen, der mit dem Rückzug des Feindes schließt, indes sich die heldenmütigen Aufrührer zur Beratung bei Peter Mayr versammeln. In der Nacht bleibt einer wach: der Mönch Augustin sucht auf dem steilen Schlachtfeld die Sterbenden auf, wir hören ihre Geständnisse, Beichten, Gebete und werden tief erschüttert von dem, was uns Dichterkunst vor das geistige Auge stellt.

Neben diesem ereignisreichen Drama des Volkes spielt sich, eng damit verbunden, das besondere Trauerspiel Peter Mayrs mit seiner Familie als Mittelpunkt ab.

[1]) Peter Mayr ist keine erfundene Gestalt; er gehört der Geschichte ebenso an wie Andreas Hofer. Das Wirtshaus an der Mahr steht noch bei Brixen (vgl. G. Pfenner, Peter Mayr, Wirt an der Mahr, ein Held von Anno 1809; Bozen, Museumsverein). Rosegger widmete den Reinertrag seines Buches dem Komitee zur Errichtung eines Denkmals für Mayr in Bozen. (Heimgarten, Juli 1892, S. 792.)

Sein Sohn Hans ist abgängig. Seit jenem ersten Tage der Erzählung, wo er vom Vater sowohl wegen seines Entweichens, als auch wegen der List zur Irreführung der Bayern getadelt wurde, hat ihn niemand mehr gesehen. Trägt er, wie so viele andere Tirolerbuben, den Kämpfenden Pulver und Blei zu? Und wo? Zu welcher Tollkühnheit hat ihn sein vom Tadel aufgestachelter Ehrgeiz getrieben? Niemand weiß es. Während Mayr ihn bei der Mutter wähnt, erwartet diese voller Vertrauen seine Rückkunft mit dem Vater.

Vom Wirtshaus an der Mahr überblicken wir, wie von einer Warte aus, ganz Tirol. Boten kommen und berichten dem Stellvertreter Andreas Hofers über die Ereignisse in Innsbruck, über den Sieg des Aufruhrs, über die Hoffnung, die die nationale Verteidigung auf die von Wien aus versprochene Hilfe setzt. Aber die freudigen Berichte verwandeln sich in Befürchtungen, und man erfährt endlich, daß der Kaiser auf Kosten des Landes, das sich ihm so kühn bewahren wollte, Frieden geschlossen hat[1]). Diese grausame Preisgebung trotz der bekundeten Tapferkeit hätte die Tiroler zum verzweifelten Verzicht auf jeden weiteren Kampf bewegen können, allein der Feind selbst hinderte sie durch sein anmaßendes Auftreten an solcher Resignation.

Peter Mayr selbst schwankt zwischen dem Groll über die erlittene Enttäuschung und dem schwer unterdrückten Rebellenzorn; er trauert jetzt doppelt: um das verlorene Kind und um das geschändete Vaterland, und flieht ins Hochgebirge vor der Versuchung, seinen Schmerz und seine Auflehnungen laut hinauszuschreien. Die Erhabenheit der Natur beruhigt ihn, ordnet seine Gedanken, erhöht seinen Mut und gibt ihm endlich auch sein Kind zurück.

Rosegger gefiel es, an das Schicksal eines Kindes, sogar auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, die innere Einheit dieses an Vorgängen ganz verschiedenster Art so überreichen Volksepos zu knüpfen. Derselbe Zufall, der Peter Mayr seinen Ältesten zurückbringt, und zwar in einem Zustande, der die Spuren seines jugendlichen Heldentums zeigt, macht auch dem Zwiespalt seines Gemüts ein Ende.

---

[1]) Der Waffenstillstand von Znaim, 12. Juli 1808, bestätigte die Abtretung Tirols an Bayern.

Im Hochgebirge war Peter Zeuge eines entsetzlichen Bergsturzes, sogleich fiel ihm ein, welche Hilfe im Notfall die Natur den Tirolern leisten könnte, um den Fremden den Weg zu versperren. Seitdem er sich auf dringendes Bitten seiner Freunde wieder an die Spitze der Aufständischen stellte, verfolgt ihn dieser Gedanke. Mit Hilfe aller Handwerker, die er versammeln kann, führt er die furchtbare Kriegslist aus, die einem Armeekorps das Leben kostet.

Nach diesem Unglück wird aber die nationale Unterdrückung noch ärger. Die Gewißheit, daß seine Tat unnütz war, der Abscheu vor der Hinterlist, die er, früher der ehrlichste Kämpfer, angewendet hat, lassen Mayr nicht zur Ruhe kommen. Auf seinen Kopf ist ein Preis gesetzt, und er zieht sich wieder ins Gebirge zurück. Ein unglücklicher Zufall führt seine Entdeckung herbei, er wird nach Bozen gebracht und zum Tode verurteilt. Noch aber kann er sich retten: er brauchte nur zu sagen, daß er nichts vom Friedensschluß gewußt hätte; er brauchte nur zu lügen. Doch dazu entschließt er sich nicht und läßt das Urteil an sich vollstrecken.

Zweimal schon hatte Rosegger kleinere Episoden aus diesem großen Stoffkreise behandelt. Kürzlich erst, im „Judas von Tirol" („Geschichtenbuch des Wanderers") hatte er die Geschichte von Andreas Hofers Gefangennahme durch Verrat und seine Hinrichtung in Mantua erzählt.

Von allgemeinerem Gesichtspunkt hatte ihn die historische Novelle immer gelockt. Wir erinnern an die „Christvesper"; im „Höllbart" und schon in den stillen Geschichten: „Aus Wäldern und Bergen" hatte er die Kämpfe aus der Reformationszeit, den Bannfluch und die kirchliche Härte gegen jene Priester und Mönche geschildert, die sich der Kirchentrennung anschließen wollten; in den „Überläufern"[1]) hatte er auch schon Szenen aus den Religionskriegen im Rahmen der Alpentäler gezeichnet.

II.

Im Laufe des Jahres 1892 riß der Tod wieder Lücken in den Freundeskreis Anzengrubers und Roseggers. Emil Vacano starb am 9. Juni und Friedrich Schlögl am

[1]) Allerhand Leute, S. 137 ff.

7. Oktober. Von den Schriftstellern, die sich von 1870 bis 1880 in den Gaststuben des alten Wien[1]) um den gefeierten „Kirchfelder" scharten, verschwanden jene, die Rosegger am meisten liebte, einer nach dem andern.

Im Herbst erschien seine Sammlung „Allerlei Menschliches". Mit Ausnahme dreier Legenden im Stile des Evangeliums, hatte hier der Erzähler dem Moralisten und Essayisten den Platz geräumt. Die einzelnen Teile des Buches bestanden aus Plaudereien des Heimgärtners, Artikeln über sittliche Probleme und soziale Fragen. Zum ersten Male zeigte sich Rosegger vor dem großen Publikum ohne polemische Absicht, bloß als Gewissensrat. Da trat deutlich seine lebendige Teilnahme an allem zutage, was den Fortschritt der Menschheit, die Würde nationalen Lebens betrifft. Die „Bitte an den Klerus", die im Herbste 1890 lebhaften Widerhall gefunden hatte, war auch darin aufgenommen, ebenso ein „Offenes Schreiben an Herrn Henrik Ibsen" über Hedda Gabler[2]).

Im Dezember mußte Roseggers Umgebung die bösen Tage vom Oktober 1879 noch einmal durchleben. Eine ernste Lungenentzündung brachte sein Leben in Gefahr, und eines Abends verbreitete sich in Graz das Gerücht von seinem Tode. Zum Glück war am Weihnachtstage die Krise überstanden, doch litt er noch monatelang an den Folgen der Krankheit. In diesen Prüfungen zeigte er abermals seinen frohgemuten Stoizismus: sie hielten ihn kaum vom Schaffen ab. Die Arbeit war ihm, wie gewöhnlich, eine Ablenkung von seinen körperlichen Leiden, er stellte ihnen die natürliche Tapferkeit entgegen, die seiner Überzeugung nach sogar den Fortschritt der Krankheit hemmt. „In kurzen Augenblicken," schrieb er nicht im Scherz, sondern ganz aufrichtig, „erinnert sich mancher wehmütig an die Zeit seines Krankseins, und er ahnt es, daß sie eigentlich eine Oase gewesen in der Wüste seines Erdendaseins[3])."

---

[1]) Besonders im Gasthaus „Zur Birne".

[2]) Es ist anzunehmen, daß der Heimgärtner, wenn er Gelegenheit gefunden hätte, noch einmal von Ibsen zu sprechen, seine Meinung über den großen Norweger ebenso zu dessen Gunsten geändert hätte, wie er sie zugunsten Tolstois geändert hat. M. N.

[3]) Sünderglöckel, S. 390. Mein Weltleben, S. 239.

In dieser Zeit, in den ersten Monaten von 1893, sammelte er unter dem Titel: „Gute Kameraden" jene Artikel, die er an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten dem Andenken berühmter älterer Freunde gewidmet hatte: Anzengruber, Anastasius Grün, Rudolf Falb, Berthold Auerbach, Franz Stelzhamer[1]) und andere. Er war darin weder Biograph, noch Kritiker, sondern hielt liebenswürdig und dankbar seine Erinnerungen fest, die er nach längerem oder kürzerem, mehr oder weniger intimen Verkehr von den Freunden bewahrt hatte. Überall war ihm der Mensch wichtiger als die Bücher, die er hinterlassen.

Zugleich mit diesem Bande wurde „Ein Rebell" in Buchform unter dem neuen Titel: „Peter Mayr, der Wirt an der Mahr" ausgegeben.

Von der Ausgabe dieser beiden Bücher datiert der Konflikt, der zum Abbruche der Beziehungen Roseggers zu seinem Wiener Verleger führte. Hartleben hatte seit 1880 durch eine kluge Reklame viel dazu beigetragen, die Schriften unseres Dichters weiter zu verbreiten. Ob er nun sein Verdienst zu hoch einschätzte oder nicht, jedenfalls hielt Rosegger die größere Verbreitung seiner Schriften als einen gerechten Grund dafür, eine Änderung seines alten Vertrages mit Hartleben zu fordern. In einem Briefe vom 2. Mai 1893 machte er ihm neue Vorschläge, stieß aber auf Ablehnung. Davon verletzt, fühlte er sich jeder Verpflichtung ledig und trat sofort in Verbindung mit der Firma L. Staackmann in Leipzig, mit der er schon im Monat August einen Vorvertrag abgeschlossen hatte[2]).

In der Zwischenzeit wurde am 31. Juli sein fünfzigster Geburtstag so viel gefeiert, daß er sich der weitreichenden Sympathien bewußt werden konnte, die er genoß. Eine Ge-

---

[1]) Im Jahre 1884 hatte Rosegger bei A. Hartleben Franz Stelzhamers ausgewählte Dichtungen herausgegeben.

[2]) Der Streit mit Hartleben fand erst im Jahre 1898 ein Ende. Zuerst wurde er vors Handelsgericht in Wien, dann vor ein Schiedsgericht gebracht, und endlich durch einen Ausgleich erledigt. Im Januarhefte 1895 des Heimgarten hat Rosegger seine Sache unter dem Titel „Mein Verhältnis zu A. Hartleben" vorgetragen. Die nächste Nummer (Februar 1895) enthält die Antwort von Herrn E. Marx, dem Chef des Hauses Hartleben. Das Heft vom Februar 1898, S. 396—397, berichtet das endgültige Abkommen.

denkschrift[1]) brachte in Vers und Prosa Huldigungen von Dichtern und Freunden: von August Silberstein an bis zu Carmen Sylva, Marie von Ebner-Eschenbach und Ottokar Kernstock. Die alten Zeugen der bescheidenen Anfänge des späten Schülers in Graz: Adalbert Svoboda, Franz Dawidowsky, Rudolf Falb und Sacher-Masoch teilten ihre Erinnerungen mit; sein Mäzen P. von Reininghaus hatte eine Art nationaler Subskription eingeleitet, und kam es auch nicht, wie einige Jahre später, wo die Polen ihren berühmtesten Romancier Sienkiewicz feierten, zur Schenkung eines Landsitzes[2]), so kam doch ein anständiger Beitrag zu Roseggers späteren Erwerb eines Hauses zusammen[3]). Einige Monate darauf veröffentlichte er im Heimgarten einen Rückblick auf sein Leben, Gedanken voll ruhiger Heiterkeit, in denen er sagen durfte, daß ehrgeizige Berechnung nie seine Feder geführt habe; er war sich bewußt, seinem innersten Beruf gefolgt zu sein, als er Schriftsteller wurde.

Der Beginn des Jahres 1894 wurde durch den Tod von Dawidowsky verdüstert, der am 13. Februar starb. Eine neue, unerwartete Polemik lenkte Rosegger bald von seiner Trauer ab.

Auf die banale Rundfrage, ob man Heinrich Heine in Mainz ein Denkmal setzen solle oder nicht, hatte er ausweichend geantwortet und ganz naiv geschrieben: die Frage interessiere ihn nicht, er fühle sich nicht berufen, ein Urteil über den Dichter zu fällen, da er dessen Werke nicht genügend kenne. Seine Aufrichtigkeit wurde übel ausgelegt. Die judenfreundliche Presse faßte sein Geständnis als Feindseligkeit gegen Heine auf, als Mißachtung, als antisemitische Kundgebung. Einige Tage lang tobten die Zeitungen und Rosegger mußte entgegnen. Es geschah in einem Artikel im Aprilheft des Heim-

---

[1]) Gedenkschrift an den 50. Geburtstag des Dichters Peter Rosegger (Graz 1894, Leykam). Das Heft wurde zugunsten des Robert Hamerling-Denkmals im Stadtpark in Graz verkauft.

[2]) Nach dem denkwürdigen Erfolg von Quo vadis?, 1898.

[3]) Infolge dieses Geschenkes zog Rosegger in die Wohnung in der Burggasse, die er seither innehat (Gedenkschrift, S. 9). Andere Huldigungen wurden ihm noch zuteil. Die Schillerstiftung widmete ihm eine Ehrengabe, die er im folgenden Jahre, nach dem Fall Heine, zurückstellte, weil der Berliner Börsenkurier einen heftigen Artikel dagegen geschrieben hatte. (Heimgarten, Januar 1908, S. 297.)

garten. Direkt herausgefordert und schmerzlich berührt, sprach er sich sehr offen über den Dichter des „Atta Troll“ aus und ließ sich in seinem Freimut durch keinerlei Rücksicht behindern; auch nicht durch die Verehrung der hohen Frau, die Heine im Achilleion von Korfu ein Denkmal errichten ließ. Roseggers Antipathie gegen Heine ist aber gewiß nicht Folge eines Rassenvorurteils, sondern der Verschiedenheit ihrer beiden Charaktere. Heines bitterem Weltschmerz konnte der naiv kindliche Sinn des Waldschulmeisters ebensowenig Geschmack abgewinnen, wie die Maßlosigkeit seiner Satire gegen die deutsche Heimat billigen.

Gerade das letzte Buch, das Rosegger im Laufe des Frühjahres 1894 Hartleben übergeben hatte, die „Spaziergänge in der Heimat“ bezeugten abermals seine treue Anhänglichkeit an das Steirerland. Das Werk erinnert an das „Wanderleben“, war aber reicher und eingehender. Der Besucher, den der Dichter geleitet, war kein Fremder mehr, der vorerst durch eine allgemeine Schilderung des Landes orientiert werden müßte, sondern der gute Kamerad, der als Kenner Interesse und Vergnügen an andächtigen Besuchen auf einer in kurzen Etappen kreuz und quer gemachten Reise finden dürfte.

Die Stimmung der „Waldheimat“ erfüllte dagegen den Band, der im Sommer desselben Jahres 1894 bei Staackmann unter dem Titel „Als ich jung noch war“ erschien[1]).

Zuerst erzählte Rosegger von seinen Vorfahren. Dann folgten die reizenden Erzählungen: „Als ich um Hasenöl geschickt wurde“, „Als ich auf den Taschenfeitel wartete“, „Als wir zur Schulprüfung geführt wurden“ und so viele andere. Die zweite Hälfte enthielt eine andere Reihe kleiner Geschichten: die Geschichte vom Gupferl, vom trutzigen Hanele, vom bösen Kaderl, vom fünffachen Schwein usw. Wie der Erzähler im Vorwort sagt, hatte die in weiter Ferne versinkende Jugend ihm noch einen letzten Gruß zugewinkt und ein frisches Sträußlein Erinnerungen geschenkt.

Er hatte es kaum fertig gebunden, als im Heimgarten, im

---

[1]) Zum ersten Male erscheint hier der Name Peter Rosegger, statt P. K. Rosegger, den er von nun an beibehielt. Das Publikum kannte die Bedeutung der beiden Buchstaben nicht und es gab lustige Mißverständnisse; sie schrieben Pater Karl Rosegger, oder sie hielten Kettenfeier für den Familiennamen.

Oktober 1894 eine neue größere Arbeit zu erscheinen begann, „Das ewige Licht". Dieses Werk war mit derselben Feder wie die „Schriften des Waldschulmeisters" geschrieben, nur gibt sich der Dichter hier für den Herausgeber von Erinnerungen oder Bekenntnissen eines Waldpfarrers aus.

Ein des Modernismus beschuldigter Priester wird von seinem Bischof in eine kleine Alpengemeinde versetzt, wo sein unzeitgemäßer Wunsch nach Reformen Gelegenheit zur Abkühlung finden mag. Gottergeben nimmt er die Verbannung nach St. Maria im Torwald an und will nichts anderes mehr, als das Vertrauen und womöglich auch die Liebe der Gemeinde gewinnen, in der er gehorsam sein Leben beenden muß, die Seelen seiner Beichtkinder über die Materie erheben, ihre Gedanken aufs Jenseits richten.

Das Buch erzählt die Geschichte seiner Bemühungen und seiner Mißerfolge, seiner Zweifel und Hoffnungen. Je weiter er fortschreitet, desto mehr Hindernisse findet er. Seine Verbündeten, wie Simon Eschgartner, sterben oder lassen ihn, wie Kornstock, im Stich. Der gute Same, den er auszustreuen glaubte, geht als Unkraut auf. Rolf, sein Lieblingsschüler entfernt sich von ihm, um als Schwärmer, vermeintlich wie die ersten Christen, zu leben. Die große Menge aber wird gleichgültig oder feindselig gegen ihn, und nach und nach wird auch der Torwald von den Übeln der Großstadt erfaßt, zieht Scharen lockerer Städter herbei und hält sie fest; sie tragen ihre Bedürfnisse, ihre Leidenschaften, ihr Fieber in das Tal, wo früher friedliche, patriarchalische Sitten herrschten. Die Freude am Wohlleben, die Sucht nach leichtem Verdienst verbreitet sich wie eine Seuche. Materieller Gewinn ist der Preis für verlorene Unabhängigkeit. Die Gemeinde hört nach und nach auf, sich selbst anzugehören, die Neuangekommenen stechen die Alteingesessenen aus.

Nun, wo die gesicherte Überlieferung erschüttert ist, gibt es keine Ruhe mehr in St. Maria im Torwald. Aus einem Sammelpunkt von Alpinisten und Weltkindern wandelt es sich in eine Industriestadt, nachdem durch einen Zufall die Reichtümer ihres Bodens entdeckt worden sind. Nun verdrängen Schlote und Hochöfen die Kasinos und Hotels. Eingewanderte Arbeiter bevölkern die Fabriken und errichten Arbeiterwohnungen und Kneipen, wo früher Meierhöfe standen.

Traurig und machtlos wird der Pfarrer Zeuge dieses Niederganges. Er legt die Feder aus der Hand, als der Aufruhr das Schloß umtobt, das sich der skrupellose, falsche Baron York, der Urheber aller unseligen Neuerungen bauen ließ. Er selbst stirbt an gebrochenem Herzen, der Tod überrascht ihn eines Nachts, als er mit der Laterne, wie ein verzweifelter Diogenes, die siebenhundert Seelen sucht, die Gott ihm anvertraut hatte und die er trotz aller Aufopferung nicht auf dem richtigen Wege erhalten konnte[1]).

Als Realist macht uns Rosegger im „Ewigen Licht“ zu Zeugen einer Niederlage der Liebe — wobei man fühlt, daß sie von der Liebe überlebt werden wird. Das letzte Wort des Buches lautet daher: „Die Liebe ist das ewige Licht.“

Sicher ist, daß der Dichter sich auch hier in Goethe'scher Art von einem seelischen Drucke dadurch befreite, daß er ihn beschrieb. Wie tief auch sein Optimismus war, so ließen ihn Erlebnisse wie die der Jahre 1885 und 1893 und andere von minder persönlicher Natur in Stunden des Kleinmuts befürchten, daß der Gegensatz zwischen Idealismus und Eigen-

[1]) In einem Artikel der „Revue des deux Mondes“ vom 15. April 1897 über das „Ewige Licht“ schreibt T. von Wyzewa: „Und wenn das Buch nicht beinahe zu gleicher Zeit erschienen wäre, wie „Là-haut“, der schöne Roman aus den Bergen von Edouard Rod, hätten wir den deutschen Dichter im Verdacht gehabt, davon angeregt worden zu sein. So groß ist die Ähnlichkeit beider Schilderungen der Vorboten, Entwicklung und Folgen der gleichen sozialen Krankheit.“ Diese Bemerkung Wyzewas fordert zur Vergleichung der Daten auf.

Roseggers Werk begann im Oktober 1894 im Heimgarten zu erscheinen und hörte im Herbste 1895 auf, in Buchform erschien es im Herbste 1896. „Là-haut“ von E. Rod begann in der „Revue des deux Mondes“ am 15. Oktober 1896, erschien in Buchform 1897. Tatsächlich ist also das Werk des steirischen Dichters um zwei Jahre älter als der französische Roman.

Der verstorbene Edouard Rod steht viel zu hoch, als daß man ihn auch nur einen Augenblick ob dieses Zusammentreffens verdächtigen dürfte. Man kann nur sagen, daß verschiedene Geister zur selben Zeit an verschiedenen Orten vom Ernst derselben sozialen Erscheinung ergriffen wurden, zumal in einer Zeit, wo die gleichen Ursachen in verschiedenen Ländern die gleichen Wirkungen hatten.

Ein anderes Beispiel: Rosegger schrieb seinen „Jakob der Letzte“ im Jahre 1888, René Bazin „La Terre qui meurt“ 1899. Und merkt man nicht auf jeder Seite sowohl Bazins wie Roseggers, die spezifische Originalität eines jeden Dichters, die beide von derselben nationalen Gefahr in ihrem eigenen Lande erschüttert wurden?

nutz, Übelwollen oder Dummheit unüberbrückbar wäre. Die pessimistische Note im „Ewigen Licht" gibt diese Enttäuschung wieder, verzehrt sie aber auch sozusagen. Die Erregung des Dichters hat sich in Schaffenskraft verwandelt und aufgebraucht: sein Gemüt ist entlastet.

Nie war Roseggers literarische Tätigkeit so vielseitig wie zu dieser Zeit. Während der Roman im Heimgarten lief, erschien die vierte Auflage von „Zither und Hackbrett", bedeutend vermehrt und neu geordnet, bei Leykam[1]), und ein Band Novellen und Erzählungen, unter dem Titel: „Der Waldvogel" bei Staackmann.

III.

Der Inhalt dieses Buches entstammt ganz und gar den Anregungen des letzten Sommeraufenthaltes in Alpel-Krieglach. Der „Waldvogel", der die Geschichten dem Dichter ins Ohr tuschelt, ist nichts anderes als diese alt vertraute Stimme.

Am 31. Juli 1896, seinem Geburtstage, sprach die heimatliche Erde ganz besonders eindringlich zu ihm, als sie Lorenz Roßeggers sterbliche Überreste in ihren Schoß aufnahm; — er war zweiundachtzig Jahre alt geworden.

Seitdem Peters jüngerer Bruder Jakob ein kleines Bauerngut in Freßnitz im Mürztal, zwischen Mitterdorf und Krieglach[2]) erworben hatte, wohnte Roseggers Vater mit Vorliebe bei diesem Sohne, wo er in aller Ruhe sein gewohntes Leben führen konnte. Von Zeit zu Zeit kam er auf ein paar Wochen nach Graz, — da gefiel es ihm aber weniger. Seine letzten Jahre waren heiter und glücklich. Um die Welt brauchte er sich nicht zu kümmern, seine Geduld und sein Gleichmut waren dieselben wie früher geblieben, aber seine Frömmigkeit, so inbrünstig sie auch sonst war, verfolgte ihn nicht mehr mit quälenden Vorstellungen. Die Erfolge seines Sohnes,

---

[1]) Die Gedichte sind ihrem Inhalte nach geordnet: Glückliche und unglückliche Liebe; Das Leben und seine Lehren; Das Land und seine Bewohner. Diese Anordnung ist auch in der Ausgabe von 1906, der bisher letzten, beibehalten worden.

[2]) Später übernahm er den Magritzerhof bei Krieglach, am Fuße des Hohen Gölk. Wenige Tage nach dem Vater starb der jüngste Bruder Roseggers, Nikolaus. Ein anderer Zeuge von Roseggers Jugend, Urban Offenluger, ist seit 1891 verschollen.

seinen Wohlstand, seine Auszeichnungen verstand er wohl nicht recht, aber sie machten ihm auch keine Sorgen mehr, wie Peters Anfänge in Graz.

Am Ende desselben Jahres, am 13. Dezember 1896, starb in Leipzig der Verleger Ludwig Staackmann, in dem Rosegger wieder einen verständnisvollen Freund gefunden hatte, wie einst in Gustav Heckenast. Trost in der Trauer fand er durch die Gewißheit, daß der Platz, den dieser Mann von Geist und Herz leer ließ, ohne Interregnum von einem in allen Stücken seiner würdigen Nachfolger eingenommen wurde[1]).

Anläßlich dieses Todesfalles geriet Rosegger in Briefwechsel mit Friedrich Spielhagen, dessen Werke seit langem schon bei Staackmann erschienen waren. Als Rosegger im Februar 1897 nach Berlin kam, machte er die persönliche Bekanntschaft des Verfassers der „Problematischen Naturen"; ihr Briefwechsel dauerte bis zu Spiegelhagens Tode (24. Februar 1911). Einige seiner Briefe teilte Rosegger im „Heimgarten" (Maiheft) mit[2]).

Während zwischen dem Erben Ludwig Staackmanns und dem Dichter[3]) ein neuer Vertrag zustande kam, erschien im Heimgarten, der nun zwei Jahrzehnte alt war, sein neuer Roman „Erdsegen".

Ein Journalist hatte um zwanzigtausend Kronen gewettet, daß er ein ganzes Jahr lang als Bauernknecht auf dem Lande leben werde, dessen Vorzüge und Würde er enthusiastisch gepriesen hatte. Hält er das aus, so muß ihm sein Chef die Summe ausbezahlen. Jeden Sonntag schreibt er die Eindrücke der Woche für seinen in der Stadt zurückgebliebenen Freund nieder, und diese gesammelten Sonntagsbriefe aus dem Adamshof im Almgai machen das Buch „Erdsegen" aus.

Der Bauer, in dessen Dienst der Journalist Hans Trautendorffer tritt, ist von allen Seiten vom Unglück verfolgt. Er ist kränklich und gerade jetzt, wo ihm die Hilfe seiner

[1]) Alfred Staackmann ist derzeit Chef der Verlagshandlung.

[2]) Heimgarten, Juni 1897: „Noch einmal bei den Berlinern." Während des Winters 1896 war er auch bei einer Vorlesung in Abbazia, Carmen Sylva, der Königin von Rumänien, vorgestellt worden.

[3]) Im Januar 1898 kaufte Alfred Staackmann Roseggers Bücher von Hartleben auf und wurde nun Alleinbesitzer seiner Werke.

14*

Söhne am nötigsten wäre, ist sein ältester bei den Soldaten und wird vor Heimweh beinahe fahnenflüchtig; der zweite wurde beim Wildern vom Forstgehilfen in die Hand geschossen, so daß auch er arbeitsunfähig wurde; der jüngste geht noch in die Schule. Die Tochter Barbel hilft der Mutter; sie ist die einzige Heitere im kleinen Kreise, voller Vertrauen und Hoffnung, der Liebling aller. Seit einiger Zeit aber merkt man eine Änderung in ihrer guten Laune, sie ist traurig und verträumt.

Der neue Knecht wird mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen. Man staunt über seine geringen Ansprüche und sein fremdartiges Aussehen. Bald hat er die ganze Familie durch den tapferen Eifer gewonnen, mit dem er sich jeder Arbeit unterzieht; ist er auch anfänglich ungeschickt, so bringt er mit Verstand und gutem Willen schließlich alles fertig.

Aber Rocherls, des angeschossenen Sohnes Aufregung nimmt ebenso zu, wie Barbels Schwermut! Da erfährt Hans Trautendorffer durch Zufall ihr Geheimnis. Den Schullehrer des Dorfes hat er zum Geständnis gebracht, daß er sie verführte und daß sie ein Kind von ihm unter dem Herzen trägt. Kurze Zeit danach weiß es das ganze Haus, nur Vater Adam nicht, warum Barbel nicht mehr lustig ist. Die Tage vergehen, der zaudernde Verführer muß sich endlich erklären und Vater Adam stirbt auf der Stelle, als er unvorbereitet erfährt, wie es um seine Tochter steht. In der darauffolgenden Verwirrung, und da auch der älteste Sohn noch nicht daheim ist, wird Hans das Haupt der Familie, mit der er Freud und Leid geteilt hat. Er besorgt die Feldarbeiten, die in einem mächtigen Unwetter Schaden gelitten haben; gibt sich Mühe, den Lehrer zur Einhaltung seines Barbel gegebenen Versprechens zu verhalten, kann aber dessen Herzlosigkeit um so weniger überwinden, als das am Tage von Adams Tod geborene Kind nicht am Leben blieb. Im Grunde waren die jungen Leute nur durch eine flüchtige Lust, nicht durch echte Liebe miteinander verbunden. Hingegen war sie vom ersten Tage an zwischen Hans und Barbel, beiden unbewußt, aufgesprossen und in so vielen gemeinsamen Erlebnissen still gewachsen. Als es sich nun herausstellt, daß der Lehrer seine Pflicht nicht tun will, steht der Hochzeit des „Knechts" mit dem Mädchen, das nun ihr helles Lachen wiedergefunden hat,

nichts im Wege. Ein glücklicher Zufall hat auch Rocherls Hand geheilt, und auch der Soldat Valentin ist frei geworden. Nun eröffnet sich für die durch die gemeinsame Arbeit an der nährenden Erde vereinte Familie eine Zeit des Gedeihens. Hans hält seine Anwesenheit nicht mehr für nötig und gründet mit Barbel einen eigenen Herd, allerdings nicht als Bauer, denn er hat gerade durch seine Sonntagsbriefe seinen literarischen Beruf erwiesen.

Für Rosegger ist in diesem Buche ohne Zweifel die Tendenz: Lob des Landlebens, Hauptsache; da aber die Schilderung des Bauerntums allein doch nicht genügend Interesse geboten hätte, so wählte er die Form der vertraulichen Briefe; so konnten sich das romanhafte und das sittliche Element ineinander verflechten, ohne daß eines von beiden vorherrschte und sie sich gegenseitig störten.

Mit dem „Erdsegen" ist der Dichter der „Waldheimat" dem Dichter der „Auferstehung" am nächsten gekommen[1]). Es ist das christlichste Buch, das er schrieb. In mancher Beziehung ist es auch autobiographisch, denn Vater Adam weist zahlreiche Züge von Lorenz Roßegger auf; die Unglücksfälle, die die Familie in dem Jahr treffen, das wir mit Trautendorffer miterleben, erinnern sehr an die Vorgänge im Kluppeneggerhof.

---

[1]) Ebenso deutlich ist es, daß er ein Gegenstück zu Emile Zolas 1897 erschienenen „Erde" liefern wollte. (Man darf auch wohl als wahrscheinlich annehmen, daß bei der Erfindung des „Erdsegen" Anregungen aus der deutschen Literatur mitwirkten. 1891 machte Paul Göhres Schrift: „Drei Monate Fabrikarbeiter" großes Aufsehen. Roseggers Journalist Trautendorffer will am eigenen Leibe versuchen, wie es in Wahrheit um das vielumstrittene Bauerntum steht; genau so wie Göhre anstatt wie alle anderen, aus papierenen Berichten das Fabrikleben zu beurteilen, sich kurz entschlossen selbst in die blaue Bluse warf und die harte Probezeit wagte. Auch Trautendorffer macht eine harte Zeit durch, bis er die bäuerische Knechtesarbeit erlernt, sein persönliches Experiment will vielfach die Dekadenz der Städter ironisieren. Paul Göhres berühmter Versuch hat noch andere Nachahmung gefunden. Der Schriftsteller Kurt Aram hat als Zwischendeckspassagier eine Reise nach New York, und mit dem Minimum von Kapital, das die Einwanderungskomission fordert, gemacht, um zu erproben, was es heißt, als Auswanderer Arbeit suchen. Was er dabei alles erlitt, erzählte er in der vielgelesenen Flugschrift: „Mit 100 Mark nach Amerika". Berlin 1912. M. N.).

Im Sommer 1897 gab Rosegger ein Buch heraus: „Mein Weltleben“, in dem er seine Selbstbiographie ohne Schleier darstellte, ausdrückliche Bekenntnisse bot, obwohl nicht in solchem Zusammenhang, wie man nach dem Titel erwarten mochte.

In den „Idyllen“ (Sommer 1898) mit dem Untertitel „Aus einer untergehenden Welt“ wandte der Erzähler seine Blicke wieder einmal in die Vergangenheit, doch nicht in seine persönliche, sondern in die seines Stammes; es reizte ihn, den klaffenden Unterschied der sozialen Zustände in der Zeit seiner eigenen Jugend, die er schon geschildert, und der des „Ewigen Lichts“ darzustellen. Er war gerade dabei, die lustigsten Geschichten aus „Als ich jung noch war“ und „Waldvogel“ für sein neues Buch „Waldjugend, den jungen Leuten von 15 bis 70 Jahren gewidmet“, auszuwählen — als ihn das tragische Ende der Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf am 10. September 1898 wieder furchtbar erschütterte.

Als Rosegger anfangs 1899 mehrere Wochen lang durch ein Brustleiden ans Zimmer gefesselt blieb, fiel ihm zum ersten Male ein, das Problem des Glaubens mit systematischer Konsequenz, rein rationalistisch und voraussetzungslos zu durchdenken.

In vier Tagen las er in einem Zuge die vier Evangelien in der deutschen Übersetzung von Dr. Leander von Eß mit neuem starkem Eindruck durch. Zu seiner Familie sprach er davon wie von einer Offenbarung, seine Verzückung glich der La Fontaines, als er jeden Menschen, der ihm in den Weg kam, fragte: „Haben Sie schon Baruch (Spinoza) gelesen?“

Damals schrieb Rosegger auf einem Sitz den Artikel: „Wie ich mir die Persönlichkeit Jesu denke“, der im Maiheft des „Heimgarten“ erscheinen sollte. In seiner Begeisterung hatte er aber die Rechnung ohne die Zensur gemacht. Der Grazer Zensor war kein Schüler von David Strauß oder Ernst Renan und ordnete die Konfiskation des ganzen Heftes mit dem ketzerischen Artikel an. Aber Harden's „Zukunft“ druckte ihn (13. Mai 1899) ab und sicherte ihm in Deutschland jene Publizität, die ihm in Österreich entzogen war, bis der Artikel in einem neuen Buche Roseggers „Mein

Himmelreich" Aufnahme fand und damit der Zensurgewalt entzogen war[1]).

Um dieselbe Zeit veröffentlichte Rosegger im Heimgarten einen Artikel „Die Heilandskirche" (Mai 1899), und als er am 2. Januar 1900 in zweiundsiebzig deutschen und Schweizer Blättern einen Aufruf veröffentlichte, um die protestantische Welt auf die Lage ihrer Glaubensgenossen im Mürztal aufmerksam zu machen, so hatte er das geschriebene Wort zur Tat gemacht. Gering an Zahl, verstreut und ohne Hilfsquellen hatten die Evangelischen im Mürztal kein Gotteshaus und konnten keine eigene Pfarrgemeinde bilden. Der Dichter sprach nun die Bitte aus, eine Sammlung für den Bau einer evangelischen Kirche in Mürzzuschlag zu veranstalten. Schon am 17. Juni 1899 war soviel Geld eingelaufen, daß der Grundstein der Heilandskirche auf einem Hügel des Städtchens gelegt werden konnte; schon am 18. November konnte man sie einweihen[2]).

Roseggers moralischer Kredit allein könnte diesen Erfolg seines Aufrufs nicht erklären; man muß noch die Unterstützung hinzurechnen, die er durch jene halb religiöse, halb politische Bewegung erhielt, welche gerade damals durch Österreich ging: die „Los von Rom-Bewegung!" Ein hervorragender Historiker der religiösen Ideen im XIX. Jahrhundert hat sie als den heftigsten Angriff auf den österreichischen Katholizismus seit dem dreißigjährigen Krieg bezeichnet[3]).

Die Bewegung begann in Nordböhmen, wo sie seit 1898 schnell an Ausdehnung gewann. In wenigen Monaten hatte sie den Übertritt von mehreren tausend Katholiken zur Folge. In Steiermark war der deutsche Nationalismus nach Roseggers eigenen Worten eine Grundursache des antirömischen Feldzuges[4]). Die Feinde des Deutschtums, Slaven und Italiener, gehören der katholischen Religion an; um sich besser gegen

---

1) Nach § 17 des österreichischen Preßgesetzes vom 17. Dezember 1862 unterliegen Schriften von mehr als fünf Bogen nicht mehr der Zensur.

2) Pfarrer Adolf Kappus: „Rosegger und die Kirche der Waldheimat" (Festschrift des Gustav-Adolf-Vereins). Vgl. Heimgarten, Januar 1901, S. 272.

3) Georges Goyau, Revue des deux Mondes, 15. März 1903. L'Allemagne en Autriche; un épisode d'histoire religieuse (1898—1902).

4) „Soll man übertreten?" Heimgarten, Juni 1899, S. 663.

sie zu wappnen und die Interessen der protestantischen Deutschen in Österreich besser zu vertreten, trat man aus der römischen Kirche aus und bewirkte so eine Art von Identifizierung der Religion mit der Nationalität, die Agitation vermischte sich mit antiklerikalen Bestrebungen. In der Tat hatte der katholische Klerus Österreichs, der in seiner großen Majorität und aus taktischen Gründen slavischer Herkunft ist, bei vielen Zusammenstößen gegen das Deutschtum im Laufe der letzten Jahre zugunsten der slavischen Bestrebungen Partei ergriffen. Die Abneigung der Deutschliberalen gegen den Katholizismus selbst, von dem sie schon ihre philosophischen Überzeugungen trennten, erschien in vielen Fällen als die natürliche Folge des Widerwillens gegen die Repräsentanten der Kirche, von denen ihnen so manche Beleidigung zugefügt wurde.

Man kann nicht behaupten, daß Rosegger parteiisch gehandelt hätte. Wie klar er auch die tiefliegenden Ursachen der Agitation erkannte, die sie der Kirche gefährlich machten, und mit welcher Entschiedenheit er sie verkündete, so trat er doch nicht persönlich der Bewegung bei[1]), so ungeduldig es auch schon von mancher Seite verkündet wurde. In allen seinen Schriften und Taten, den Aufruf zum Bau der Mürzzuschlager Kirche inbegriffen, hat er nie aufgehört, zur Versöhnung, zur Einigkeit der Bekenntnisse zu mahnen.

Die Grundmauern der Heilandskirche begannen sich zu erheben, als „Mein Himmelreich" erschien.

In einem kurzen Vorwort stellte Rosegger das Buch als „allmählich, unter verschiedenen Lebensaltern, Erfahrungen und Stimmungen" entstanden vor. Nichtsdestoweniger hatte es seine Einheit, es sollte das Glaubensbekenntnis, seine innersten, bleibenden religiösen Gedanken aussprechen. Er wollte keiner anderen Sache dienen, als dem „Gottesfrieden in der Menschheit".

Das wichtigste Kapitel heißt „Ich glaube". Der Dichter ging darin die einzelnen Sätze des katholischen Credo durch und stellte bei jedem den Sinn und das Maß seines Glaubens fest.

---

[1]) Seine Kinder dagegen haben es einstimmig getan. Seit 1900 werden alle religiösen Feierlichkeiten der Familie Rosegger in der evangelischen Kirche von Mürzzuschlag vorgenommen.

Zwischen einem Aufsatz über die Los von Rom-Bewegung und über das Bibellesen fand der kürzlich beanstandete Artikel über die Persönlichkeit Jesu Christi seinen Platz. In gewissem Sinne wurde der Zensor, der ein Jahr vorher seinen Heimgarten konfiszieren ließ, Roseggers Mitarbeiter: er hat ihn nämlich dazu veranlaßt, die verbotene Sache ausführlicher zu behandeln, ohne ihn wäre „Mein Himmelreich“ vielleicht niemals entstanden.

Im Januarheft 1901 des „Heimgarten“ begann ein neuer Roman, dessen Titel: „Weltgift“ schon auf den ersten Blick seine Tendenz verrät.

Er bildet ein Gegenstück zu „Erdsegen“ und enthält die Geschichte eines Mannes, den das Leben in der Natur nicht mehr regenerieren kann. Der Journalist Hans Trautendorffer hatte freiwillig die Stadt verlassen und liebte schon im voraus die Probe, die er mit ungebrochener Willens- und Tatkraft bestand. Adrian Häusler dagegen, der Held im „Weltgift“, ist krank und verdorben: ihn hat eine häßliche Tat zum Entschlusse geführt, die Fäden abzureißen, die ihn an seine Heimat banden, zufällig, ungewollt, fällt seine Wahl auf den Landsitz Finkenstein, und dieser Sohn eines zynischen, herzlosen Großindustriellen bleibt hier derselbe Mensch, der er in der luxuriösen und verderbten Luft war. Anstatt die Bewirtschaftung seines großen Gutes selbst zu besorgen, überläßt er sie seinem betrügerischen Verwalter. Ein Unwetter, das Finkenstein mit Wirbelwind und Überschwemmung heimsucht, deckt seinen Ruin auf.

Nun scheint sich ihm eine neue und entscheidende Gelegenheit zu bieten, in unmittelbaren Verkehr mit der Natur zu treten, sich dem Gesetz der Arbeit zu fügen, die Vergangenheit völlig abzuschütteln. Aber seine Willenskraft ist schwächer, als je zuvor. Der junge Begleiter, den er sich aus der väterlichen Fabrik mitgenommen hat — dieser Saberl, an den ihn die einzige Zuneigung fesselt, deren er fähig ist, und in dem er wohl sein natürliches Kind zu erkennen scheint — will ihn in den Sesam-Hof bringen, wo er Freunde hat und wo es ihm möglich scheint, von neuem zu beginnen. Allein, auch diese Hoffnung ist eitel. Das Gift, das Adrian Häusler verzehrt, sitzt schon zu tief, dagegen hilft kein Gegengift. Aus Verzweiflung über den eigenen Müßiggang mitten unter

Arbeitenden, wird er irrsinnig und stirbt im Krankenhaus der Großstadt, wohin er zurückgekehrt.

Das Laster ausführlich zu schildern, wie es dieses Buch erforderte, fand Rosegger nicht sehr anziehend, man möchte sagen, daß er diese Aufgabe lieber seinem alten Mitarbeiter im Heimgarten, Hans Malser überlassen hätte.

Der folgende Novellenband, der im Kontrast zum vorhergehenden Buche „Sonnenschein" genannt wurde, erschien im Sommer 1901 und bewies wieder unzweifelhaft seine Herkunft vom Dichter der „Waldheimat". „Die irdische Wahrheit," schrieb er im Vorwort, „ist ernst genug, aber sie verträgt es recht gut, vom Sonnenschein der Poesie beleuchtet zu werden, ohne daß sie unwahr wird. Die Welt ist reich an Niedertracht, und sie ist reich an Größe und Schönheit." Die strahlende Heiterkeit dieses Buches hatte ihren Grund in der Freude und im Stolze auf eine soziale Tat, die dem Verfasser gerade gelungen war.

Rosegger vollbrachte nach und nach selbst das Werk, das er seinem Waldschulmeister Andreas Erdmann zugeschrieben hatte. Nachdem er die Kirche in Mürzzuschlag errichtet hatte, wollte er in seiner Heimatgemeinde eine Schule bauen und trug Sorge dafür, daß in beiden das „Wort des Lebens" in seinem eigenen, seit Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn verkündeten Sinne gelehrt werde.

Im Novemberheft 1901 des Heimgarten teilte er seinen Lesern mit, welches Geschenk er Alpel zu machen gedenke. „Ein passender Bauplatz ist gefunden, ziemlich im Mittelpunkte der Gemeinde, auf sonniger Matte, am Waldrand, bei den frischen Wassern des Tales." Dort sollte der feste, freundliche Bau, der Michel Patterer fehlte, durch die Großmut von Roseggers Freunden und Anhängern errichtet werden.

Es dauerte aber bis zum 5. Mai 1902, ehe der Grundstein feierlich gelegt werden konnte, von da ab ging es rasch vorwärts, und am 28. September desselben Jahres vereinigte das Fest der Einweihung die bewegten Freunde[1]).

Die meisten derselben hatten sich im Jahre 1900 auf Anstiften des idealgesinnten Wirtes „Zur Post" Toni Schruf,

[1]) Heimgarten, 31. Juli 1903, S. 62 (zum 60. Geburtstag).

zu einem Verein zur Förderung allgemeinen Wohles zusammengetan. Da sie sich zur Aufgabe stellten, Roseggers Pläne zu verwirklichen, sollte er an die Spitze ihrer Gesellschaft treten. Erst auf seine dringenden Bitten änderten sie, um auch jeden Schein von persönlicher Wohldienerei zu meiden, im Jahre 1903 den Namen „Roseggergesellschaft“ in „Waldheimatgesellschaft“ um.

Gerade in dieser Zeit, wo Rosegger die höchsten Ziele seiner Tätigkeit erreichen sollte, starben nacheinander in hohen Jahren die Männer, die ihm in seiner Jugend geholfen hatten.

Am 19. Mai 1902, wenige Tage nach der Grundsteinlegung der Waldschule in Alpel, starb Adalbert Svoboda in München; 1901 waren ihm Peter von Reininghaus und August Silberstein vorangegangen, und sehr bald folgten ihm Rudolf Falb und Ignatz Orthofer.

Im Oktober 1902 erschienen im Heimgarten die ersten Abschnitte eines Buches „Leben, die frohe Botschaft eines armen Sünders.“ Ein Verurteilter, dessen Begnadigung beim Herrscher beantragt wurde, schreibt, um seine Seelenangst zu betäuben, im Kerker das Leben Jesu Christi nieder. Weil man ihm das Evangelium, um das er inständig bittet, verweigerte, rafft er die Erinnerungen aus seiner gläubigen Kindheit zusammen und schreibt die wunderbare Geschichte, nicht, wie etwas Vergangenes, sondern als ob er die Ereignisse von einer sich vor seinen Augen abrollenden Leinwand abläse.

In dieser Erzählung folgt Rosegger nicht der Vulgata, sondern vereinfacht sie, vermenschlicht sie, filtriert sie, wenn man so sagen darf, durch den Sinn eines einfachen Mannes. Das Milieu ist so lebensvoll charakterisiert, daß wir die Menschen wie neben uns sehen. Man sieht der Arbeit in der Werkstatt des Zimmermannes Joseph zu, man hört die Verbreitung der Gerüchte, die zum bethlehemitischen Kindermord und zur Flucht nach Ägypten führen. Später folgt man der Wirkung von Jesu Predigten, als sich Anhänger um ihn scharen. Besonders entrollen sich schnell und ergreifend die letzten Szenen: vom feierlichen Einzug in Jerusalem bis zur Kreuzigung.

Vor dem Realismus des Erzählers schmilzt das Wunder-

bare dahin. Man wohnt den Wundertaten bei, und sie erscheinen glaubwürdig, weil ihre Wirkung auf die Gläubigen mächtig geschildert wird. Man sieht, wie sie in der Phantasie der Menge aus den tiefsinnigen Symbolen heraus entstehen, mit welchen die Reden Christi verschwenderisch ausgestattet sind. Man sieht, wie die Menge alle Handlungen und Bewegungen des neuen Messias sich nach ihren eigenen Hoffnungen deutet.

Die Gefahr einer solchen Übertragung des Evangeliums war aber, daß sie den Stoff auf seine greifbarsten Elemente zurückführte und ihn jedes Geheimnisses fast ganz entkleidete, das ihn bei Markus oder Lukas so anziehend macht. An Stelle der mystischen tritt nur die effektvolle dramatische Erregung. Das übernatürliche Göttliche wird nicht, wie bei Renan, durch Poesie ersetzt; bei Rosegger spricht eben immer der Verurteilte.

Dagegen ist das Wunder auf seine menschliche Bedeutung zurückgeführt, der volle Wert der Reden Jesu hell beleuchtet, die Umgebung, in der erscheint und handelt, so wirksam und plastisch dargestellt, daß seine Predigt an Rundung gewinnt. Seine Lehre erfüllt das Buch und geht uns zu Herzen.

Einzelne Episoden aus dem Leben Christi hatte Rosegger schon öfters behandelt, ganz frei und doch auch mit frommer Kennerschaft. „Gerne sinne ich über der heiligen Urkund,“ so beginnt die erste Legende in „Allerlei Menschliches“. „Und dort, wo die Botschaft zur Mythe geworden, spinnt meine Seele der Dichtung Fäden an und lebt selig träumend die Zeiten wieder, da der Himmel sich wob über das Geheimnis der Krippe und des Kreuzes.“

Aber die Erzählung des zum Tode verurteilten Ferleitner hatte doch der Dichter von „Mein Himmelreich“ geschrieben, sie aus dem eigenen Gemüt herausgeholt, ohne Exegese und ein einfaches, wahrhaftiges Glaubensbekenntnis geschaffen. Er war der festen Überzeugung, daß die Menschheit heute mehr als je eines Heilands bedarf, eines solchen freilich, der sie versieht. Durch sein einzig und allein aus christlicher Gesinnung entstandenes Buch, wollte er die „christliche Lebensenergie“ heben und die Annäherung der christlichen Kirchen in der Liebe fördern. Indem er die Gestalt Christi zugänglicher schilderte, wollte er ihn dem liebevollen Verständnis der größt-

möglichen Anzahl von Menschen näherbringen und dartun, daß mehr als die Furcht Gottes die Freude in Gott gilt[1]).

Am 31. Juli 1903 strömten dem Hause in Krieglach noch mehr Huldigungen zu als am selben Tage vor zehn Jahren. Die denkwürdigste war die Verleihung des Ehrendoktorates der ehrwürdigen Universität Heidelberg, und keine andere Huldigung hatte ihn „mit so freudigem Stolze erfüllt", wie diese. „Ein Mann, der sein Leben lang nie eine Schule regelmäßig besuchen konnte, der auch nicht ein einziges offizielles Examen abzulegen je in der Lage war, der den Mangel eines geordneten Wissens oft schwer empfunden hat, der das in der Jugend Versäumte nie mehr nachzuholen vermochte, dieser Mann wird plötzlich Doktor der leuchtendsten deutschen Universität. Das ist märchenhaft. — Eine harte Schule habe ich zwar durchgemacht, eine strenge Prüfung vielleicht zur Not bestanden — die des Lebens. Die Wahrheit habe ich immer gesucht, dem Guten und Schönen nach meinen geringen Kräften zugetrachtet, das, was ich für wahr und recht hielt, freimütig ausgesprochen, begangene und erkannte Irrtümer möglichst berichtigt. Ist daraufhin die akademische Würde mir verliehen worden, so darf ich sie annehmen. Sie soll mich stolz, nicht hoffärtig machen, sie soll mich ermutigen und stärken in der Arbeit, die mir zu leisten etwa noch gegönnt ist. — Mein Verlangen wäre nun, Altheidelberg, die Feine, zu sehen und in unserer geliebten Ruperto-Carolina Vorlesungen hören zu können. Nach der Promovierung Student zu werden, das müßte ja auch gehen. Einstweilen trachte ich im Leben und Wirken dem hohen Geiste dieser Universität gerecht zu werden und zeichne, hochgeehrte Herren, in treuer Dankbarkeit als Ihr Dr. Peter Rosegger. Krieglach, am 22. August 1903."

Dies der Wortlaut seines tiefempfundenen Dankbriefes an die Heidelberger Universität[2]).

---

[1]) „Ein Nachwort zu meinem Jesubuche" im Heimgarten, März 1905, S. 418. Das Buch erschien 1905 unter dem Titel: „J. N. R. J. Frohe Botschaft eines armen Sünders". Im „Türmer", Februar 1906, veröffentlichte Rosegger einen Artikel: „Mein Wildpfad zu Gott", worin er noch einmal die Grundlagen seiner religiösen Überzeugung darstellte und erklärte, daß er von nun an nicht mehr über Glaubenssachen sprechen werde.

[2]) Die gleiche Ehrung erwies zehn Jahre später die philosophische Fakultät der Wiener Universität unserem Dichter, indem sie in ihrer

Im Laufe desselben Sommers erschien das „Sünderglöckel", eine Sammlung von Aufsätzen über soziale Moral, wie die früheren Sammlungen „Sonntagsruhe" und „Bergpredigten". In den „Wildlingen" (Sommer 1905) und in „Nixnutzig Volk" (Sommer 1906) finden wir wieder den Verfasser von „Sonderlinge aus dem Volke der Alpen", den Schilderer der Älpler mit den rauhen Sitten, dem einfachen, guten Herzen.

Mit rührender, und man möchte sagen: noch mehr Treue als je nahm Rosegger an den Interessen und Erlebnissen seiner Landsleute teil. Die Kirche von St. Kathrein, an die sich ihm so schöne Erinnerungen knüpften, wurde am 14. Juli 1904 zum großen Teil vom Feuer zerstört. Im Augustheft des Heimgarten, — aber diesmal nur dort allein — wiederholte er den Aufruf, den er seinerzeit für die Heilandskirche erlassen hatte.

Dagegen führte ihn seine alte Neigung, seine persönlichsten Empfindungen mit dem Leser zu teilen, dazu, vom Januar 1906 an eine neue Rubrik im Heimgarten zu eröffnen. Die administrative Leitung des Blattes hatte er schon am 15. März abgegeben. In dieser neuen Rubrik schuf er sich eine „Tribüne" und schrieb einmal kürzer, einmal breiter seine Gedanken über alles nieder, was ihn daheim oder in der Öffentlichkeit anregte. Sein Tagebuch sollte keine täglichen Aufschreibungen bieten, sondern nur den Rahmen für seine Einfälle bilden [1]).

Sitzung vom 11. Juni 1913 seine Ernennung zum Doctor honoris causa beantragte. — Am 14. März d. J. ist dem Dichter vom Kaiser von Österreich das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen worden.

[1]) Das geschah im Jahre 1906, die Rubrik hieß: „Das Tagebuch des Heimgärtners". Während seiner Lehr- und Schulzeit hatte Rosegger auch schon Tagebuch geführt. In dem Brief an Hamerling vom 20. März 1887 erzählt er, daß er die Blätter der Jahre 1865—1866 wieder gelesen habe; dieses vertrauliche Tagebuch führte er später noch fort. „Aufgemerkt wird alles und in die Mappe gelegt. Vielleicht kommt einmal jemand, der es einem anderen Geschlecht erzählt, mit welch' sonderbaren Dingen mancher Mensch ganz mit sich allein fertig zu werden hat" (Heimgarten, Oktober 1906, S. 57). Das Tagebuch des Heimgärtners findet sich schon in einigen Heften des Jahres 1903 und 1904, jetzt sind alle diese Aufzeichnungen in dem stattlichen und sehr anziehenden Band „Heimgärtners Tagebuch" (1912) vereinigt. — Eine kurze Zeit wurde der Heimgarten vom Chef des Hauses Leykam geleitet; im September 1910 ging die Zeitschrift in die Hände von Roseggers zweitem Sohn, Hans Ludwig, über.

In den „Försterbuben“, die im Oktoberheft 1906 im Heimgarten begannen, griff Rosegger noch einmal zur Dorfgeschichte zurück, gab aber seinem neuen Werk die Ausdehnung eines Romanes.

Er hatte sich neuerdings vorgenommen, seine Leser durch ein rein menschliches Drama ohne jeden moralischen oder sozialen Lehrzweck zu unterhalten.

Personen der Handlung sind wenig, der Schauplatz eine Alpengemeinde. Der verwitwete Förster Rufmann hat zwei Söhne. Friedel, der ältere, lebt und arbeitet mit ihm, ein sorgloser Mensch, ausdauernd in der Arbeit, aber auch ebenso vergnügungssüchtig; der zweite Sohn Elias ist sein gerades Gegenteil; er bereitet sich zum Priesterstand vor, ist ebenso nachdenklich und opferfreudig, wie sein Bruder leichtfertig.

Elias ist angeblich krank und soll nun einige Ferialmonate im Vaterhause zubringen. Später erfahren wir, daß seine Krankheit nur ein Vorwand war. Er hatte befürchtet, daß die theologischen Spitzfindigkeiten seinen Glauben gefährden könnten. In der großen Natur findet er sich aber bald wieder.

Des alten Försters Freund ist der Wirt Michel, ein Idealist wie er selbst. Die Musik ist ihre einzige Leidenschaft, einer begleitet den andern beim Gesange der schönen alten Volkslieder. Die beiden Männer unterhalten sich oft über ihre Lebenserfahrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen. Michel hat nur ein Kind, Helenerl. Als kein Zweifel mehr sein kann, daß Friedel sie vor allen andern Mädchen auszeichnet und daß sie ihn auch liebt, freuen sich die beiden Väter sehr. Aber Friedel wird immer liederlicher, und Elias fördert unwissentlich durch seine allzu nachsichtige brüderliche Liebe seinen Leichtsinn. Mit großer Kunst versetzt uns der Dichter in Spannung wegen der Unbedachtsamkeit des heißblütigen jungen Mannes.

Nun trifft es sich, daß bei Michel ein Fremder, namens Böhme, für ein paar Wochen einkehrt, bis er eine Fußwanderung durchs Hochgebirge antritt. An seiner Lebensweise erkennt man den reichen, gebildeten Mann, und außerdem ist er ein Original, das den frommen Elias in guter, philosophischer Aufklärungssucht bekehren will und nicht wenig damit aufregt. Mehr als einmal ärgert sich der geistliche Seminarist über den Fremden; einmal soll er gesagt haben:

„Der Mensch wäre ein Unglück, und der Herrgott sollt' ihn fortnehmen aus dieser Welt.“

An dem Tage, an dem Böhme fort will, begleiten ihn die beiden Försterbuben als freiwillige Führer bis auf den Paß, von wo er allein weiter wandern will. Aber kaum sind sie wieder daheim, so verbreitet sich die Nachricht, daß der Fremde an derselben Stelle, wo er sich von seinen Begleitern trennte, ermordet aufgefunden wurde. Der Verdacht fällt auf Friedels Haupt und verdichtet sich im Laufe des Verhörs beinahe zur Gewißheit.

Rufmann hat in seiner grenzenlosen Verzweiflung seinen Freund Michel, der ihm zu helfen und ihn zu überwachen herbeigeeilt war, eben bewogen, ihn aus Mitleid den Tod in der stürmischen Ache suchen zu lassen; kaum aber ist das geschehen, kommt aus der Hauptstadt, wohin Elias und Friedel in Ketten gebracht worden waren, die Nachricht, daß die Försterbuben unschuldig sind. Den wahren Schuldigen, einen Wilderer, hatte ein Zufall entdeckt, und er hat auch die Tat eingestanden.

Im Herbst 1907 gab Rosegger eine Sammlung „Volksreden über Fragen und Klagen, Zagen und Wagen der Zeit“[1]) heraus, die mit den „Bergpredigten“ aus dem Jahre 1885 bis auf die agressive Munterkeit verglichen werden können. „Wenn er in den Reichsrat gewählt worden wäre,“ sagte er halb im Ernst, halb im Scherz in der Vorrede, „hätte der Verfasser Reden mit ungefähr diesem Inhalt gehalten[2]).“

Tatsächlich stammten die Teile des Buches aus dem Heimgarten und hatten lange nicht alle den Charakter von Reden, noch gehörten die behandelten Fragen in die Reihe der vors Parlament gehörigen. Von einem Plan zur Reform der katholischen Kirche kam man zur Reform der Kleidung, von der Erziehung der Mädchen zur ästhetischen Erziehung des Volkes. Das Charakteristischste war die Rolle, die sich der Dichter selbst zugeteilt hatte, der Einfluß, den er mit Recht auf die soziale Umwandlung des Volkes zu haben glaubt, dessen Überlieferung und Kleidung er geschildert, das er zur

---

[1]) Berlin 1908, E. Kantorowicz.

[2]) Die Möglichkeit, in den Reichsrat gewählt zu werden, hat Rosegger noch einmal im Frühjahr 1910 beschäftigt (siehe Tagebuch).

Kenntnis seiner selbst gebracht, das er sittlich erheben wollte, indem er es unterhielt und belehrte.

Im Sommer 1908 gab die Steiermark ihrer Verehrung Roseggers neuerlich Ausdruck, als am 21. Juni in Kapfenberg im Mürztal der Waldschulmeisterbrunnen aufgestellt wurde; wie die „Waldlilie" im Grazer Stadtpark, ist auch dieses Denkmal ein Werk des Bildhauers Hans Brandstetter[1]).

Auf einem Felsen sitzt der Waldschulmeister mit den idealisierten Gesichtszügen des Dichters, neben ihm steht ein junges Reh, das mit dem erhobenen Kopfe seiner Rede zu lauschen scheint. Auf dem Sockel steht einfach und unpersönlich: „Dem Dichter des Waldes." Zu Füßen des Denkmals ergießt sich Wasser in ein großes, schönes Becken. Waldige Berge, überragt von den Ruinen von Stubenberg, bilden den malerischen Hintergrund des originellen Werkes.

Klare Heiterkeit voll entzückter Dankbarkeit, das Glück der Ruhe und der Vollendung in einer liebevollen Umgebung, angesichts der geliebten Berge, der anmutige Verkehr mit den Enkeln, die dem Greise den Schein einer „dritten Jugend" gewähren, alle diese Glücksgefühle spiegeln sich im sonnigen Bande „Alpensommer", der im Herbst 1909 erschien.

Im Jahre 1909 war Roseggers Geist wieder öffentlichen Angelegenheiten zugewendet. Im März und April hatte er in Pola die Aufregung der österreichisch-serbischen Krise mitgemacht, als er schon am 1. Mai einen „Aufruf zu einer großen, gegenseitigen Nationalspende für deutsche Schulen an den Sprachgrenzen" schrieb, die der deutsche Sprachverein sofort nicht nur in Österreich, sondern auch im ganzen deutschen Reich verbreitete[2]).

Es war ein Alarmruf des Patrioten wegen des Zurückdrängens des Deutschtums in Österreich. In Böhmen, Mähren, Schlesien, in Südtirol, Kärnten und Unter-Steiermark, überall sind die Deutschen zurückgedrängt, so hieß es schon in den „Volksreden". Ortschaften, Städte selbst, die vor zwanzig

---

[1]) Vgl. Festschrift zur Enthüllung des Waldschulmeister-Brunnens von Kapfenberg. Graz 1908, Leykam. Diese Broschüre wurde zugunsten der Waldschule in Alpel verkauft.

[2]) Heimgarten, Juli 1909, S. 796.

Jahren noch völlig deutsch waren, gehören jetzt anderen Volksgruppen oder sind zum mindesten von Slawen und Italienern halb erobert. Prag und Laibach sind für die Deutschen verloren, Brünn steht in Gefahr, es zu werden. Städte wie Wien, Klagenfurt, Innsbruck, Bozen weisen von Jahr zu Jahr wachsende Fremdenkolonien auf, die immer lauter behördlichen Schutz für ihre Sprache fordern. Die Verdrängung der einen Nationalität durch die andere, geht schneller vor sich, als man glauben möchte.

In seinem „Aufruf zu einer großen, gegenseitigen Nationalspende für die deutschen Schulen an den Sprachgrenzen" mit dem geflügelten Titel: „Zweitausend Kronen gleich zwei Millionen" erklärte er:

„Jeder Deutsche in Österreich, und auch unsere treuen Brüder im Reiche bangen um unser gefährdetes Deutschtum. Man ist überzeugt von der Notwendigkeit einer großen Abwehr, und Gottlob, viele sind auch bereit, Opfer zu bringen. Wenn sich nun eintausend wohlhabende Deutsche finden, von welchen sich jeder verpflichtete, jetzt für unsere nationale Sache zweitausend Kronen zuzusagen und wirklich zu spenden, sobald der Tausendste sich gezeichnet hat! Für den Fall, als innerhalb einer gewissen Zeit auf diese Art nicht zwei Millionen Kronen zusammenkommen sollten, wäre für keinen die Zusage bindend . . .

„Mich leitet der Gedanke, daß der einzelne selbst für den besten Zweck zweitausend Kronen schwer, ungern, ja gar nicht gibt, wenn dasselbe Opfer nicht auch so viele andere bringen und wenn nicht damit was Bedeutendes geleistet ist; daß er aber freudig mittut bei einer Riesenspende, an der die Besten des Volkes sich beteiligen und die ein für jetzt und die Zukunft segensreiches Ergebnis verspricht . . . Aber ich sehe eine Menge Leute die Köpfe schütteln, und das ist mir gerade recht. Je zweifelnder sie den Vorschlag ansehen, je munterer können sie zeichnen in der Hoffnung, daß es ohnehin nicht dazu kommt. Tausend solcher Pessimisten brauch ich, und die zwei Millionen sind gesichert."

Im Februar 1910 waren die zwei Millionen schon gezeichnet.

Nicht nur der Patriot Rosegger, auch der Apostel der Schule durfte sich zu diesem Erfolg seiner Anregung Glück wünschen.

Die Nachricht, daß die Slawen und die Italiener dasselbe wie die Deutschen, nur mit besserem Erfolg versucht hätten, kränkte ihn nicht, sondern erfüllte ihn im Gegenteil mit Freude. Er wußte ja, Wetteifer auf diesem Boden würde früher oder später sich zum allgemeinen Besten, zu einer Wohltat für alle Menschen wenden.

In solcher Stimmung befand sich der Dichter, als er im Herbste 1909 seinen Band Novellen „Lasset uns von Liebe reden" veröffentlichte. In einem Vorwort in Versen stellt er sie als sein literarisches Testament, als das letzte seiner Werke hin.

Ob Rosegger darin den Opfermut der Dienstmagd Afel schildert, mit dem sie in einem Anfall heroischen Wahnes ihr Leben für die Gesundheit ihrer kranken Herrin hingibt, oder die treue, stumme Freundschaft zweier armer, alter Männer, die nebeneinander ihr kümmerliches Leben führen, oder den trotz der Armut auf Liebe gegründeten Hausstand; ob er die Liebe des unglücklichen Vaters feiert, dessen Kind während der langen Überfahrt auf dem Schiffe durch einen unglücklichen Zufall erschlagen wurde, und der nun auf der kleinen Insel im atlantischen Ozean, auf der es begraben wurde, sein Leben beschließt; oder den Bahnwächter, der seinen Posten verläßt, um ein anderes Leben zu retten, oder die glühende Liebe des Kindes, das durch seine heroische Kraft und vertrauenden Willen dem Vater „die verlorene Seele" zurückgibt, — auf allen Seiten dieses bedeutsamen Buches läßt Rosegger alle Formen menschlicher Liebe erstehen, des mächtigen Gesetzes, das die Wurzel seiner Tätigkeit und seines Talentes war.

Zweiter Teil

Roseggers Dichtung und Weltanschauung

I. Kapitel

Natur und Landschaft

Man kann Roseggers innerstes Wesen nur dann verstehen, wenn man sein Verhältnis zur Natur seiner Heimat kennt. Er versenkt sich in sie mit jedem Atemzug seines Lebens; von ihr getrennt, wäre er sicherlich vor Kummer gestorben. In seiner Kindheit und Jugend wurde sein ganzes Gefühlsleben von ihr genährt. Er lernte sie in allen Gestalten, in jeder Jahreszeit, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht kennen. Alles was in ihr lebt, fesselt seine Neugier; er kennt die Gewohnheiten der Haustiere und der fleißigen Insekten. Alles, was sie schmückt, ist ihm von Wert: die duftenden Blumen der Almen ebenso wie die Bäume der uralten Wälder.

Und immer ist er mit der Natur in der engen Verbindung geblieben, die sein dichterisches Streben und seine erzählende Kunst nährte. Nie wurde er müde, sie zu schauen, zu beschreiben, zu offenbaren, ihr neue Anhänger zu werben. Im Verkehr mit ihr hat er nach allen Krisen seines Seelenlebens die innere Ruhe wieder gefunden. Aus den Furchen der heimischen Erde fliegen ihm die fruchtbaren Gedanken zu. Die Harmonie und die Größe der Natur lehrt ihn Weisheit, Brüderlichkeit und Liebe; sie zeugen für Gott.

So ist die Natur von allen Seiten in alle seine Werke eingedrungen. Sie herrscht darin, sie beleuchtet und färbt sie und überschüttet sie mit ihrer reichen Fülle. Von den „Schriften des Waldschulmeisters“ über „Jakob den Letzten“ und „Martin den Mann“ hinweg bis zum „Ewigen Licht“, gibt es Bücher von Rosegger, die sie sozusagen ganz allein ausfüllt. Sie preisen ihre sittliche Macht, ihre Frieden und Gesundheit verleihende, immer wieder aufrichtende Kraft. Sie ist allgegenwärtig in seinen Dichtungen: keine Erzählung, kein Märchen,

ohne eine zum mindesten skizzierte Alpenlandschaft; auf jeder Seite erscheint der Gletscher oder der Wald, in dessen gastlichem Schatten so viel vorgeht. Die Natur ist der Schauplatz aller seiner Dichtungen, die Bühne, auf der sich das Drama des Lebens abspielt.

I.

Die Eigenschaften, die Rosegger mit auf die Welt brachte, und die Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, hatten ihm frühzeitig Interesse für das Schauspiel der Natur eingeflößt. Eine leicht erregbare Empfindsamkeit, eine behende Phantasie, eine Wißbegierde, die die tausenderlei Vorgänge des ländlichen Lebens unter freiem Himmel belauert: diese Fähigkeiten besaß der Hirtenknabe von Alpel als ursprüngliche Mitgift. Ihm war die Natur wirklich ein Bilderbuch voller Rätsel, und er war redlich bemüht, es mit den geringen Kenntnissen, die er von Haus aus mitbrachte, zu buchstabieren.

Auf dem dünnen Rasen der Heide sitzend, genoß er täglich das Fest der Morgenröte. Vom ersten matten Strahl im Osten bis zum hehren Augenblick, wo der glühende Sonnenball sich erhebt und leuchtet, folgte er mit beinahe religiöser Verzückung dem erhabenen Aufstieg. Diese starken Empfindungen des Hirtenknaben hat der Dichter erst viel später mit beinahe biblischer Einfachheit und Farbe verzeichnet. „Da waren alle meine Kühe plötzlich rot, und das Heidekraut war rot, das sie grasten, und die Steine waren rot, und meine Leinwandhose war rot. Jetzt flammte am Rande der Wechselalpe plötzlich ein kleines Feuer, wie es Hirtenjungen gerne anzünden, wenn sie sich Erdäpfel braten wollen. Aber das Feuer dehnte sich aus nach rechts und links und ging in die Höhe; das war ja ein Brand, zuletzt brannten dort alle Alpenhütten? Aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit hob sich der Brand empor, und eine großmächtige Glutscheibe tauchte auf — die Sonne. Da hatten meine Kühe und die Steine und ich auf einmal lange Schatten hin über die Heide. Mein Schatten war so lang, daß, wenn er vom Boden aufgestanden wäre, er mit seinen Fingern in den weißgelblichen Wolkenballen des Himmels hätte Wolle zupfen können.“ (Waldheimat, S. 230.)

Bei Tage, während er seine Herde weiden ließ, beschäftigte

ihn die wechselnde Gestalt der Wolken stundenlang, das war ihm der anziehendste Zeitvertreib. Sein Auge entdeckte darin ganze Welten, großartige Landschaften, unwirkliche Städte mit Türmen und Kuppeln oder die Gestalten apokalyptischer Tiere. „Gerne weidete ich die Herde, weidete ich dabei doch auch die lockigen Lämmer des Himmels.“ (Ebenda S. 237.)

Am Abend erschienen die Sterne, einer nach dem anderen, am dunklen Firmament. In den kurzen Nächten der Hundstage, wo das Vieh auf der Weide bleibt, war ihm das Wunder der Milchstraße und der fallenden Sternschnuppen ein unerschöpflicher Anlaß zum Staunen. Sein Vater sah es gerne, wenn er sich ins Anschauen des funkelnden Sternenhimmels vertiefte. „Die Augen Gottes schauen auf uns herab,“ sagte er ihm. Dieselbe Gläubigkeit äußerte sich, nur in einem anderen Bilde, in den Worten der Mutter: „Die Engel zünden die Lichter an, oben in unseres Herrgotts Haus.“ Und die Ahne erzählte ihm: „Jeder Mensch hat seinen Stern, das ist sein Glücksstern oder sein Unglücksstern. Und wenn ein Mensch stirbt, so fällt sein Stern vom Himmel.“ (Ebda. S. 44 ff.)

Durch so viele einfältige Gleichnisse wurde Peters Phantasie von der frommen Feierlichkeit des nächtlichen Himmelsgewölbes ergriffen. Während er seine Schutzbefohlenen auf der einsamen Weide bewachte, wurde das Geheimnis, das ihn bei eingebrochener Finsternis umgab, vor seinen Sinnen zu einer wunderherrlichen Darstellung Gottes.

Zur gleichen Zeit übte der Wald auf diese Feuerseele eine beinahe ebenso starke Anziehung aus, wie die himmlische Welt. „Von meinem Fenster aus, gegen Osten hin, sehe ich eine Hochebene, auf welcher lauter Wald steht. Junger, gemischter, stundenlanger Wald. An klaren Tagen werden im fernsten Hintergrunde blaue Berge sichtbar, sonst aber scheint sich mein Wald ins Blaue und Unendliche zu verlaufen. Hie und da stehen über die jüngere Generation knorrige, zackige Stämme aus den vorigen Jahrhunderten empor, wie Kuppeln oder Kirchtürme in einer Stadt.“ (Allerhand Leute, S. 44.) Märchen werden von diesem Walde erzählt und erhöhen noch seinen betörenden Zauber. Kahle, vom Sturm geknickte Stämme bezeugten die Kraft der Elemente. In Sturmnächten rauscht es in seinen Tiefen. Gerade all das unbekannte, das

er barg, lockte das Alpeler Kind frühzeitig zu Entdeckungsreisen. Er verstand es meisterlich, „den Waldsteig, der voll braunen Genadels und voll roter Baumwurzeln war", nicht zu verlieren. Er hatte gelernt, daß man „im stillen Wald allerhand sehen kann, wenn man die Augen aufmacht".

Keine verstandesmäßige Analyse störte anfänglich die Unmittelbarkeit, die Energie der Eindrücke, die das jugendliche Gemüt von der ungekünstelten Natur empfing. „Kaum war mir bewußt, was ich sah, meine Erregung beschränkte sich auf ein Gefühl."

Nichts machte den Waldbauernbuben darauf aufmerksam, daß er auf diese oder jene Erscheinung, diese oder jene Aussicht besonders achten müsse. Er wußte nicht, daß das, worüber er staunte oder wovon er entzückt war, von den Gebildeten für schön erklärt wurde. Er hätte den Zauber nicht erklären können, der auf ihn wirkte. Seine merkwürdig empfängliche Seele bewahrte die tausend Eindrücke auf, die viel später im Lichte des Bewußtseins wieder auftauchen sollten. Sein Gedächtnis bewahrte Erinnerungen, die der Dichter später nach Bedarf wieder heraufbeschwören und mit der Kraft des neuen Eindruckes in Worte fassen konnte.

In gewissem Sinne blieben seine ältesten Erinnerungen die lebendigsten. Seine Heimat enttäuschte ihn niemals, wurde ihm nie gleichgültig. Kaum sah er sich auf der eiligen Fahrt durch Deutschland, Holland und Italien andere Landschaften an. Er genoß sie nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Vergleichspunkte. Ihre Schönheit hatte oft nur die Wirkung, sein Heimweh bis zum Schmerz zu steigern und seine Rückreise zu beschleunigen. Wenn ihm Umbrien gefiel, so war es nur, weil es ihn an das heimatliche Steiermark mahnte. „Die Umgebung von Florenz erinnert an die von Graz, nur ist letztere noch schöner," sagte er einmal. (Heimg., Juni 1889, S. 69.)

Ebenso hatten ihn weder Gesellschaft noch Bücher je dauernd vom Besuch der Alpengegenden abhalten können. Die Schriftsteller, die am meisten auf seine Jugend gewirkt haben, wie Stifter und Auerbach, hatten ihn als stammverwandte Menschen angesprochen; ihre Naturschilderungen konnten nicht Macht über die Anschauungen gewinnen, die er selbst schon erworben hatte. Sein Leben in der Stadt war stets nur eine

periodische Notwendigkeit, ein Zwischenakt äußerer Tätigkeit, wo er sich gewisser sozialer Verpflichtungen entledigte und neue Sehnsucht nach ländlicher Einsamkeit bekam. So vertieften sich die Eindrücke des unbewußten Knabenalters, weil er auch als reifer Mann unter demselben Himmel, im Rahmen derselben Berge und desselben Frühlings blieb. Nur die Seele, die diese Eindrücke aufnahm und festhielt, entwickelte sich immer fort zu wachsender Klarheit.

So verbürgt alles die Wahrheit der Aufzeichnungen, welche die an der Quelle geschöpften Gefühle festhalten.

II.

Frühzeitig bekundete er, wie wir gesehen haben, die Gabe, Vorgänge in der Natur zu beseelen, also die eigentlich Mythen bildende Anlage. Was sein jugendliches Auge überall am unendlichen Himmelsgewölbe erblickte, waren nicht weiße, rosa oder Regenwolken, sondern „ungeheuerliche Tiere, die bewegungslos dastanden und dennoch dahinkrochen und sich reckten und dehnten und Arme und Beine ausstreckten, die sich wieder in Wedel und Rümpfe und Flügel verwandelten." Oder es war „zu einer leuchtenden Stadt mit goldigen Türmen und Kuppeln und Zinnen geworden". Ein anderes Mal standen „fürchterliche Riesen mit goldigem Mantelsaum, mit verknorrten Gliedern und gewaltigen Köpfen am Himmel und schwangen ihre Arme und streckten ihre Finger nach der Sonne aus". (Waldheimat I, S. 233 ff.)

In der Folge wurde dieses Spiel der Phantasie durch die ruhige Beobachtung gezügelt, zur realistischen Naturanschauung erzogen und trug nur noch dazu bei, die einfachste Skizze lebensvoll zu machen.

Fichten, die einen Bergsee umstehen, nennt er „struppige Brauen um das Wasserauge"[1]). Eine vereinzelt auf dem Berg hoch oben stehende Hütte kommt ihm vor wie ein „Wärzchen auf hoher Stirne"[2]). Er erzählt, daß „die Sonne den Reif aufleckt, als ob er Zucker gewesen wäre"[3]). Solche Sprache macht den Eindruck noch stärker und eindringlicher. Das wesentliche ist die vom Dichter gefundene Ähnlichkeit zwischen

[1]) Waldheimat II, S. 216.
[2]) Waldheimat II, S. 39.
[3]) Waldheimat I, S. 240.

den Erscheinungen in der Natur und dem Dasein lebender Wesen. Er hat das Bedürfnis, diese Beziehung für sich selbst festzustellen und weiß instinktmäßig, daß uns solche Illusion unterhalten, wenn nicht geradezu überzeugen kann. Ohne Mühe versteht er die griechischen, römischen und germanischen Göttersagen. Am Rande des rauchenden Vesuvkraters ruft er: „Wie tief und gewaltig, du schrecklicher Hephästos, ist deine Werkstatt —“[1]), und dieser Ausruf ist in seinem Munde kein rethorischer Schmuck, sondern Ausbruch desselben Gefühls, aus dem die Sage entstanden ist.

Die grandiosesten und doch auch alltäglichsten Schauspiele der Natur schildert Rosegger mit Hilfe dieser charakteristischen Züge, die blitzartig das Ganze beleuchten.

Wenn die Morgenröte naht und der Morgenstern als letzter durch die Zweige scheint, sagt er: „Der Kuß der Morgenluft reinigt den Himmel.“ Steigt die Sonne am Horizonte auf, so „erhebt die Natur ihre feurige Hostie“, dann „fliegt ein Schauern über alle Wesen“, und man könnte sagen: „alles sei wiedergeboren, die Welt und die Kreatur.“ Ein andermal vergleicht er in romantischem Überschwang den Morgen mit einem jungen König, „der mit seinen glutroten Lanzen das Herz der Nacht durchbohrt“. Und konsequenterweise findet er den Sonnenkultus einzelner Völker nur natürlich. Rosegger gebraucht aber mythologisierende Metaphern nicht bloß als Impressionist, sondern auch als Miniaturmaler, und da malt er mit sorgsamem Realismus fein, zart und nicht minder lehrreich. Wenn die Sonne aufgeht, „werden die Fenster blaß“[2]), der Mond „sinkt blaß und fast glanzlos nieder“[3]), und überall „auf den Wipfeln jauchzen die Vogelscharen“. Steht die Sonne höher, so „trinken die Tautropfen schon von den glühenden Quellen der durch das Geäste rieselnden Sonne“[4]), „an jedem Halm wiegt sich ein Lichtlein“[5]). In die Hütten dringt das Licht: „in den Wandfugen sind schon die goldenen Saiten des Morgens gezogen“[6]). Von allen Seiten erfreut

---

[1]) Feierabende, S. 199.
[2]) Als ich jung noch war, S. 269.
[3]) Waldheimat I, S. 118.
[4]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 310.
[5]) Erdsegen, S. 229.
[6]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 299.

sich das Auge an tausendfachen Farbenspielen, die von der Einförmigkeit des Tages bald verlöscht werden. Unter dem durchsichtig blauen Himmel scheinen die Gipfel in Purpur gebadet, während die Täler in silbergrauem Nebel verschwimmen.

Dem Älpler drängt sich unmittelbarer und dramatischer, als dem Bewohner der Ebene, die Rosegger so vertraute Auffassung eines, wenn man so sagen darf, oberirdischen und unterirdischen Lebens der Natur auf. Ihr Äußeres dient ihr nur als Verkleidung, und durch die Heftigkeit ihrer plötzlichen Ausbrüche verraten die Elemente ihre Macht über unsere schwachen Kräfte. Weniger als die Ebene zum Bau der provisorischen Schutzwehren geeignet, die der menschliche Geist sich zu errichten bemüht, zwingt das Gebirge den Menschen besonders auffällig zur Unterwerfung unter die ewigen Kräfte; unausweichlicher als anderswo ist er ihnen preisgegeben. Das Gewitter bricht mit größerer Wut los; das Feuer breitet sich im einsamen, harzreichen Wald mit größerer Gier aus; die Lawine stürzt mit brutaler Plötzlichkeit über die steilen Abhänge und begräbt die Wohnstätten, die sich vertraulich in die Schluchten schmiegen.

Rosegger hat das Entsetzen und das Getöse dieser Plagen oft geschildert, mit einer Klarheit und charakteristischen Schärfe, die an das Dschungelbuch von R. Kipling erinnern. Den Sturm, der die großen Waldbäume niederwirft, vergleicht er mit einem Mörder, der „in Verzweiflung rast mit fliegenden Haaren, verfolgt und gegeißelt von rächenden Scharen"[1]. „Die Arme des Windes hinter ihm"[2] treiben den Wanderer voran.

Alle einzelnen Züge und Handlungen dieser gefährlichen Gegner in der Natur sind ihm denkwürdig, haben sich doppelt seinem Gedächtnisse eingeprägt: weil sie den Bauer trafen, der ihre Untaten ermessen kann, und den Künstler, der vor der prachtvollen Entfaltung ihrer unwiderstehlichen Macht in Entzücken gerät.

Daher das Interesse, die Bedeutung und Mannigfaltigkeit seiner Beschreibungen von Gewittern im Gebirge; daher ihr

---

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 201.
[2]) Der Gottsucher, S. 195.

packender Realismus und ihre große Wahrheit[1]). Mit der Genauigkeit, die ihm seine Vertrautheit mit den Naturereignissen gestattet, ordnet und steigert er die unzweideutigen Vorzeichen des Orkanes: das dumpfe Rollen des Donners, die tiefe Finsternis, den verzweifelten Flug der Vögel, das rasche Fallen des Laubes, den wütenden Sturm, der alles vor sich hertreibt.

Dieser Anzeichen gibt es aber viele, von denen sich der Bergbewohner nicht täuschen läßt. Rosegger schildert nicht, wie etwa ein Rhetor täte, das Gewitter, sondern ein Gewitter. Wie die Natur, der er Schritt für Schritt folgt, und die sich nie ohne bedeutende Varianten wiederholt, ist seine Kunst reich an abwechselnder Charakteristik. „Ein seltsam gelbes Licht zwischen Nacht und Dämmerung. Ein schwefelgelber Himmel sinkt nieder auf die Bergwipfel, und über die Waldhöhen her wälzt sich ein ungeheurer Wolkenballen, unter dessen Wucht die Bäume wie Grashalme niederknicken. Ein Prasseln und Schmettern überall, so daß aus ihren Gelassen die Hühner aufflattern, schlaftrunken kreischend, und im Stalle brüllen die Rinder. Von unserm Hausdache springen Giebelbalken und Firstlatten los und tanzen hoch in der Luft wie Geier mit langen Schwingen . . . Wuchtige Eisknollen sausen überall nieder[2]).“

In „Martin, der Mann“[3]) vermeinen wir, die beunruhigende Phosphoreszierung selbst zu sehen, so überträgt er auf uns die Aufregung, die er selbst erlebt hatte; oder wir sehen „einzelne, schwere Tropfen“[4]) fallen, „wie niedersausende Tropfen sich in viele zerteilen und hochaufspritzen“, ehe der sintflutliche Regen niedergeht.

Mit nicht geringerer Kenntnis verzeichnet Rosegger die Anzeichen des baldigen Endes des Sturmes. Wenn der Himmel sich aufheitert, sind „die Wolkenfetzen zerrissen, wie der

---

[1]) Man könnte sechs bis acht verschiedene Schilderungen vergleichen: Waldheimat I, S. 238. Allerhand Leute, S. 37, Am Wanderstabe, S. 195; Ewiges Licht, S. 281, Martin der Mann, S. 284—290; Erdsegen, S. 277—280. Volksleben in Steiermark, S. 42, Schelm aus den Alpen II, S. 217.

[2]) Erdsegen, S. 277.

[3]) Martin der Mann, S. 285.

[4]) Sonderlinge, S. 391.

Vorhang des Tempels von unten bis oben"[1]). Der Hagel ist „in leichten Regen übergegangen und ein scharfer Waldharzhauch erfüllt die frostige Luft"[2]). „Von der Mittagseite ist nur noch das ferne Murren des Gewitters zu hören"[3]). Eine gewisse Erstarrung und Erschöpfung herrscht in der zerstörten Umgebung. „Ein Sturm mußte in diese Mulde gefahren und das Urgestämme geknickt haben. Die Stämme lehnten da, sie waren mitsamt den Wurzeln aus der Erde gerissen, so daß die Wipfel in den Boden hineinmoderten, hingegen die hundert Klauen der verwachsenen Wurzelstöcke in die Höhe ragten[4])." Unter den abgebrochenen Ästen „fand man manchen toten Vogel und manch andres Tier"[5]). Auf den Feldern ist die Ernte zerstört und vom Hagel bedeckt; „alle Kornhalme recken die Knie gen Himmel"[6]).

Hier ist keine Effekthascherei, keine konventionelle Redewendung; hier ist die Natur dargestellt von einem Dichter, der oft mit Angst und Beben das Ereignis selbst beobachtet hat, das er schilderte, persönliches Erlebnis in seiner Vergangenheit, alles bodenständig, spezifisch älplerisch, aber darum nicht minder grandios, der Ausdruck eins mit dem Schauen.

Auch bei der Schilderung eines in der Jugend miterlebten großen Waldbrandes bei Alpel wendet er unbewußt das Verfahren der ältesten Dichter an. Das Feuer „entfaltet plötzlich seine wilde Gestalt, seine roten, siegreichen Fahnen . . . Hei, wie die feurigen Zungen lechzen und emporlodern! Und in den Gründen züngeln sie wie ein Schlangengezücht, und allerseits beginnt sich ein fürchterliches Leben zu entwickeln". Nun der Haupteindruck einmal mitgeteilt ist, bringt der Dichter, um ihn zu verstärken und zu variieren, begleitende Umstände zur Kenntnis, die das Bild konkret vervollständigen. Über den noch verschonten Bäumen „flog eine zwitschernde Vogelschar, und die heimatlosen Tierchen schossen planlos umher, und die Rehe und Hirsche kamen erschreckt zu den Menschenwohnungen . . . Und da stand ein großes, trübrotes Rad

---

[1]) Am Wanderstabe, S. 195.
[2]) Ewiges Licht, S. 281.
[3]) Waldheimat, S. 239.
[4]) Martin der Mann, S. 196.
[5]) Waldheimat I, S. 25.
[6]) Erdsegen, S. 280.

über uns, das der Rauch umwirbelte, verdeckte und doch nicht ganz vertilgen konnte. Es war die Sonne". Und der Brand dauerte so lange, als er etwas zu verzehren fand. „Wir bedurften des Abends keines Kienspans mehr in der Stube, wir hatten vollauf Licht, denn zehn Minuten weit vom Hause brannte der schöne Kienwald[1])."

So zielen die Naturkräfte durch ihre unhemmbare Zügellosigkeit auf die Zerstörung der Werke hin, die die ewige Schaffenskraft derselben Natur hervorbrachte. Sie fesseln Rosegger durch die Erhabenheit ihres Schauspiels und die dramatische Plötzlichkeit ihres Ausbruches. Besonders aber gewinnen sie ihn durch ihre Einwirkung auf das betroffene Menschenleben.

Wenn „mit dumpfem Donnern" die Schneelawine einen ganzen Wald mit sich reißt, ist der Dichter traurig, auch dann, wenn keine einzige Hütte mitgerissen wurde: „Spechte, Raben, Dohlen sind nestlos geworden, flattern kreischend über die Trümmer[2])."

III.

Indessen hegt Rosegger eine ausgesprochene Vorliebe für die Zeit, wo sich die Natur am rauhesten zeigt; er liebt die Strenge, ja sogar die Härte des Winters. Ein Schneesturm in einer Winternacht hat für ihn „seinen unbeschreiblichen Reiz"[3]). „Der Wind saust über die Lehnen und pfeift durch das kahle, gefrorene Geäst der Bäume. Schneestaub wirbelt heran und verlegt den Weg und stiebt in alle Falten der Kleider[4])." In seiner Beschreibung schwingt stets, so oft er auch darauf zurückkommt, ein jugendlicher Ton der Begeisterung mit.

Dieses Gefühl kann nicht überraschen. Beim Älpler nimmt der Winter ungefähr zwei Drittel des Jahres in Anspruch. Die längste Zeit seiner Kinder- und Jugendjahre hat Rosegger daher in den endlosen Wintermonaten verlebt. Die meisten seiner früheren Erinnerungen beziehen sich auf die Jahreszeit, wo die Vögel unter Dachgiebeln und Vorsprüngen der

[1]) Waldheimat I, S. 214 ff.
[2]) Wildlinge, S. 103.
[3]) Allerhand Leute, S. 46.
[4]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 277.

Dächer Schutz und Unterstand suchen[1]). Daher hat der Winter teil an allem Zauber, mit dem der Dichter seine Jugendzeit bekleidet.

Unter den charakteristischen Eindrücken dieser Jahreszeit, die er in seinen Erzählungen festhält, gibt es solche, deren Spuren bis in seine dunkelste Vergangenheit führen. Sind die Erinnerungen mit irgend einem Gefühlsmoment verknüpft, so sind sie von merkwürdiger Klarheit und dazu noch von einer Intimität, die sich weder bei den Beschreibungen des Sommers, noch des Herbstes vorfindet. Sie sind unzertrennlich von der Vorstellung von Wohnung, gemeinsamem Dach, Zufluchtstätten.

Wenn der Schnee sich um die Hütten so hoch türmt, daß die Bewohner wochenlang gefangen sind[2]) und sie nur gehen können, wenn einer „mit der Brust wie ein Schneepflug die Gasse bahnt"[3]) und die Leute „gänsemarschartig" heranschieben und „der Pfad hinter ihnen wird sofort wieder verschneit und verweht"[4]), so vertieft sich das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit. Mehr noch: „man ist so recht eingemauert in der Natur, abgeschlossen in sich selbst und urfrisch in dieser Einheit"[5]).

Draußen ist ihm die fleckenlose Weiße des Winters das Symbol der Kraft und der Reinheit[6]). An Majestät und sogar an Glanz scheint ihm die Winterlandschaft in den Alpen der vom kurzen Sommer gebotenen nicht nachzustehen. Das Phantastische, Unerwartete ihrer Bilder entzücken ihn; seine Einbildungskraft wird durch die Unwirklichkeit seiner Bauten, durch den Effekt der plötzlichen und vollständigen Umwandlung angeregt, die der zauberhafte Winter mit seinen magischen Hilfskräften vornimmt.

Die winterliche Landschaft ist ihm buchstäblich „eine stille, ernste, vom Himmel gefallene Welt"[7]). Er steht unter dem Zauber ihrer Weiße und ihres Schweigens. Lange Eiszapfen

---

[1]) Jakob der Letzte, S. 16.
[2]) Martin der Mann, S. 92.
[3]) Waldheimat II, S. 85.
[4]) Allerhand Leute, S. 34.
[5]) Ewiges Licht, S. 145.
[6]) Der Gottsucher, S. 168.
[7]) Der Gottsucher, S. 165. — Ewiges Licht, S. 145.

hängen von den „Dachrändern erdwärts“; die Lärchen „stehen wie Zuckerhüte“, kein Laut stört den Schlummer der Erde unter der „fleckenlosen Wattendecke“; nur fällt von Zeit zu Zeit ein schwerer Haufen Schnee „unter den Wuchten der Bäume, auf den die Elstern und die kreischenden Krähen mit ihren Flügeln den weißen Flaum hinstäuben“[1]).

Sogar in dieser Jahreszeit, wo der Profane nur Wüste sieht, bleibt der Einklang Roseggers mit der Natur gewahrt. Er ist in der Tat von ihr abhängig und fühlt sich von denselben Kräften durchdrungen, die in ihr vorherrschen. „Der eisige Wind fegt den lockeren Flaum über die Fläche hin in flatternden Schleiern oder wirbelt ihn schraubenförmig in die Lüfte . . .“ „Wie kalte trockene Fluten“ schlagen sie dem Wanderer ins Gesicht, „verschlagen ihm den Atem, verlegen ihm Augen und Ohren“[2]). In diesen frischen Schilderungen erscheint die Natur ohne Bosheit, nur das muntere Treiben der Kräfte, aus dem der Erde, die wie alljährlich in Schlummer versunken ist, kein Schaden erwächst.

Da die Natur die sichtbare Offenbarung Gottes ist, haben die Eindrücke, die sie jederzeit verschafft, etwas Religiöses. Wenn die Erde nach langem Winterschlaf ihre Kräfte wiederfand und ihr Erwachen sich im ganzen Lande verkündet, glaubt Rosegger ihre „Vermählung mit Gott“[3]) zu sehen. Das ist keine Abstraktion, keine bloße Redensart in seinem Munde, es ist dieselbe Inbrunst wie beim Anblick der Morgenröte. „O du heiliger Maimorgen, gebadet in Tau und Wohlduft, durchzittert und durchklungen von ewigem Gottesgedanken[4])!“ Seine Zeichnungen von des Frühlings Milde, Zartheit und Vergänglichkeit, von seinen Launen, seinem Zögern, dem Reif, der seine jungen duftenden Blüten versengt, sind sehr zart: „Der erste Ausgang im Frühling ist heilig,“ sagt er, „wie der erste Ausgang nach einer Krankheit[5]).“ Ein später Schneefall deckt ein letztes Mal die Welt; aber „bald standen die niedergedrückten Pflanzen und Blumen wieder auf, und die

---

[1]) Sonnenschein, S. 317.
[2]) Sonnenschein, S. 323.
[3]) Volksleben in Steiermark, S. 246.
[4]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 150.
[5]) Spaziergänge in der Heimat, S. 4.

Vögel sangen und hüpften in dem Geäste und schütteln die Flocken von den Bäumen"[1]).

Der Künstler individualisiert sozusagen die Jahreszeit, will die Luft sogar, in der sie sich entwickelt, festhalten. Er weiß aber auch, wie treu das Gedächtnis unserer Sinne ist, die sich gegenseitig unterstützen, so daß man z. B. nur eine Blume zu nennen braucht, um wieder ihre Farben, ihren Duft, das Rauschen eines Flecks Erde zu einer bestimmten Stunde des Frühjahrs, Sommers oder Herbstes zu fühlen.

Handelt es sich um den Sommer, dann schildert Rosegger die drückende weiche Luft; das Zirpen der Heimchen, „daß es wie ein ununterbrochenes Klangrieseln war"[2]); erzählt, wie die Schnitter ihre Sensen abwischen, ehe sie heimkehren. Will er den Frieden einer sonnigen Mittagsstunde in ländlicher Einsamkeit darstellen, so zeigt er, wie eine Hummel im Gesindezimmer brummend von einem Fenster zum andern fliegt. Dann fesselt ihn die Farbensymphonie einer Wildwiese zu Beginn des Sommers und das reiche, vielfache Leben der wimmelnden Insekten auf ihrer Oberfläche[3]). Oder ein Haferfeld „wallt wie ein bläulicher See", „überall wirbelt Gesang der Lerchen, und man sieht keine"[4]), „die Himmelsglocke liegt in mattem Blau"[5]).

Am Aussehen, ja beinahe an der Haltung der Vegetation erkennt er den Fortschritt der Jahreszeit und belehrt den Leser mit Genauigkeit. „Der Roggen steht dicht, hoch, üppig, und eine Ähre legt sich schwer und tragemüde auf die Achsel der andern[6])." Ein andermal bietet ihm ein Farbenton, eine der Natur abgelauschte Nuance die Möglichkeit, die flüchtige Stunde zu bestimmen, in der eine Jahreszeit aufhört und in die folgende übergeht. Am Ende des Sommers ist „das Moos des Waldbodens fahl und spröde geworden, und zwischen den Halmgerippen der Gräser sah man auf den grauen Erdboden . . . Die Steine in den Betten der Bäche waren trocken und weiß wie Elfenbein[7])."

---

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 333.
[2]) Erdsegen, S. 276.
[3]) Sonnenschein, S. 213.
[4]) Erdsegen, S. 227.
[5]) Waldheimat, S. 85.
[6]) Erdsegen, S. 272.
[7]) Waldheimat I, S. 213.

Mit denselben Mitteln ist es Rosegger auch gelungen, die maßvolle, unerklärlich „traumartige" Schönheit des Herbstanfangs zu malen. An den Rändern der Matte „wuchsen blaue Enzianglocken, und es war schon die Zeitlose da"[1]). Übrigens entsprechen ethische Beiwörter am besten dem seltsamen Zauber dieser Jahreszeit, in deren Lauf sich noch harmonischer als in irgend einer anderen, der Einklang der Natur mit Empfindungen oder Anlagen des Menschen einstellt. Der Herbst ist „still, klar und beständig"[2]).

Je näher der Winter kommt, desto mehr verschiebt sich der Charakter der Jahreszeit. Der zuerst bläuliche Nebel, liegt nun „wie ein graues Meer"[3]) über den bereiften Feldern und webt ein zartes Netz zwischen den Ästen der Bäume. An den Rändern der Bäche gibt es schon Eis, und vom Brunnen hängen feine Eisnadeln herab. Schon heult und pfeift der Sturm um die Hütten. Der Kreislauf des Jahres ist vollendet.

IV.

Mit den herbstlichen Stimmungen lassen sich die Abend- und Nachtstimmungen aller Jahreszeiten vergleichen. Abends und in der Nacht sind wir in der Tat inniger gesammelt, als am hellichten, zerstreuenden Tag, dagegen wird aber unser Gemüt auch viel bestimmbarer, als im klaren Sonnenlicht, nachts setzt die Natur die in uns schlummernden Anlagen in Bewegung: sie hängt den feinen Pendel aus, der das Getriebe unserer Gefühle regelt.

Für Rosegger liegt im Sonnenuntergang eine Majestät, die ihn ebenso wie die frohe Morgenröte zu andächtigem Gottesdienste stimmt. Ein Hochgebirg, wie den Großglockner, hinter dem die Sonne untergeht, vergleicht er mit einem gigantischen Hochaltar, an dem ein erhabenes Hochamt zelebriert wird[4]). Dabei vergißt er aber doch auch nicht, die Wellen wahrzunehmen, „an denen das Abendrot in allerlei Gestalten zuckte,

---

[1]) Waldheimat I, S. 82.

[2]) Erdsegen, S. 349.

[3]) Allerhand Leute, S. 274.

[4]) Dorfsünden, S. 380. — Es mag hier an die Verwandtschaft dieser Bildersprache Roseggers mit der Lyrik des Tiroler Dichters Hermann von Gilm erinnert werden, in dessen Naturbildern auch häufig Gleichnisse aus dem katholischen Leben erscheinen. M. N.

in Schlangen, in Blitzen und Zacken, in lodernden Herzen und Blutlachen"[1]).

Was ihn aber in der Abenddämmerung hauptsächlich interessiert, ist doch nicht so sehr die verklärende Farbenpracht des Sonnenunterganges, als die rührende Andacht in der Natur, wo Stille und Halbdunkel sein Herz tief bewegen.

Wenn der Abend kommt „ächzen Getreidefuhren schwer gegen die Dörfer hin"[2]). In diesem einfachen Satze ist ein ganzes Gemälde enthalten. Wer fühlt dabei nicht die Hast des Fahrenden, nach vollbrachter Arbeit das schützende Dach zu erreichen, ehe die Dämmerung aus den Tälern steigt und alles verdunkelt?

Am Abend erhebt sich ein bläulicher Nebel aus dem Wildbach im Schatten der Schlucht, während lange noch ein klares, blaßrotes Licht auf den fernen Gletschern liegt und in glühendes Gold die näher gelegenen Almen badet. Das an diese täglichen Kontraste gewöhnte Auge bleibt daran nur haften, um sich die Zeit zu bestimmen. So schreibt er einmal: „Die Tageszeit war so, daß bereits das Herdfeuer einen Schein warf auf die Wände der Küche[3])," er zeichnet das Bild des Friedens, den der Abend bringt, anstatt ihn selbst zu nennen.

Wenn abends die Luft kühler wird, benetzt leichter Tau die Garben und die noch aufrechtstehenden Ähren, aus den Blumen, aus dem Heu steigen berauschende Düfte auf, man hört das Zirpen der Grillen, die Abendglocken läuten, die Schnitter kehren heim und vom Dache steigt leichter Rauch auf. Durch solche Gleichzeitigkeit der Eindrücke, schafft der Dichter das Bild der Wechselwirkung zwischen Dingen und Menschen, die sich im ungeheuren Geheimnis der Nacht noch steigert. In der tiefen Stille glaubt er, „das Atemholen der Nacht"[4]) zu hören, nachts sind unsere Sinne schärfer als am lauten Tag. Wenn die „gewaltige Nacht"[5]) herrscht, oder die „stille, laue, blütenduft durchhauchte Nacht mit der flimmernden Sternenkrone darüber", dann empfindet der Mensch beinahe sinnlich seine Zusammengehörigkeit mit der übrigen Welt.

---

[1]) Sonnenschein, S. 122.
[2]) Als ich jung noch war, S. 266.
[3]) Als ich jung noch war, S. 350.
[4]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 18.
[5]) Hoch vom Dachstein, S. 214.

Beim Rauschen des Wildbaches zwischen den Felsen fühlt er andauernd den Frieden der Natur, das Geflüster des Brünnleins im Hofe ist reich an Erinnerungen, erzählt von ausdauernder Treue und wahrer Liebe. Wenn aber der Wind das Geäste der Tannen über dem Dache ächzen läßt, so verkündet die Natur mit heftigen Drohungen ihre ewige Übermacht[1]).

Auch das Licht wirkt in der Nacht anders als bei Tage. Die Sterne haben ihre eigene Sprache.

Rosegger steht unter dem Zauber des Mondes, seines vertrauten Freundes. Wenn er ihn still und klar über den scharfgeschnittenen Zacken des Tannenwaldes aufgehen sieht, meint er, daß er aus einem unendlichen, geheimnisvollen Urwald aufsteige. Er begeistert sich an seiner Wanderung am freien Sternenhimmel. Eine Nacht, in der der „gute Mond" erglänzt, gibt ihm eine Ahnung von „großer Seligkeit"[2]).

Man begreift, daß in des Dichters Unterbewußtsein, wo seine feinen Gedanken schlummern, die Sagen und Legenden der alten ungebildeten Zeiten in ihrem ganzen Zauber wieder auferstehen und mit der modernen realistischen Betrachtungsweise in Widerspruch geraten. Roseggers Bilder tragen zuweilen die Spuren solch unbewußten Kampfes. In ihnen leben die schönen Phantasien der märchenerzählenden Generationen wieder auf und geben dabei doch genau die Wirklichkeit wieder. In Sommernächten „funkelt der Sternenhimmel fast heftig, daß die Zacklein rundum nur so hinaussprühen"[3]). Wenn dagegen im Winter die Sterne über den schneebedeckten Almen zu scheinen beginnen: „glimmen sie wie Ampeln an einer Bahre"[4]). Bei Vollmond liegt über den Wäldern der „strahlendurchwirkte, bläuliche Duft"; wenn man in der Nacht durch den Wald geht und kein Nebel ihn verbirgt, dann rieselt sein Licht durch die Zweige, oder er legt „vereinzelte, milchweiße Sternchen und Täfelchen vor uns auf den Boden"[5]). Ein andermal läßt Rosegger den vom Wind getriebenen Mond von einer Wolke zur andern eilen.

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 194.
[2]) Waldheimat I, S. 109.
[3]) Erdsegen, S. 276.
[4]) Wildlinge, S. 141.
[5]) Waldheimat I, S. 109.

So ist Rosegger nirgends abstrakt oder allgemein verschwommen, nirgends papiern konventionell, wenn er die Natur darstellt. Die Sage selbst, wenn er sie zitiert, entspringt aus dem Geschehenen oder streift es doch wenigstens. Jedes seiner Bilder zeigt uns eine bestimmte Gegend, nach und nach breitet sich die ganze Landschaft Steiermarks vor uns aus.

V.

Weite Flächen bebauten Landes, Äcker in breiten Streifen, fehlen beinahe ganz in dieser Landschaft, wenn auch der ackernde Älpler nicht ganz fehlt. Sie ist grundverschieden von der Landschaft Theodor Fontanes in der Mark Brandenburg.

Trotzdem, so geizig die brotgebende Scholle in seinen Alpen auch sein mag, liebt der Dichter Nährmutter Erde und atmet wonnig den frischen, belebenden Duft des neugepflügten Bodens ein, zeigt, wie auf dem Feld „die zarten Weizenkeime aus der braunen Erde hervorstechen.“ Das Kornfeld wallt im Frühsommerwinde wie ein bläulichgrüner See[1]). Längere Beschreibungen freilich bietet er nicht, sondern nur allgemeine Umrisse.

Dagegen herrschen die grandiosen, wenn nicht geradezu schöneren Fernblicke bei ihm vor. Ihn beschäftigten vorwiegend die Gegenden, in denen die Natur rauher ist und Wunder schafft, die auch unmittelbar schon auf den Laien und Fremden dichterisch wirken. Von den Höhnezügen um Krieglach herum leuchtet gegen Abend die nahe Kette der Hochalpen, vom Hochschwab bis zur Rax in sehr hellem Blau, wie auf den Bildern Peruginos, von deren Hintergrund sich die Gestalten der Gelehrten und das Antlitz der Jungfrauen so klar abheben.

Das fesselndste Schauspiel, das er am häufigsten zeichnete, ist das Alpenglühen auf den Spitzen der Gletscher, das vom brennendsten Rot ins zarteste Rosa übergeht und sich schließlich in elfenbeinweiße und milchige Blässe auflöst. Es ist dem Dichter das Sinnbild der Erhabenheit, der Milde und Reinheit der Alpen[2]). Wenn die Sonne zu Mittag auf die

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 311.

[2]) Die Beobachtungen, die sich auf große Höhen beziehen, hat Rosegger vornehmlich in den angrenzenden Tiroler Alpen, in der Gegend des Großglockners und der Tauern gemacht, die er so oft besucht hatte.

kahlen, heißen Schroffen scheint, so „verteidigt sie die Veste wacker, sie wirft alle ihre glühenden Speere“[1]) nach dem Wanderer. Die fleckenlose Reinheit des Gletschers verbindet sich in seinem Geist sofort mit dem Gedanken an spröde Jugend, mit der er die Seele der Natur ausstattet.

Die mythische Anschauung der Naturerscheinungen widerspricht nicht der realistischen Betrachtungsweise, aber sie dramatisiert sie. Anstatt die unbelebte Natur, wie es die rein beschreibende Methode tut, zu zergliedern, bildet der Künstler und schafft also neues Leben. Damit soll nicht gesagt sein, daß er nicht auch gern im einzelnen beschreibt, da er ein so guter Beobachter aller Vorgänge in der Natur ist. So z. B. hat er seine besondere Freude am Wasser in allen Formen. Vom See im „Jakob der Letzte“ sagt er: „An seinem Rande, wo bemooste Felstrümmer hervorragen, ist er durchsichtig, an tieferen Stellen grün wie der reinste Smaragd[2]).“ In den Höhen, wo die Vegetation kümmerlich ist, wird das Wasser der Wildbäche, der Seen und Wasserfälle der lebendigste Reiz der streng und starr gewordenen Gegend. Hier hat das Wasser Eigenschaften, die man in der Ebene nicht an ihm kennt: in seiner Unabhängigkeit und Lebendigkeit ist es voller Abwechselung.

Rosegger liebt die Klarheit und Beweglichkeit des Wassers. Er beugt sich über den Bach, der so klar ist, „daß man jedes Goldfünklein sprühen sieht in seinem Sandgrunde“[3]). An den Felswänden erblickt er „die weißen Adern“[4]), die Wasserfälle: aus der Ferne sind sie dünn wie Fäden, in der Nähe blickt man „in das aus den nebligen Höhen niedergehende ungeheure Wasserband, welches weiß und schwer und flockend wie eine unaufhörliche Schneelawine in den quirlenden, flutenden Kessel stürzt“. Und an einer anderen Stelle sagt er: „Wie in wildem Zorne springen die Gischten wieder hoch empor, schlagen mit hundert Fittichen an die Felsenblöcke, umkreisen dieselben in ihren Tümpeln, als wären sie auf der Flucht und könnten den Ausweg nicht finden. Neben dem Hauptfall gehen in Stricken und Schleiern kleinere Neben-

[1]) Waldheimat II, S. 218.
[2]) Jakob der Letzte, S. 30.
[3]) Jakob der Letzte, S. 30.
[4]) Geschichtenbuch des Wanderers II, S. 204.

fälle, von Vorsprung zu Vorsprung hüpfend, nieder — grell flüsternd wie zischelnde Bosheit neben der grausen, wütenden Leidenschaft[1]).“

Niemals aber kann er sich enthalten, durch irgend ein Symbol seine sonst ganz objektive Schilderung zu vermenschlichen; sie verliert darum nichts an Deutlichkeit, gewinnt aber an packender Kraft. Dieses Wasser, das die „Felsenblöcke umkreist, als könnte es den Ausweg nicht finden“, ist viel anschaulicher, als eine einfach stoffliche Schilderung.

An anderer Stelle schreibt er: „Der Wasserfall springt in einer geschlossenen, weißen Masse nieder, schwer und dick, als ob unendlicher Schnee herabflutete. Dann prallt er an einen Felsvorsprung, zerschellt zu einem breiteren, dichten Schleier, ... der sich dann zerfranst und in weißen Raketen niederzischt[2]).“

„In den Klüften des Gewändes schlummert das Grauen,“ heißt es einmal im „Waldschulmeister“. Der Kontrast zwischen der Allmacht der Elemente und der Schwäche des Menschen tritt tragisch zutage in den Bergen, die „still, öde und starr“ dastehen. Niemand versteht es besser als Rosegger, auf den Leser die Angst des Wanderes vor schwindelnden Abhängen und klaffenden Abgründen zu übertragen und das Entsetzen zu beschreiben, das ihn ergreift, wenn er sich verirrt hat, weil er sich von Alpenrosen oder Edelweiß verlocken ließ, und nun mit blutigen Händen sich an den senkrechten Wänden des steilen Felsens entlang tastet[3]). Er führt uns in wilde Schluchten zwischen schroffe Felsenmauern, wo Naturkräfte allein herrschen, und erzielt seine Wirkung dadurch, daß er Einzelheiten vorbringt, die unser Gefühl aufs äußerste steigern.

Landschaft und Gemütszustand hängen bei ihm so innig zusammen, daß die Schilderung der ersteren oft nur den Zweck hat, ein bedeutsames Ereignis vorzubereiten.

Wenn in „Peter Mayr“ bei den Tiroler Verschworenen der Plan reift, das feindliche Heer unter einem großen Bergsturz zu begraben, wendet der Dichter seine ganze Kunst auf, uns schon durch die Beschreibung des Ortes ahnen zu lassen, welchen Vorteil sie aus den Schluchten und Engpässen ziehen

---

1) Jakob der Letzte, S. 347.
2) Alpensommer, S. 310.
3) Hoch vom Dachstein, S. 297.

könnten, durch die der Feind schreiten muß, und scheinbar verbinden wir ohne sein Zutun die von der Natur gebotenen Verteidigungsmittel mit den Interessen der Tiroler. Je realistischer und absichtsloser sein Bild, um so mächtiger unsere Befürchtung, und die Tatsachen bestätigen auch alsbald unsere Ahnungen.

In einer stundenlangen, schauerlichen Engschlucht, in die kein Sonnenstrahl dringt, hat sich der Fluß „sausend und brausend" durchgegraben. „Wuchtige Steinblöcke, die niedergebrochen oder von den Fluten herangewälzt sind, liegen im Wasser, umrast von den wütenden, grabenden, schreienden Wellen[1]." Man ist hier allein mit den Elementen, und dennoch herrscht rege Bewegung in dieser Einöde. „Manches übermütige Bäumchen hat in den moosigen Spalten Stand gefaßt auf dem leise bebenden Fels, ängstlich krallt es seine Wurzeln aus und ins Wasser hinab." Überall die Macht der Natur, ihr ewiges Werden und Vergehen sichtbar. „Vom Hange sind Urwaldstämme niedergebrochen und modern am Uferrande, ihr starres Astgewirre vom Wasser bespült." Fehlt auch das Licht, so gestatten Geräusche, die ewige Erneuerung aller Dinge zu erkennen. „Wenn der Eisack einmal seinen lauten Atem anhalten und horchen wollte, er würde wohl das Rieseln und Bröckeln hören oben in den Hängen. Nicht allein der von der Gemse losgetretene Stein springt herab, sondern auch der vom Eise gelockerte Fels! Nicht allein die durch Schnee und Regen durchweichten Schuttmassen können ins Rutschen kommen, auch das durch Morschen der Wurzeln abgestorbener Bäume und Sträucher haltlos gewordene Erdreich." In dem Maße, als uns Rosegger in menschenleere Gebiete führt, läßt er uns auch die entsprechenden Rückschritte in die altersgraue Zeit machen. Nichts imponiert ihm mehr, als die ungestörte Herrschaft der Natur. Er begeistert sich am Licht, das sich in den „glasigen Wänden" der Gletscher bricht. Die steilen, vielgestaltig gezackten, von Wind und Wasser geglätteten Felsen, sind von herrischer Strenge. Aber ihre eisige Starrheit, die keinen Grashalm, kein Moos in ihren Fugen duldet, könnte er auf die Dauer nicht lang vertragen. Er beruhigt sich, indem er den kurzen Rasen der Almen auf-

[1]) Peter Mayr, S. 302 ff. Vergl. Idyllen, S. 197.

sucht, und als er wieder zu den Wohnstätten der Menschen niedersteigt, freut er sich am Knieholz, das der Sturm auf dem Boden festhält, am Heidekraut, an den Alpenrosen und den knorrigen Wachholderbüschen, durch die er den vertrauten Wald erreicht, und indem er ihn uns beschreibt, durchlebt er neuerdings die in seinem Schatten so oft genossenen Freuden.

Aus dem mächtigen oder anmutigen Ausdruck eines jeden einzelnen Baumes entsteht als Gesamtwirkung die Seele des Waldes. Das Spiel des Lichtes, mit den unendlich abwechslungsreichen Reflexen und Tönen im Laube, die der Wind moduliert, wenn er es durchstreicht, das tausenderlei Geflüster unter seiner Wölbung; alles trägt dazu bei, ihm eine besondere Persönlichkeit, eine bestimmte Physiognomie zu geben.

Von der Erwartung geschärft, schaut des Dichters Blick in die Wildnis, „ins Dämmerige, Ungewisse" hinein. Jede Begegnung im Walde ist ihm Grund zum Staunen. Der Wald versetzt ihn in widerspruchsreiche Stimmungen, die an sich schon einen Reiz bilden. Er erfüllt ihn mit religiöser Andacht und erfreut ihn durch seine reiche Abwechslung. Er ist schweigsam und tönend zugleich, denn er schließt zwar jedes Geräusch der Außenwelt aus, indes aber singt und klingt in ihm das Vogelgezwitscher, Insektengesumme und Quellengeriesel. Er liegt immer in andächtigem Schatten und dennoch leuchtet er, denn Sonnenstrahlen und Mondeslicht sickern durch Nadeln und Blätter, zersetzen sich, brechen sich, gleiten in geheimnisvoller, flüchtiger Vertraulichkeit bis zum Boden und überstreuen ihn mit ihrem wirren Geflimmer.

Im Wald sieht Rosegger auch den Baum. Er liebt ihn im Vollbesitz seiner unverletzten Krone und verehrt ihn, wenn Sturm und Blitz seinen Stamm zerrissen und von Rinde entblößt haben. Der erste ist ihm der lebendige Ausdruck der Kraft, der Sicherheit und der Dauer, der zweite spricht zu ihm stolz und gewichtig, von den Erinnerungen einer begrabenen Vergangenheit; sein langes Leben macht ihn zum Zeitgenossen der ältesten Ahnen; er rührt durch die Standhaftigkeit, den eigensinnigen Trotz, mit dem sein verwüsteter Stamm, „ein vielhundertjähriger Geierhorst"[1]) dem Orkan widersteht.

[1]) Allerhand Leute, S. 88—89.

Ob er die namenlose Einheit im unendlichen Walde bildet, oder, wie die Weiden, den murmelnden Bach begleitet, oder als wohlwollender Zeuge der Vergangenheit vor dem Hause steht: immer teilt der Baum das Schicksal des Menschen, wird wie er geboren, wächst heran und stirbt.

Rosegger schildert das Schicksal seiner Bäume mit derselben Sorgfalt, wie er es bei einem früh dahingerafften Menschenleben täte. Das große Mitleid, das durch alle seine Erzählungen geht, schenkt er auch ihnen. Hat der Sturm einen großen Baum entwurzelt, in dessen Schatten schon so viele Generationen ruhten, so entsteht „eine Leere, eine Lücke, als ob der Welt ein Zahn ausgeschlagen wäre und die Gimpel und die Spatzen flatterten zwitschernd umher"[1]). Ist der Tod des Baumes das Werk natürlicher Kräfte, so tröstet sich der Dichter damit, daß er neues Leben aus dem langsamen Sterben sprießen sieht. Aber sein Herz erbebt, wenn „das Beil auf das Stemmeisen klingt" und der Baum „mit wildem Krachen zu Boden stürzt"[2]).

Das Gefühl, daß die Natur lebt, dies ist Roseggers größte Macht, wenn er die hohen Gipfel, die Quellen, Wildbäche und Bäume der Berge seiner Heimat beschreibt.

VI.

Es ist nicht zu verwundern, daß Rosegger auch den Tieren zärtliche Aufmerksamkeit entgegenbringt und sie mit einem Gefühl der Brüderlichkeit schildert, das an den heiligen Franz von Assisi erinnert, und mit einer Vertrautheit, die nur der Bauer von Herkunft und Lebensweise besitzt.

Als Hirtenknabe hatte er schon frühzeitig mit Tieren zusammengelebt. Da sie der Älpler an seinem Alltagsleben teilnehmen zu lassen pflegt, so kennt er mehr als es der Städter ahnen kann, nicht bloß ihre Gewohnheiten, sondern auch jene Spuren von Seelenleben, das sie der Menschheit beiordnet. Ihm ist ihre Mitarbeit so wertvoll, daß er sie ungezwungen als seinesgleichen ansieht, er liebt sie auch als Gefährten seines Schicksals; der Ausdruck ihrer Bedürfnisse, Wünsche und Absichten, wenn schon nicht ihrer Gemütsbewegungen, schafft

---

1) Waldheimat II, S. 173.
2) Schriften des Waldschulmeisters, S. 94.

einen ständigen und unbestrittenen Gedankenaustausch[1]) mit ihnen. Er hat in vielen Fällen den Schlüssel zu den Tönen, die sie am liebsten hören; er weiß, daß er sich mit ihnen durch gewisse hergebrachte Rufe, ja sogar durch ein gesprochenes Wort verständigen kann.

Rosegger hat frühzeitig und sehr genau das Gehaben der Rinder beobachtet. Mit dem langen Stecken in der Hand ließ er „die Kühe und Kälber emsig im Heidekraut grasen und dabei mit ihren Schellen lustig glöckeln"[2]). Und was noch tieferen Eindruck gemacht haben dürfte, war, daß er nachts ihr Obdach teilte. Als er einige Monate in einem benachbarten Bauernhofe bedienstet war, hatte er zwei junge Ochsen zu versorgen; die beiden Jochgenossen, die er Pöll und Foich nannte, porträtierte er auf einigen wunderschönen Seiten der „Waldheimat". Sein Bett war im Stall über ihrer Krippe. Als diese Mitbewohnerschaft ein Ende nahm, kannte er ihren Charakter durch und durch, ihre geheimsten Anlagen, ihre Neigungen und die Beweggründe ihres Tuns[3]). Außerdem aber war er auch zur Erkenntnis gekommen, daß die Tiere zweifellos eine Seele haben. Er ist überzeugt, daß sie Freuden und Leiden und Leidenschaften, Liebe und Haß kennen, und daß „ihr Glauben und ihr Zweifeln ihr Wollen so gut beeinflußt, wie bei uns"[4]).

Eine solche Überzeugung ist die Frucht verschiedener Erfahrungen und setzt eine Neigung voraus, auch bei den niederen Geschöpfen, mit denen der Mensch verkehrt, den Sinn des Lebens zu ergründen. Ist aber das Verständnis dafür einmal geweckt, so wird er sie nicht mehr bloß für den Spielball des rohen Instinktes halten, sondern mit ihnen fühlen. Als Dichter sucht er nun nach den Spuren der im Tiere angenommenen Persönlichkeit. Nichts belebt ein Bild so sehr, als die darin enthaltene Seele. Wenn uns Rosegger „die braune, schwerbeeuterte Glockenträgerin" zeigt, die „wohlgesättigt von der Halde" heimkehrt, genügen diese paar Worte,

---

[1]) Vergl. Volksleben in Steiermark, S. 288—296. Dort sind alle Ausdrücke verzeichnet, durch die die Hirten im nordöstlichen Steiermark mit den Tieren verkehren.
[2]) Waldheimat I, S. 230.
[3]) Waldheimat I, S. 294—311.
[4]) Erdsegen, S. 238.

eine malerische Skizze zu geben. Diese wird noch ergänzt und individualisiert durch die Bemerkung, daß die Kuh „voranging im Bewußtsein ihrer Würde". Mit feinem Takt gelingt es ihm, die Bewegung, von der er das Tier ergriffen glaubt, hervorzurufen, ohne jedoch die Grenzen der Wirklichkeit zu überschreiten und sie durch fühlbare Absichtlichkeit zu entstellen. Der strengste Empirist wird keine Fälschungsklage erheben, wenn er liest, daß der Hund erschossen wurde und „die fünf Jungen winselnd und die Wunde beleckend ihn umkreisten"[1]). Aber diese objektive Feststellung enthält doch auch die leise Andeutung eines dumpfen Mitgefühls.

An andern Stellen tritt allerdings das tierische allein zutage, oder besser gesagt: es läßt nur die blinde Gewalt eines entfesselten Willens erkennen. Der Ochse hatte „große, pechschwarze Augen . . . eine Schnauze, auf welcher, gute Gesundheit deutend, stets Tröpfchen standen . . . Seine Hörner waren dick und etwas nach vor- und aufwärts gebogen, grau und rauh an der Wurzel und schwarz und glatt an den Spitzen"[2]). Ist der Stier gut aufgelegt, so „legt er seinen klotzigen Kopf auf die Rücken der anderen und springt gelegentlich gar mit den Vorderfüßen hinauf"[3]); gerät er aber plötzlich in Wut, so „hebt er den Schweif und stößt die Hörner in den Boden, daß der Sand stiebt"[4]). Hier duldet der Instinkt in seinem Übermaß keine Fessel; sein Überschäumen ist das charakteristische Merkmal, woran des Malers Auge haften blieb.

So weit ist Rosegger auf den ersten Anlauf gelangt. Die physischen Eigentümlichkeiten der Tiere sind ihm Äußerungen, die er verdolmetschen will. Seine Absicht ist klar: er will ins Innerste gelangen, den Grund erkennen, woher dieser Ausdruck des Auges, jene Bewegung kommt, die er ebenso beim Menschen gesehen hat, und die, wie er weiß, gewisse Eigenschaften, gewisse vorherrschende Neigungen oder gewisse Leidenschaften verraten. Diesen und jenen bezeichnenden Zug festzustellen, unser rechtes Verständnis der Physiognomie fördern, damit wir über die Beziehungen und Verwandtschaften nach-

[1]) Jakob der Letzte, S. 214.
[2]) Waldheimat I, S. 296.
[3]) Jakob der Letzte, S. 150.
[4]) Allerhand Leute, S. 52.

denken, die sich daraus erschließen lassen: das ist sein Ziel und diese Wirkung bringt er auch hervor. Die Mühe, die er anwendet, um durch den Schein zur Ursache zu gelangen, bringt ihm wenigstens den Gewinn, die treueste, lebendigste, suggestivste Deutung des kostbarsten Elementes der wahrnehmbaren Wirklichkeit zu bieten.

Stellt ihm der Stier den ununterdrückbaren Ausbruch zügelloser Leidenschaft dar, so sind ihm andere Tiere die leibhaftige Anmut oder ängstliche, wilde Schamhaftigkeit, oder Treue und Selbstvergessenheit. Mit heißem Anteil sieht er zu, wie das Zicklein mit den Vorderfüßchen auf die Knie des Kindes steigt und es „mit seinen großen, schier viereckigen Augen schelmisch anschaut". Am Rand des Waldes beobachtet er das Reh: „Dort steht es nun, hält hoch seinen Kopf und lauert," bei der geringsten Bewegung „läuft es mit vollster Entfaltung seiner Schnellkraft über die Wiese und schnurgerade ins Dickicht hinein"[1]). Die Hündin, die ihre zahlreichen Jungen säugt, ist ihm das Bild glühender Mutterliebe. Wie liebt er das gute Tier, und wie ergötzt er sich an den Neugebornen, an denen „schier alles Kopf und am Kopfe wieder schier alles Schnauze" ist[2]).

Manchmal ist das Tier, besonders der Vogel, eins mit der Landschaft, er nennt es nur, um den Farbenfleck, den es bildet, oder den Klang, den es ihm gibt, zu verzeichnen. Hier „schwingt sich ein Steinadler im Blau"[3]), oder „der Wachtelschlag ertönt aus dem wogenden Kornfeld". Im allgemeinen zeigt dieser Impressionismus nicht, welchen Anteil der Dichter an den Taten auch der armseligsten unter den laufenden, fliegenden oder kriechenden Geschöpfen nimmt.

Er hat die Tätigkeit der Schwalben unter dem Dache beobachtet und kennt die geringsten Ereignisse ihres häuslichen Lebens, hat das Liebeswerben des Männchens belauscht, seine Sorgfalt für die Gefährtin während der Brutzeit, die eifersüchtige Tapferkeit zum Schutze des Heims vor Eindringlingen. Bei der Erzählung in „Meine Ferien" wird man gewahr, wie klug diese anmutigsten unter unsern „Geschwistern, den Tieren", sind, wie Rosegger dem Heiligen von Assisi nach-

---

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 62 ff.
[2]) Als ich jung noch war, S. 88.
[3]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 311.

zusprechen stets geneigt ist. Wir werden nicht nur über ihre raschen Entschlüsse belehrt, sondern auch über die Sicherheit, mit der sie sich in ihrer geheimnisvollen Sprache untereinander verständigen[1]).

Dann ladet er uns ein, die Nester zu betrachten. Wir beugen uns mit ihm über „das Nest einer Drosselfamilie in einem Busch am Bach". Auf die Gefahr hin, die ängstliche Gesellschaft zu erschrecken, schauen wir der Atzung zu und hören das Gepiepse an, das er uns verdolmetscht. Welch reizendes Bild, in der die Liebe des Künstlers zu seinem Gegenstande mit so anschmiegender Meisterschaft das unfaßbare Element ergründet und deutet, das wir „Leben" nennen[2]).

Selten löst sich sein Eindruck in eine rein ästhetische Freude auf. Den von Blume zu Blume flatternden Schmetterling vergleicht er wohl mit „einer schneeweißen, großen Blüte, die heranweht"[3]); öfter aber fesselt ihn der Fleiß der Geschöpfe, ob sie sich schlau auf Raub verlegen, wie der Raubvogel, oder ein ganz bescheidenes Leben führen, wie die Ameisen. Wie entzückt und ergriffen erzählt er: „Und darüber schwebten mit ruhig ausgebreiteten Flügeln die Habichte, zogen weite Kreise in der Luft und schossen dann plötzlich nieder in das Holz, um ein Finklein oder eine Wildtaube zu ermorden[4])." Mit ebensolcher Spannung betrachtet er die Spinne, die sich zu einem Kügelchen zusammenrollt und tot stellt, wenn man sie anrührt. Das Gewimmel der Käfer im Gras und unter dem Laub ist ihm ein Gegenstand steter Belustigung. Das Verhalten eines winzigen Insekts erregt sofort seine Sympathie und begeistert ihn. Für die „Raupe, die sich gegen eine Unzahl von Feinden", die Ameisen, wehrt, hegt er Mitleid; ein anderes Mal wieder nimmt er Partei für die von irgend einem furchtbaren Angriff bedrohten und verstörten Ameisen. Er möchte die hartnäckigen, tausendmal zurückgeschlagenen Kämpfe der kleinen Wesen, die ihn durch ihre Tapferkeit gewonnen haben, unterstützen und gerät in Entzücken über die Mannigfaltigkeit

---

[1]) Meine Ferien, S. 280—285. Rosegger hat in diesem Bande mehrere fleißige Studien über das Leben der Vögel und der Insekten gesammelt. Vergl. Waldheimat I, S. 347—355.

[2]) Das ewige Licht, S. 126.

[3]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 59.

[4]) Martin der Mann, S. 197.

ihrer Hilfsmittel, triumphiert, wenn schließlich der Schwächere das letzte Hindernis umgangen oder der letzte Angriff, der seinen Untergang hätte bedeuten können, vereitelt worden ist[1]).

Da die mächtige Anziehungskraft des Weltalls, worin der Mensch lebt, darin besteht, daß es ihm in ungemein vergrößerten Verhältnissen und in zahllosen Formen das Rätsel seines eigenen Geschickes darstellt und durch den Zauber des starken und reichen Lebens seine eigene Lebenslust steigert, so versteht es sich für Rosegger von selbst, daß die schon in der Pflanzenwelt erkennbare Bruderseele ihr letztes Geheimnis im Tier zu lüften versucht und ein unvollkommenes Abbild unser selbst bietet.

Manchmal drückt schon die Form des lebendigen Wesens deutlich den Charakter der Landschaft aus, in welcher es sich bewegt. Die Gemse, die an den steilen Abhängen grast, beim geringsten Laut von Fels zu Fels springt und von Zeit zu Zeit in die Ferne lauscht, ist die Verkörperung des Geistes der Alpen. Das grausame Spiel, Jagd genannt, widerstrebt ihm daher doppelt, sie erscheint ihm nicht nur als schändlicher Mord, sondern auch als pietätlose Entweihung.

Hört er das Hirschgeröhr zur Brunstzeit in den Wäldern, so meint er: „kein Liebeslied der Kreatur ist so schauerlich, so offen Elementargewaltiges kündend[2]).“ Der Bienenkorb ist ihm das Ur- und Vorbild produktiver sozialer Tätigkeit, und er erkennt hier die Grundeinheit, aus der im unendlichen Weltall jede Lebensäußerung entspringt.

VII.

Das Aufgehen der Seele im Gefühl ihrer Einheit mit der unendlichen Welt ist, wenn man auf den Ursprung zurückgeht, der höchste Trost, den der Frieden und Vergessen suchende Mensch der Naturbetrachtung verdankt. Der Waldschulmeister genießt dieses Aufgehen seiner Persönlichkeit in der Natur als Quietist. „Es ist,“ heißt es an einer anderen Stelle Roseggers, „wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme und als Felswand, als Abgrund, als Gletscher vor unserem Auge stünde; es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem

[1]) Meine Ferien, S. 272—278.
[2]) Jakob der Letzte, S. 318.

Sonnenäther, und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden[1])."

Gewiß wird nicht jeder erstbeste Bummler solch mächtige Gemütsbewegung empfinden. Rosegger behauptet, daß die Städter, über die er sich so gerne lustig macht und die aus Müßiggang oder der Mode halber in kurzen Sommerwochen seine Waldheimat unsicher machen, sie nicht einmal ahnen[2]). Um dahin zu gelangen, um die „Alpennatur zu verstehen und unbeschreiblich lieb zu gewinnen, muß man in Sonnenschein und Sturm, am Morgen und am Abend, in finstrer Nacht und im Mondenlicht" bei ihr sein[3]). Und besonders muß man es verstehen, „Zeit zu haben für die große Natur ringsum, in die man seine Seele gießt, wie in ein kostbares Gefäß, aus dem man in heiligen, tiefen Zügen sich dann selber wieder heraustrinkt"[4]).

„Erst der ganze, geistig reife Mensch erkennt die Schönheit ganz. Daß das Auge einen Berg sieht, das macht nichts aus; man muß von der Ewigkeit, von den Gewalten der Natur und ihrem Wandel etwas gehört und erfahren haben, dann erst wirkt das stille Bergbild auf unsere Seele[5])." Die Seele der Natur ist ein Echo, das wir wecken, es antwortet nur den Tönen, die beweisen, daß eine menschliche Seele schon die Geheimnisse kennt, die sie verbirgt. Mit andern Worten: sie ist ein Spiegelbild unserer eigenen Seele und gefällt nur dann, wenn man sich selber hineinlegen und wieder herausgenießen kann, wenn die Seele frei, das Gemüt in Ordnung ist[6]).

Zum Dank für die Beachtung, die wir ihr schenken, enthüllt sie sich uns in dem Maße, als sie die Fassungskraft von uns denkenden, empfänglichen Wesen erweitert. Überdies erhöht sie die Bedeutung unseres inneren Blicks; lüftet den Schleier, der in unserm Unterbewußtsein eine ganze Welt von Ahnungen und einen Schatz von Erinnerungen verhüllt, bahnt uns einen

---

[1]) Alpensommer, S. 37.
[2]) Allerhand Leute, S. 323. Vergl. ebenda Der Sonntagsbauer, S. 380.
[3]) Spaziergänge in der Heimat, S. 141.
[4]) Wildlinge, S. 17.
[5]) Das ewige Licht, S. 139.
[6]) Erdsegen, S. 184.

Weg in die Zukunft und wirft Streiflichter auf unsere Vergangenheit [1]).

„Eine Welt von Schönheit," heißt es im „Ewigen Licht", „und ein Anschauen dieses Taufarbenspiels ist die Stimmung meiner Kindheit in mir. Und manchmal deucht mir, die ganze Natur sei voller Erinnerungstafeln an unsere Vergangenheit und vieles an ihr geht uns vielleicht nur darum so zu Herzen, weil es verloren geglaubtes, inneres Leben wieder aufweckt [2])."

Die Unwissendsten, wenn sie sich nur das Vorrecht der Naivität, der geraden, ungeschminkten Ehrlichkeit bewahrt haben, sind in dieser Hinsicht zu Festen zugelassen, von denen die Frivolen und die Verdorbenen ausgeschlossen sind. Die einfache, niedrige Magd kennt Augenblicke, wo sie den Kopf von ihrer täglichen Arbeit erhebt und in stummes, dankbares Anschauen versunken, die Herrlichkeit der Natur bewundert [3]). Zwischen ihr und dem Dichter gibt es nur einen Unterschied im Grad der Begeisterung. Ihr Beispiel bestätigt den Zusammenhang zwischen unserm Gefühlsleben und der Natur. Stärker ist jenes, zahlreicher, verschiedener und tief sind unsere Natureindrücke; es sieht so aus, als ob wir dem Weltall unsere Erfahrungen übergäben und es sie uns nach langer Pause, aller Zufälligkeiten entkleidet, zurückstellte.

Daher kommt es, daß die Erinnerung an gewisse Ereignisse für uns an die Wiederkehr gewisser Wirkungen in der Landschaft, an das Zusammentreffen mit gewissen Blüten, an die Gegenwart eines gewissen malerischen Elementes geknüpft ist [4]). Manchmal bildet sich sofort eine Übereinstimmung zwischen der Empfindung und der Umgebung, auf die gerade der Blick fällt. Im Rausch getauschter Liebesgeständnisse gibt sich der Bursche der Illusion hin, als nähme die Natur teil an der Harmonie und dem Frieden, die in ihn eingekehrt sind. „Dort über dem Waldrücken ragte die glitzernde Nadel des Kirchturms (von Strahlgau) empor, und der weiche Klang der Mittagsglocke wehte heran und hin über das stille Lärchenholz [5])." Schließlich kann sich ein Schein von stillem Ein-

[1]) Heidepeters Gabriel; Schriften des Waldschulmeisters, passim.
[2]) Ewiges Licht, S. 155.
[3]) Waldheimat I, S. 30.
[4]) Waldheimat II, S. 335.
[5]) Dorfsünden, S. 258.

verständnis zwischen der Gegend und dem Herzen einstellen. Dann sind die Kornblumen „blau leuchtende Blumenaugen“ [1]), und „dem Burschen fächeln die jungen Kornähren an die Stirne, als wollten sie ihm einflüstern, was er für eine Antwort geben soll“ [2]).

Hat man sich gewöhnt, seine Gemütsstimmungen mit Naturerscheinungen zu verbinden, dann entsteht ein steter Verkehr von Seele und Landschaft. Der Waldschulmeister dankt dem schattendunklen Bach, dem Wiesengrün, „dem Tau und den Vöglein und dem Reh und dem ganzen Wald [3]).“ Er hat sich überzeugt, daß „die Blumen leben und lieben“. Er empfindet den Urwaldfrieden als „stille, heilige Zuflucht der Verwaisten, Verlassenen, Verfolgten — Weltmüden; als einziges Eden, das dem Glücklosen noch geblieben“ [4])! Er weiß, daß sie ihre „Wohltaten verschenkt, und daß man, um ihrer teilhaftig zu werden, nur allen Stolz, alle Berechnung, beinahe alles Denken von sich werfen und sich in vertrauensvoller, redlicher Stimmung zu erhalten braucht“ [5]).

Die Erde unterwirft sich unser ganzes Wesen; sie verwandelt alle, die sich ihr nahen; jene, denen sie erste Nährmutter war, können sich nie ganz von ihr befreien. Aus der dampfenden Scholle scheint ein Geist aufzusteigen, dem man nicht entgehen kann, daher die große Anhänglichkeit des Bauers an die Erde. Wenn er „unbedeckten Hauptes über die braunen Schollen dahinschreitet und sein Korn der Erde opfert, kommt ihm das ganz weihevoll priesterlich vor“. Wenn dann das Korn aufgeht, vergißt er seine Mühen und er betrachtet, ohne ein Wort zu sagen, voller Hoffnung, die Reihen der zarten grünen Pflanzen. „Kein Mensch sieht sich mit seinem Tun und Lassen so unmittelbar auf Gott angewiesen.“ Er ist „Gottes Handlanger“. Er düngt, ackert und bebaut sein Land, aber Gott befruchtet es. Aus diesem Glauben entspringt nach Rosegger jene fatalistische Ergebung, die ihn im

---

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 18.
[2]) Dorfsünden, S. 268.
[3]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 181.
[4]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 69. Alpensommer, S. 397.
[5]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 57, 150.

Unglück stark macht: seine Aufgabe ist Arbeit im eigentlichsten Sinne des Wortes[1]).

Selbst dort, wo sich die Natur der Bezwingung durch den Menschen entzieht und ihm nur ein kaltes, hochmütiges Antlitz zeigt, entspringt aus dem Anblick ihrer Majestät eine andere Art von Trost für ihre Schwäche. Ihre kühle Ruhe spricht uns von der Ewigkeit, sie bewährt sich als höchste, unwandelbare Macht. „Und so wird es (in der Heimat) nach mir dort sein, wie es lange vor mir gewesen ist[2]).“

Indem die Natur uns die Grenzen zeigt, die sie uns gesetzt hat, veranlaßt sie uns, alles, was uns im alltäglichen Leben beschäftigt, vom Standpunkt der Ewigkeit aus zu betrachten. Dann ist „irdisch Weh, Maienschnee“[3]). Ihre Gefühllosigkeit für unsere herzzerreißenden Leiden rettet uns davor, von ihnen verfolgt zu werden. Das Leben, das trotz allem um uns herum pulst, bietet uns eine grausame, aber mächtige Ablenkung. Aus unserer offenbaren Hinfälligkeit angesichts der beiden Unendlichkeiten Zeit und Raum, entsteht in uns nach dem Scheitern unserer Hoffnungen die Wohltat des Verzichts und des Vergessens. Seine Gewalttätigkeit verletzt nur unsere physische Schwäche. „Menschenkind, was bist du für ein armseliger Wurm[4]),“ sagt sich Rosegger, als ein schwerer Eisblock sich loslöste, ins Rutschen kam und donnernd an ihm vorüber in den Abgrund stürzte. Wer fühlt in diesem Ausruf nicht, daß das denkende Wesen sich rächt für die Demütigung der Materie? Wenn die Natur uns zu erdrücken Miene macht, erhebt sie uns tatsächlich ebenso, wie sie uns befreit.

Nichts beruhigt, genau genommen, mehr, als das Aufgehen des einzelnen ins große, unsterbliche Leben, dessen Atem die Stürme sind. In der vollständigen Einsamkeit der Alpengegenden genest die Seele von der Traurigkeit, die von ihrer Vereinsamung unter den Menschen herstammt. Der Dichter hört im Waldhaus in der großen Stille „das Atemholen der Nacht“[5]). „Die wildesten Konflikte des Herzens,“

---

[1]) Erdsegen, S. 145.
[2]) Waldheimat I, S. 6.
[3]) Sonderlinge, S. 168.
[4]) Spaziergänge in der Heimat, S. 431.
[5]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 18.

sagt er in der Erzählung „Die Zuflucht"[1]), „lösen sich nicht in Tränen und nicht in Blut, sondern nur im reinen Taue des Waldes."

Die Unwandelbarkeit des Schauplatzes, das Licht, das ihn beleuchtet: „das beste, was wir haben[2])," die feine Harmonie, die selbst dem Schweigen der hohen Gipfel entströmt, „die immerdar klingende Ruhe" oder das Klingen der Stille, zart und leise, wie aus der Ewigkeit her[3])," und zuletzt noch die unaufhörliche Unterhaltung, die aus den Naturereignissen und Dingen entspringt — all dies bildet die Macht, durch die das Weltall auf unser innerstes Gemütsleben wirkt. Wenn wir eine Baumrinde[4]) genau betrachten, wird unser Verstand gefesselt: er vergißt die Geringfügigkeit seiner täglichen Sorgen, ungeahnte Gedanken beschäftigen ihn, er staunt über eine so sinnreiche Feinheit und eine so unerschöpfliche Fruchtbarkeit. Wenn wir unsre Blicke zum Himmel erheben, begleiten unsre Gedanken die eilenden Wolken, und wenn wir dem melodischen Gemurmel des dahineilenden Baches lauschen, so achten wir nicht darauf, daß er in seiner geschwätzigen Laune unsere Sorgen mit fortschwemmt.

Indem die Natur uns in ihrem Reichtum und in ihrer Erhabenheit anspruchsloser macht, uns zum Selbstvergessen bringt, erleichtert sie nicht nur unser Herz, sie reinigt es auch. Für Rosegger ist der Begriff Reinheit mit dem Begriff Jugend verbunden, der den der Ewigkeit in sich schließt. Der Eindruck von Dauer, den Meer und Gebirge hervorrufen, begeistert jeden, der sich ihm hingibt. Befleckung ist die Wirkung von Abnützung und Zerstörung; nichts entstellt die unveränderlichen Dinge. Der brausende Wasserfall wird schließlich „das Gebet und das Lied" Jakobs des Letzten, des idealen Älplers, und er tritt „allemal mit feierlichem, erhobenem Gemüte aus dem Felsengrund, genannt: im Gottesfrieden"[5]).

Wenn der Mensch ohnmächtig ist, irgend etwas am Schauspiel zu ändern, das uns das Meer darbietet, wenn das Spiel

---

[1]) Neue Waldgeschichten, S. 127.
[2]) Volksleben in Steiermark, S. 379.
[3]) Alpensommer, S. 45.
[4]) Heimgarten, Okt. 1898, S. 65.
[5]) Jakob der Letzte, S. 347—350.

der Wellen heute noch so ist, „wie zu den Zeiten Homers [1],“ so spricht es uns dennoch nicht nur von der Ewigkeit; etwas von seiner unbefleckten Reinheit geht auf uns über, indes wir es beschauen. Da wir nach Roseggers Ansicht die Erscheinungen, die uns in unserer physischen Umgebung auffallen, ins Sittliche übertragen, reißt uns der Meereshorizont „so weit und unerreicht, den nur die Sehnsucht mißt“, hin, die engen Grenzen unseres Egoismus zu durchbrechen.

Befreit, kennt unser Sein die Freude. Von den „Schriften des Waldschulmeisters“ an bis zum „Ewigen Licht“ und zum „Erdsegen“ sind die Werke Roseggers reich an Gestalten, die durch Unglück, Krankheiten oder Ausschweifungen niedergedrückt wurden und sich im Verkehr mit der unberührten Natur wieder aufrichten. Sie erweckt die geschwächte Energie, vorzeitiges Alter weicht einer neuen Jugend. Schon der Aufstieg regt die Seele zum Singen an [2]. Auf den hohen, sonnenbeschienenen Gipfeln, von wo der Blick ohne Hindernis in die Ferne schweifen kann, erbebt unser Herz vor Liebe, Vertrauen und Begeisterung, und Lebenslust trinken wir aus den frischen Bergquellen [3].

Wo aber, wenn nicht unter den Menschen, könnte der der Verzweiflung abgerungene Optimismus seine Befriedigung finden? In einer Wendung, an der man erkennt, welches Bedürfnis nach Gleichgewicht in Roseggers tiefster Seele schlummert, sagt er, daß es schließlich ein Gewinn für die Gesellschaft ist, wenn die Einsamkeit Wohltaten an jenen Menschen übt, die des Verkehres mit ihresgleichen müde, sich an ihrem Busen erfrischen wollen.

Ein Wunsch nach brüderlicher Teilnahme entwickelt sich in dem Gemüt, das durch die Natur gereinigt und geklärt worden ist. In der vollständigen Einsamkeit der Berge oder der Wälder kann der Mensch nur vorübergehend Zuflucht finden. So wohltätig es ihm ist, sich für kurze Zeit dorthin zurückzuziehen, so nachteilig wäre es ihm, sich dauernd in ihr niederzulassen. Und wenn er es auch wollte, vermöchte er es nicht. „Wer von den Menschen und ihrem Jammer einmal weiß,

---

[1]) Mein Weltleben, S. 367.
[2]) Volksleben in Steiermark, S. 362.
[3]) Neue Waldgeschichten, S. 127.

den duldets nimmer im stillen Lärchenwalde, der muß zu ihnen[1]).“

In solcher Tiefe knüpfen sich nach der Vorstellung des Denkers die Bande zwischen Welt und Menschen. Die Gewißheit eines unendlich großen und mannigfaltigen Lebens in der Natur war seiner mythischen Anschauung schon zu Beginn aus der Betrachtung der äußeren Erscheinungen der Welt klar geworden, und je länger er sie durchdachte, um so gewisser wurde ihm das Gefühl einer vorausbestimmten Harmonie. Rosegger ist überzeugt, daß das Menschenleben sich nicht neben der Welt abspielt, sondern daß es sittlich noch mehr als physisch unaufhörlich von ihr beeinflußt wird. Es ist nicht zufällig, daß uns ein stolzer Gipfel zu einer Hymne begeistert oder der Zorn des Ozeans zur Tapferkeit aufstachelt. Unser sittliches Wesen ist so sehr von der Natur abhängig, daß zwischen beiden jederzeit und überall eine Verbindung besteht und sich ihr göttlicher Einfluß den Bedürfnissen, Fähigkeiten, ja sogar den Wünschen unsrer Seele anpaßt. Wie Ebbe und Flut, die von höherer Einsicht geregelt werden, schwankt unser persönliches Bewußtsein zwischen der Einsamkeit, in der es sich vorbehaltlos der Wirkung der Weltseele hingibt, und dem sozialen Kreis, in dem es die dort erworbene Einsicht verwendet. Aus dieser fruchtbaren Abwechslung entsteht für uns die Ordnung.

---

[1]) Neue Weltgeschichten, S. 136. (Hier darf wohl an die berühmte Beichte des Steinklopferhans in den „Kreuzelschreibern“ von Anzengruber [III. Akt, 1. Szene] erinnert werden, die mit dem jauchzenden Bekenntnis schließt: „Du g'hörst zu dem all'n und dös all' g'hört zu dir! Es kann dir nix g'schehn!“ Der Wiener Dramatiker und der steirische Erzähler, die so innig befreundet waren, bekannten sich zum gleichen Pantheismus. M. N.)

II. Kapitel

Christentum und Orthodoxie

Roseggers Schriften sind von Religion durchtränkt. Im „Waldschulmeister" und noch mehr im „Gottsucher" hat er die Religion in einer Zeit zu schildern gesucht, wo sie noch ihre volle Macht auf die Seelen ausübte, ein soziales Bindemittel von unvergleichlicher Gewalt war. Das religiöse Problem an sich hat manches seiner Werke angeregt: „J. N. R. J.", worin er das Leben und die Lehren Christi ohne Wundergeschichten so darstellte, wie sie sich im Kopf eines Mannes aus dem Volke spiegeln dürften; „Mein Himmelreich", worin er sein Glaubensbekenntnis, sein Verhältnis zu den einzelnen Dogmen ausführlich niederlegte.

Jedem Leser seiner Werke muß sich die Wahrnehmung aufdrängen, das ihn das religiöse Problem niemals und nirgends gleichgültig ließ. Zahlreiche kleine Erzählungen und Novellen drehen sich um einen religiösen Konflikt. Gelegentliche Bemerkungen zeigen, daß ihm das Übersinnliche immer ins reale Leben hineinspielt. Religiöse Empfindungen wecken seine Erinnerungen an die Vergangenheit. Eine religiöse Naturanschauung ist ihm, wie wir eben gesehen haben, angeboren. Kurz, ohne die Phantasie zu fesseln, noch seine Vernunft zu erdrücken, hüllt das religiöse Gefühl wie eine Atmosphäre seine Gedanken alle ein.

I.

Was man von Roseggers Jugend weiß, erklärt diese Grundanlage. Solange er im Vaterhause weilte, beherrschte die Religion das häusliche Leben des Alltags, der fromme Vater wachte eifrig darüber. In der Vorstellung, die man von der Welt hatte, handelte man so, als ob der Mensch von un-

endlichen Gefahren umgeben wäre, jede Minute die schützende Macht zu seinem Heile anrufen müsse. Im Glaubensbekenntnis des Vater Lorenz nahm der Böse die Stelle der tausend kleinen, listigen Gottheiten ein, vor denen sich die Zeitgenossen Catos des Älteren oder des Ennius fürchteten und denen sie in steter Furcht eine unendliche Zahl von Zauberkünsten und die ausgeklügelten Hilfsmittel verschiedener Götzendienste entgegenstellten. Daheim oder im Felde, ob er arbeitete oder sich ankleidete, immer betete Lorenz.

Etwas spöttisch durchkreuzte die Mutter oft, in ihrer Jugend mit einem Lächeln, später durch eine müde Bemerkung diese Frömmigkeit. Darin lag aber auch nichts Unfrommes, denn sie selbst wußte nichts, was ihr nicht von der Religion gelehrt worden wäre, sie konnte sich nichts vorstellen, was nicht aufs Jenseits gerichtet gewesen wäre. Ihre Erzählungen, Märchen, Gleichnisse, so sehr sie persönliche Erfindung waren, erweckten keine anderen als nur religiöse, wenn auch nicht immer rein christliche Vorstellungen.

Das ganze Haus übte die kirchlichen Hauptvorschriften gemeinschaftlich morgens und abends, zu Beginn und am Ende der Mahlzeiten, jeden Nachmittag und jeden Samstag Abend. Am Türstock des großen Zimmers hing der Weihkessel, aus dem sich jeder vor jedem Gebet besprengte. Und vollends an den Feiertagen, deren Wiederkehr der oft befragte Kalender[1]) nicht vergessen ließ. An den großen Kirchenfesten gab es nichts, was den Weg zur Messe nach Krieglach oder Kathrein verhindern durfte, und wäre es auch zur Rorate[2]), die den ganzen Advent hindurch lange vor Tag gelesen wurde. Man ehrte auch alle Heiligen an den ihnen gewidmeten Tagen, und der ihnen zukommende Teil von Verehrung wurde ihnen um so weniger vorenthalten, als man ihre Verwendung und guten Dienste oft anrief und sich in besonderer Schuld bei ihnen fühlte[3]). Der heilige Florian bewahrt das Haus vor Feuer,

---

[1]) Die Buchhandlung Leykam in Graz gibt noch heute einen Bauernkalender heraus, in dem für jene, die nicht lesen können, alle Einzelheiten der religiösen Feiertage durch konventionelle Zeichen angegeben sind.

[2]) Nach dem Text „Rorate coeli"; die vor Tagesanbruch gelesene Messe versinnbildlicht die Finsternis der Zeiten vor Christi Geburt. Mein Himmelreich, S. 156.

[3]) Volksleben in Steiermark, 174, 206.

der heilige Donat vor Sturm; der heilige Leonhard war Schutzpatron des Viehes; der heilige Kulian verschafft dem Mädchen einen Mann[1]). Im Hochschwabgebiet, in der Kirche von Thörl bei Aflenz, verehren die Wildschützen den heiligen Eustachius, den Jäger, und Ägidius, „den Hirschkuhmann“[2]).

Im Winter blieben die Älpler oft wochenlang in ihren Hütten eingeschlossen und waren gezwungen, die dringendsten religiösen Übungen im Hause zu besorgen. Betete der Vater vor dem bescheidenen, von zwei Pechspänen beleuchteten Hausaltar seine Litaneien, so umgab ihn etwas von der Autorität des Priesters. Besonders am Weihnachtsabend, zu Silvester und am Vorabend des Dreikönigstags, wenn er mit seinen Knechten sein „Hab und Gut beräucherte: das Haus, den Brunnen, die Ställe, den Dunghaufen, die Vorräte und Werkzeuge, die Tiere und die Menschen“[3]). Beim Nahen eines Gewitters zündete er die geweihte „Wetterkerze“ an. Oder die Mutter betete aus einem Buche halblaut das Evangelium des heiligen Johannes und „machte mit dem hölzernen Kruzifix des Hausaltars Kreuze nach allen Himmelsrichtungen hin“[4]).

Verließ man das Haus auf längere Zeit und überließ es seiner Einsamkeit, dann betete man den „Haussegen“, durch den man es den Heiligen des Himmels empfahl und sprengte „Weihwasser an Tür und Fenster“[5]).

An Kreuzwegen bezeichneten hölzerne Kreuze, an Bäumen Heiligen- oder Marienbilder mit geweihten Zweigen die Allgegenwart des christlichen Gedankens und gestatteten auch, im Freien, unterwegs und während der Arbeit, die vorgeschriebene Andacht zu verrichten. An gewissen Tagen wurden viele dieser Kreuze beliebte Wallfahrtsorte. „Aus nah und fern kamen Andächtige herbei, zündeten Lichter an, legten bescheidene Opfergaben hin und gingen erleichterten Herzens wieder nach Hause[6]).“ Kam man zu Besuch, so sagte man zu allererst: „Gelobt sei Jesus Christus“ und erhielt zur Antwort: „In Ewigkeit, Amen.“

---

[1]) Waldheimat II, S. 177, 256.

[2]) In der Bretagne rief man den heiligen Mamert gegen Bauchweh, den heiligen Tivertin gegen Kopfweh, usw. an.

[3]) Waldheimat I, S. 128. Wildlinge, S. 142.

[4]) Waldheimat I, S. 237.

[5]) Waldheimat II, S. 15.

[6]) Als ich jung noch war, S. 40. Vergl. Waldheimat I, S. 149 ff.

Allen diesen Gebräuchen lag die Angst zugrunde, und der Ursprung aller religiöser Übungen war das Vertrauen auf die Allmacht göttlicher Intervention.

Die Heiligen wurden buchstäblich als Stellvertreter Gottes angesehen, „jeder hatte sein besonderes Fach und Feld [1].“ Je nach seinen Wünschen fand der Gläubige bei ihnen die nötige, sozusagen autorisierte Fürbitte; sie waren den Lebenden gleichgestellt, schienen ihr legendenhaftes Dasein im vertraulichen Verkehr mit den sie Anbetenden fortzuführen.

Die heilige Jungfrau war eine besonders sichere Zuflucht; ihr zu gefallen, legte man sich jede Kasteiung auf. Samstags fastete man ihr zuliebe und teilte den Armen Almosen aus [2]. Um ihrer Barmherzigkeit noch teilhaftiger zu werden, begab man sich im Mai nach Maria-Schutz auf den Semmering [3], noch lieber nach Maria-Zell und rutschte auf den Knien zum Gnadenbild hin [4].

Unerklärliches, Närrisches, wirklich oder angeblich Geheimnisvolles übte auf ungebildete Menschen stets Einfluß aus, zumal in einem Land, das durch seine Lage von den großen Strömungen der Geschichte abgeschnitten ist [5]. Die Natur schien der Turnierplatz zweier Mächte: einer wohlwollenden, mit allen Attributen der Güte geschmückten, und einer feindseligen, verderbten, aber der ersten mindestens ebenbürtigen Macht. Einsamkeit und Abhängigkeit von den Elementen unterhielten fortwährend das Bewußtsein dieser ständigen Rivalität [6].

Was Rosegger vom alten Jochem, seinem Paten, sagt: „Das Wenige von Menschenwerken, was er begreifen konnte, war ihm göttlichen Ursprungs; das viele, was er nicht begreifen konnte, war ihm Hexerei und Teufelswerk [7],“ das gilt von den meisten. Diese Frömmigkeit war ein Schutz an den Grenzen einer unendlichen Welt, in der tückische Kräfte stets auf der Lauer zum Angriff bereit lagen.

Die ältesten hölzernen Kreuze an den Straßen waren zur

[1]) Volksleben in Steiermark, S. 55.
[2]) Waldheimat II, 334.
[3]) Waldheimat I, S. 247
[4]) Waldheimat I, S. 170
[5]) Bergpredigten, S. 241. Schriften des Waldschulmeisters, S. 305.
[6]) Waldheimat II, S. 147.
[7]) Waldheimat I, S. 220.

Zeit der Pest aufgerichtet worden[1]). Wenn der Hausvater und die Mutter abends nach dem Essen Herd, Tisch und Bett mit Weihwasser besprengten, so sollte das für die Nacht das Unglück vom Hause fernhalten[2]). Beim Gewitter läutete man, um böse Geister zu vertreiben[3]). Über den Türen, an der Wand des Bettes oder der Wiege zeichnete man gerne das Trudenkreuz oder den Trudenfuß[4]), der vor Hexereien und Teufelsspuk schützte. Gebete und Beschwörungen sollten Krankheiten und Wunden heilen[5]). Aus jeder Erscheinung der äußeren Welt machte man ein Vorzeichen[6]). In den kreischenden Nachtvögeln schreien die verlorenen Seelen der Verstorbenen den Lebendigen allerhand Mahnungen und Warnungen zu, und wenn ein Licht unruhig flackert, so meint der Volksglaube, daß in diesem Hause bald ein Lebenslicht auslöschen werde[7]). Verirrte man sich im Wald, so war man auf eine Irrwurzen getreten[8]).

Das Bedürfnis zu glauben mischt sich auf dieser Bildungsstufe mit dem Bedürfnis, sich alle geheimen und furchtbaren Kräfte der übernatürlichen Welt günstig zu stimmen. Unter dem Deckmantel des Christentums lebte das alte Heidentum weiter. „Auch ich habe vor des Landmannes Hausaltären gekniet, ohne heute noch zu wissen, ob ich Gott oder Göttern gedient," sagt Rosegger in den „Älplern"[9]).

War die Ernte gut, so hing man an die Balken der Kruzifixe oder legte auf den Hausaltar die letzten Früchte, die letzten Kornähren, teils zum Zeichen der Dankbarkeit, teils um von der Gottheit zu erlangen, daß das folgende Jahr noch fruchtbarer würde. Hatten die Spätfröste und die Hundstage nicht zu arg gehaust und konnte das Obst reifen, dann

---

1) Sonntagsruhe, S. 147.

2) Sonderlinge, S. 377.

3) Volksleben in Steiermark, S. 42.

4) Allerlei Leute, S. 41. Volksleben, S. 60—72. Goethe, Faust I, Vers 1395. Das Pentagramm oder Pentalpha hatte schon bei den Pythagoräern eine geheimnisvolle Bedeutung.

5) „Das Abbeten", Als ich jung noch war, S. 110.

6) In Volksleben in Steiermark (S. 60—72) hat Rosegger die charakteristischsten Formen des in seiner Jugend in Steiermark verbreiteten Aberglaubens mitgeteilt.

7) Waldheimat I, S. 72.

8) Waldheimat I, S. 221.

9) Älpler, S. 8.

verehrte der Bauer seinen Hausgöttern auch gern ein paar Äpfel[1]). Man warf Brot ins Wasser, wenn eine Überschwemmung drohte, streute Mehl in den Wind, um dräuende Stürme zu sättigen[2]). Beim Hochzeitsmahl vergaß man nicht der „schönen Frau mit den zwei Katzen", wie die Germanen die Göttin Freya bedachten.

Am Johannistag, den 27. Dezember, segnete der Pfarrer selbst den Wein, den die Gläubigen in die Kirche brachten; heimgekehrt, ließen sie das Weinglas rundum gehen und tranken einander zu wie bei heidnischen Gelagen[3]).

Am Johannestag, 24. Juni, wurden „Sonnwendfeuer angezündet, wohl als Überbleibsel der Feuer, die voreinst dem Gott Donar hier gelodert haben"[4]). Schließlich berichtet Rosegger, er habe in Alpel Bauern gekannt, die sich den Himmel als eine Art von Walhalla vorstellten[5]).

Das eigentümliche dieser „Glaubensartikel", in denen sich unbewußt und malerisch so viele heterodoxe Elemente vermengten, war ihre derbe Aufrichtigkeit. Man erhielt von ihrem Gegenstand sofort eine beinahe konkrete Anschauung und brachte das Gemüt in ein inniges, vertrauliches Verhältnis zu ihm.

Zum Teil lebten sie weiter in den Erzählungen und Märchen der Spinnstubenabende. Gab es auch kein Beispiel dafür, daß jemand in der Christnacht das Vieh in menschlicher Sprache reden hörte, so glaubte man, wie an eine unumstößliche Wahrheit, an die Berichte alter Leute darüber oder an das Eingreifen der Hexen oder gar der Heiligen selbst in das Leben der Ahnen.

So begnügte sich die Religion nicht mit ihrem Einfluß auf die Gegenwart, sondern bestimmte auch jeden in die Vergangenheit geworfenen Blick. Dort wo die Autorität des Übernatürlichen zu versagen schien, erhob sie sich und stärkte sich durch den Glauben an das Zeugnis der Ahnen.

---

[1]) Volksleben in Steiermark, S. 19.

[2]) Rosegger erzählt zwar diese Gebräuche als von einer Generation aus dem Beginne des 19. Jahrhunderts stammend. (Schriften des Waldschulmeisters, S. 137.) Das „Windfüttern" war aber in seiner Jugend noch gebräuchlich. (Allerhand Leute, S. 51.)

[3]) Volksleben in Steiermark, S. 433.

[4]) Spaziergänge in der Waldheimat, S. 414.

[5]) Waldheimat I.

II.

Rosegger hatte seine ganze Kindheit und Jugend mitten in solch tiefer, unvernünftiger und lebendiger Religiosität verlebt, war nicht nur Zeuge ihrer Handlungen gewesen, sondern hatte seine Phantasie mit allen ihren Elementen genährt — und wurde doch ein Anhänger der freien Forschung, wissensdurstig, klarheitliebend! Diese Antinomie mußte Rosegger in sich selbst überwinden. Daß er es ohne sichtbaren Riß tat, jedem der beiden einander ausschließenden Elemente sein Recht gewährte, erkennen wir aus seinen Schriften, in denen er die einzelnen Grade seiner Erfahrung und die genaue Formel seiner Überzeugung verzeichnet.

Der erste Eindruck hat dauernd Spuren in seinem Gemüt hinterlassen. „Auf meinem Lebenswege," schrieb er 1891[1]), „bin ich schon an vielen Altären vorübergewandelt. An Altären der Liebe und des Hasses, an Altären des Mammons und des Ruhmes — ich habe jedem geopfert. Aber mein Herz, mein ganzes Herz habe ich nur an jenem Altar niedergelegt, der einst in der armen Stube des Waldhauses gestanden. Und wenn ich weltmüde dermaleinsten die Himmelstür suche, wo kann sie zu finden sein, als in dem dämmernden Waldwinkel über dem Tische, wo das kleine hölzerne Kruzifix gestanden? Kreuze habe ich gesehen aus Gold und an Ehren reich, Kreuze aus Elfenbein, geschmückt mit Diamanten, Kreuze, an welchen Weihe und Ablaß hing — bei keinem habe ich je Gnade gefunden. Das arme Kreuz in meinem Vaterhause wird mich erlösen."

Er weiß, daß er der Bruder und das Kind der alten Alpler geblieben ist. Unaufhörlich kommen ihm jene Redensarten von traditioneller Einfachheit in die Feder, die von strenggläubigen Menschen gebraucht werden. Sie gefallen ihm, weil sie in unbestimmter Form die Illusion der Ruhe im Schoße eines uralten Glaubens fortpflanzen. Gegen das Wesen, das die Deisten pomphaft den Allmächtigen nennen, benimmt er sich unter Umständen wie ein kleines Kind, ruft ihn mit jenem vertraulichen Respekt an, mit dem man einen sehr nachsichtigen Großvater behandelt. Diese Formen haben

[1]) Hoch vom Dachstein, S. 118.

etwas so Gemütberuhigendes und verpflichten so wenig, daß Rosegger es als ungerechte Entbehrung empfände, sollte er sich ihrer enthalten.

Er zögert nicht, jedesmal, wenn ihm die Laune ankommt, den einfältigen Glauben seiner Berge an Gott Vater, Gott den allmächtigen Schöpfer zu äußern. Und dieser Glaube oder richtiger: dieses Vertrauen genügt ihm und befriedigt ihn. Nur darf man ihn nicht fragen, in welcher Gestalt er sich den lieben Gott vorstellt, denn es liegt ihm gar nichts an einer präzisen Vorstellung. Es ist ein Wort, das einen gewissen Zustand seines Gemüts, seinen optimistischen Idealismus formuliert, die allgemein verständliche Benennung des gütigen Schutzes, auf den der Mensch in seiner Schwäche sich zu stützen strebt. Aufrichtig gesteht er in einem Brief an Hamerling (24. März 1890), an einem Tag der Trauer und der Prüfungen, daß „er an Gott glaubt, so oft er ihn braucht".

Nicht nur das Unglück führt ihn zu Gott, auch die Freude hat diese Macht. Hat er einen hohen Berg seiner Heimat bestiegen, den Hochschwab oder den Dachstein, und überblickt er das großartige Alpenbild, so ruft er aus: „Danken wir Gott, daß er uns ein solches Heimatland gegeben hat[1])!" Und das soll heißen: Seien wir glücklich und dankbar vor der Schönheit. Fährt er bei Triest auf dem stürmischen Meere, so fühlt er sich „in der sanften Gewalt Gottes"[2]). Sein Gebet endet mit der Anrufung; er verbindet sie nicht, wie J. J. Rousseau mit pathetischer Emphase, sondern fühlt sich dabei am liebsten als Kind.

Aber das Gefühl ist nicht allein an seinem Gottesglauben beteiligt, dieser fügt sich vielmehr als notwendiger, unerschütterlicher Bestandteil seiner Gedankenwelt, seiner Weltanschauung ein. „Glauben kann man nur an Dinge, die unsicher sind, die nicht bewiesen sind. Sagt jemand, daß er an die Sonne glaubt? Gott braucht man nicht zu glauben, denn wir wissen ihn ... Gott ist. Ich sage es mit derselben Ruhe, mit der man etwas Selbstverständliches sagt. Gott ist, weil alles nur durch ihn sein kann[3])."

---

[1]) Spaziergänge in der Heimat, S. 265, 404.
[2]) Spaziergänge in der Heimat, S. 415.
[3]) Mein Himmelreich, S. 382.

So unabhängig von jedem Beweis in seinen Augen dieser Begriff auch ist, so befriedigt er seinen logischen Geist doch nur darum, weil er ihn für beweisbar hält. An dessen Stelle die Hypothese von der Urzelle zu setzen, scheint ihm ein eitles Tun, da sie dem Gemüt und der Phantasie nichts bietet und einen ebenso großen Aufwand von Verstandesarbeit fordert. Mit andern Worten: die wissenschaftliche Hypothese erfordert ebensoviel Gläubigkeit, wie der Deismus.

Für Rosegger offenbart sich Gott immerfort durch alles, was im Weltall, um uns herum, über Menschenvermögen hinaus geschieht[1]). „Die Blume, der Sturm, der Sternenhimmel, die Gebirgswelt, das Meer, die ganze Wesenheit der Welt spricht: Ein Gott, ein ewiges Leben[2]).“ Die Gewißheit vom Dasein Gottes entströmt der Natur so spontan, so unwiderstehlich, wie Hitze und Licht der Sonne. „Wenn ein Vogel singt,“ hört man „Gott sprechen“[3]). Rosegger liebt den tiefen Sinn der Sprüche, in denen sich einst der Glaube der Einfältigen äußerte. Für ihn wie für sie selbst sind Blumen „die Augen Gottes“[4]). Er möchte es der kläglichen Menge sagen:

Die Armen, sie wandern
Am Pilgerstab,
Die Weisen, sie suchen
Den Himmel ab.
Sie suchen im schuldlosen Kindesherzen
Und fragen mit Grauen den starren Tod:
„Wo bist du, Gott?“

Und sieh, im Suchen
Und heißem Streit,
Steht immer der Herr
An ihrer Seit',
Und klopft ihnen lächelnd wohl auf die Achsel:
Ihr Kinder, schaut Euch doch einmal um,
Seid nicht so dumm![5])

Wenn die Außenwelt, wie sie der Dichter sieht, Gott beweist, so bezeugt ihn die Seele nicht minder kräftig durch

---

1) Feierabende, S. 392.
2) Mein Himmelreich, S. 3.
3) Victor Hugo, Rayons et Ombres.
4) Feierabende, S. 392.
5) Gedichte, S. 158.

ihre Bestrebungen. Wenn Gott nicht wäre, sähe Rosegger keine Möglichkeit zu erklären, wie es im Chaos der Materie und der Kräfte, die der Materialist blind nennt, dem Menschen gelungen wäre, aus sich heraus diese führende Sehnsucht zu erkennen, die er Ideal nennt und die mit den Naturelementen und der Materie gar keine Ähnlichkeit hat[1]). „Der Mensch schafft sich ein ideales, immer edleres Abbild seiner selbst, nennt es Gott und strebt ihm zu." So erhebt er sich selbst und nähert sich der Vollkommenheit. „Wer aber hat ihn gelehrt, so zu tun? Doch wohl der, welcher den Wesen die Kraft und den Geist der Entwicklung ins Herz gelegt hat, der Vater Gott, der in aller Ewigkeit die Welt erschaffen hat und sie in alle Ewigkeit erschaffen wird[2])." Der Gedankengang, der dem Unendlichen und Unfaßbaren den Namen Gott beilegt und eine Person schafft, ist eine unvermeidliche Folgerung unserer gesamten Intelligenz. Die so erhaltene Vorstellung ist ja der Wesenheit Gottes nicht adäquat, allein diesem Mangel ist auch nicht auszuweichen. Ein stillschweigendes Übereinkommen gewöhnt den Menschen daran, sich damit zu begnügen, wie er ja auch „den mathematischen Punkt durch einen Tintentupfer auf dem Papier versinnlicht"[3]). Als geistige Stütze der Sittlichkeit offenbart sich Gott bei Rosegger in einer Art von wirklicher Gegenwart in der Seele des Gerechten. „Diese Einrichtung, daß der Ungerechte einem großen Elende entgegengeht, der Gerechte aber den Frieden des Herzens findet, ist der beste Beweis für die Existenz eines weisen Gottes[4])."

Die Quelle, woraus in der Welt und in der Menschlichkeit selbst alle Größe, aller Adel und alle Schönheit quillt; die übersinnliche ewige Macht, die das Gute und Wahre zum Siege führt und dem Schlechten nur scheinbare Vorteile gewährt; der Geist, der im innersten Gewissen segnet oder verdammt: das ist nach des Dichters Meinung Inhalt und Sinn des Wortes Gott.

---

[1]) Vergl. Spinozas Ethik: Wenn Gott nicht wäre, so gäbe es in unserem Verstand etwas mehr als in der Natur.

[2]) Mein Himmelreich, S. 17.

[3]) Allerlei Menschliches, S. 119.

[4]) Mein Himmelreich, S. 11. Schelm aus den Alpen II, S. 96. Allerlei Menschliches, S. 243. Höhenfeuer, S. 171.

Das erste Attribut, das er ihm beilegt, ist die Kontinuität der Schaffenskraft. Die Harmonie der Naturphänomene ist ihre stete Wirkung. Rosegger meint, daß sich das Wunder von der Erschaffung der Welt jede Sekunde erneuere[1]). Wenn Gott sein Werk aus der Hand legte, dann käme die Herrschaft des Zufalls, das heißt des Chaos[2]). Das zweite Attribut Gottes ist die Güte. Der Gott Roseggers ist ein Gott der Vorsehung, oder genauer gesagt: die Idee, die er sich von ihm macht, ist untrennbar von der Vorstellung der Ordnung, sie erhält in ihm das Vertrauen in eine ebenso wohlwollende, gerechte, als auch unumschränkte Führung und rät ihm, alles was außerhalb des schwachen Fassungsvermögens menschlichen Wollens liegt, ihm anheimzustellen[3]).

Das „Reich Gottes" ist daher in uns. Es ist die Seelenruhe dessen, der sich dem „Willen Gottes" unterwirft, das heißt, der seinen Frieden von keinem irdischen Gut abhängen läßt und in sich die Flamme des guten Willens und der Liebe lebendig erhält[4]). „Das Reich Gottes," schrieb Rosegger, „ist die uneigennützige Freude des Gerechten[5])." „Gott soll man nicht draußen suchen im unbeschränkten Raum, sondern in der eigenen Brust[6])." „Bleibe nur immer redlich und gut, dann ist Gott allzeit bei dir und du wirst mutig und stark sein in der Gefahr[7])." „Jene Religion ist die wahre, welche ins Menschengemüt Frieden, Ergebung und Zuversicht legt[8])." Sünde und Verdammnis ist es, kein Verlangen nach Gott und Unsterblichkeit zu haben, leer und kalt zu sein, sich nicht mehr freuen an unschuldigen Menschen, nicht mehr an der Schönheit der Schöpfung[9]). „Beten heißt, seine Gedanken stets mit Sehnsucht dorthin richten, wo Gott und die ewigen Dinge sind[10])."

---

1) Mein Himmelreich, S. 9; Schelm aus den Alpen, S. 353.
2) Mein Himmelreich, S. 9.
3) Mein Himmelreich, S. 10.
4) Mein Himmelreich, S. 381, 388.
5) Buch der Novellen I, S. 307; Sonntagsruhe, S. 148.
6) Erdsegen, S. 193.
7) Wildlinge, S. 110.
8) Allerlei Menschliches, S. 110.
9) Lasset uns von Liebe reden, S. 380.
10) J. N. R. J., S. 285.

III.

Ein Geist, der sich so bemüht, den Gottesgedanken zu erklären, wird auch dem Problem des Todes nicht gleichgültig gegenüberstehen.

Der Anblick des Todes war Rosegger, der in seiner Jugend an Leichenwachen teilgenommen hatte, wohl vertraut. Die Zufälle, denen das Leben der Älpler ausgesetzt ist und die ihm so oft ein gewaltsames Ende bereiten, hatten ihm wiederholt den Tod in seiner grausamen Wirklichkeit gezeigt. Menschen, die durch ein Leben in steter Gefahr dem Tode zu trotzen gelernt haben und ihm jederzeit ins Auge schauen, nehmen ihn als eine unvermeidliche Notwendigkeit hin und sehen ihm ruhig entgegen. Sogar der Aberglaube, den sein Geheimnis geschaffen, lebt in ihnen, ohne sie zu verwirren. Wenn der Tod sie in ihren Lieben trifft, verrichten sie ihre Tagesarbeit weiter. Die Sennin, deren Kind gerade gestorben ist, singt dennoch, weil die Kühe sonst keine Milch gäben[1]).

Anstatt dem Anblick des Todes auszuweichen und ihn als schreckliche Belästigung schnell von sich zu weisen, ehrt man ihn in diesen Kreisen durch bis ins kleinste festgesetzte Zeremonien.

Wird der Priester zu einem Sterbenden gerufen, so geht die Person, die ihn holte, mit dem Glöckchen voraus und „schellt, auf daß die Menschen in den Häusern und Hütten auf die priesterliche Handlung aufmerksam gemacht würden“[2]). Dann versammeln sich die Angehörigen und die Nachbarn um den Sterbenden und beten Sterbegebete. Nach seinem Ableben verbrennt man, nach uralter Sitte, das Bettstroh, worauf er gestorben ist: „Wie voreinstmal die Vorfahren ihre Wuotansfeuer haben entfacht, den teuren Verstorbenen der Göttin Hell, der Bergenden, empfehlend[3]).“ Waren alle Pflichten gegen den Toten erfüllt, so kamen von weit her die Leute, die ihn gekannt hatten, von ihrer Arbeit zur Totenwache[4]).

So wenig Scheu hat man vor dem Gedanken an den Tod, daß man die Erinnerung an sein Eindringen sogar verewigt.

---

1) Waldheimat II, S. 245.
2) Waldheimat I, S. 317.
3) Waldheimat II, S. 330.
4) Waldheimat II, S. 332.

In der Nähe von Alpel legte man den Toten gleich nach dem Absterben auf ein Brett, das genau die Länge seiner Leiche hatte; lag sie im Sarge, so wurde das Brett mit seinem Namen versehen und an eine Wand des Hauses genagelt[1]).

Von allen wurde anerkannt, daß der Tod eines Kindes nicht betrauert werden soll, da das kleine Wesen unschuldig aus der Welt scheidet. Daher steckte der junge Mann, der den kleinen Sarg auf den Friedhof trug, Blumen und rote Bänder, „den Totenbuschen", auf seinen Hut[2]).

Ehe der Trauerzug sich in Bewegung setzte, wurde der Sarg mit dem „Übertan", einem dünnen Leinengewebe überdeckt, „der nach dem Glauben des Volkes am jüngsten Tage dem Auferstehenden als Überkleid dient[3])." Da die Pfarre meist sehr weit von der Hütte entfernt war, brach man gewöhnlich vor Tagesgrauen auf und nahm beim matten Kerzenlicht noch schnell ein einfaches Mahl, das „Totenmahl" ein, wobei man nur leise redete. Dann betete man laut die fünf Wunden Christi und ließ das Haus in seiner Einsamkeit. Man hörte das Summen des betenden Leichenzuges, man sah das Flimmern der wenigen Laternen zwischen den Baumstämmen[4]).

Vor dem Pfarrdorf gab es einen Aufenthalt, um den Arzt zur Totenbeschau zu erwarten. Dann wurden die alten Litaneien wieder gebetet und inzwischen Lieder gesungen, in denen man den Toten von seinen Angehörigen und von seinem Dorfe Abschied nehmen ließ. Eine Stunde später wurden die liturgischen Gebete vom Pfarrer gesprochen, und noch ehe die letzten Schaufeln Erde die Grube füllten, psalmodierten ein paar Freunde nach einem alten Text und Rhythmus lange Klagelieder der Überlebenden.

So stand die ganze Totenfeier von der Agonie bis zum letzten Lebewohl und bis zum letzten Bissen der reichlichen „Totenzehrung"[5]) im Zeichen der festen Zusammengehörigkeit

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 402.

[2]) Als ich jung noch war, S. 190. Vergl. Waldheimat II, S. 402, wo Peter den kleinen Sarg mit Eßwaren zum Totenmahl füllt, ehe er ihn auf die Alm trägt.

[3]) Waldheimat II, S. 337.

[4]) Waldheimat II, S. 339.

[5]) Als ich jung noch war, S. 401.

von Tod und Leben. Der Tod zerriß nicht alle Bande, man hatte nicht den Eindruck einer Vernichtung, nicht einmal einer Vollendung, sondern eines feierlicheren, tieferen Abschnittes, als sonst. Er bot Gelegenheit zu Zusammenkünften; man versammelte sich um den Toten, wie um einen Auswanderer.

Man begreift, daß unter solchen Umständen der Gedanke ans Jenseits in den Seelen mächtig wirkte, oder vielmehr: alle diese Gebräuche und Zeremonien erhielten in allen einen kräftigen, vorbehaltlosen Glauben an ein zukünftiges Leben. Man war fest überzeugt, daß die unsichtbaren Toten nicht aufhören, uns zu umgeben und auf unser Leben Einfluß üben[1]). Der lebhafte Glaube an Gespenster und Geister war natürlich nur die Materialisation der Gefühle, die unser Gemüt bewegen, wenn wir uns in die Erinnerung an unsere Toten versenken.

Es geschah wohl, daß dieser Glaube in gewissem Sinne für einfache Naturen eine praktische Stütze der Moral war. Irgend ein Gevatter Schleicher hätte sich durch seine Habgier vielleicht verleiten lassen, die Grenzen des Besitztums zu eigenen Gunsten zu verschieben, wenn er nicht gefürchtet hätte, nach seinem Tode nachts längs dem Grenzzaun gespenstern zu müssen bis der versetzte Grenzpfahl wieder an der richtigen Stelle stünde[2]).

Für den Gerechten war der Tod nicht furchtbar. Er nahte ihm „als der Erlösungsengel, der ihm einen Kuß auf die Stirne drückte"[3]), ihn von den irdischen Pflichten löste und sein Schicksal auf ewig bestimmte.

Rosegger hatte frühzeitig die Betäubung kennen gelernt, die die Lippen der Überlebenden in den Augenblicken verschließt, die auf den Tod eines Menschen folgen, und die Angst mitempfunden, „die wie ein Stein auf dem Herzen liegt[4])." Dies hatte seine Gedanken früh auf die Rätsel des menschlichen Schicksals gelenkt. Von da an hatte die „große Feierlichkeit"[5]) des Todes und der Friede, den er sichert, seine Gedanken mehr gefesselt, als der Schrecken seiner Nähe.

---

[1]) Ewiges Licht, S. 271.
[2]) Erdsegen, S. 184.
[3]) Waldheimat II, S. 335.
[4]) Waldheimat I, S. 88.
[5]) Hoch vom Dachstein, S. 116.

Sterben müssen ist das allen Lebenden gemeinsame Los, und diese Allgemeingültigkeit mildert die Strenge des Einzelschicksals. „Dann denke ich wieder,“ schreibt Rosegger am 16. Juni 1872 an Friedrich Schlögl, „was doch der einzelne für ein Recht hat, leben zu wollen, wo er doch sieht, daß alles stirbt und fällt und wechselt. Das Sterben des Menschen heißt doch nichts anderes, als den Egoismus abstreifen, und das ist die herrlichste Erlösung.“ Die Furcht, die er so vielen Menschen einflößt, ist ein illusorisches Entsetzen, und ihr einziger Zweck ist, denen, die sich ihr hingeben, alle Ruhe und jedes Glück zu rauben; jenen dagegen, die seine Lehre beachten, erscheint der Tod wohlwollend.

Er erhöht den Wert des Lebens[1]). Nach einer Totenwache: „wie war es da licht und taufrisch, voll Vogelgesang, voll Blütenduft, voll Leben im Walde[2]).“ „Die Achtung vor den Toten wandelt sich leicht in Liebe zu den Lebendigen[3]).“ Man möchte den Lebenden zahlen, was man den Toten schuldet. Das gesteigerte Bewußtsein von der Kürze des Lebens stachelt die Nächstenliebe auf und empfiehlt Aufopferung für andere[4]).

Umgekehrt lehrt der Tod Mäßigung im Genuß und Kraft in der Versuchung[5]). „Niemand geht unbelohnt über Friedhofserde; diese Schollen kühlen die Leidenschaften und erwärmen die Herzen[6]).“ „So unbegrenzt der menschliche Geist auch fliegen mag in den Weiten, sein großes Ziel wird umschlossen von den Brettern des Sarges[7]).“

Eine paradoxe und furchtbare Antinomie würde die logischen Forderungen von Roseggers Natur verletzen, wenn der Friede des Todes gleichbedeutend mit dem ewigen Tod der Seele wäre. Er kann nicht begreifen, daß das Leben mit seinem Streben und seinem erhabenen Leiden in diesem Nichts tragisch enden soll.

Hat eine lange Krankheit den Menschen sich auf den Tod vorzubereiten gestattet — bemerkt er gern — so sieht man ganz

---

1) Schriften des Waldschulmeisters, S. 159.
2) Waldheimat I, S. 78.
3) Allerlei Menschliches, S. 261.
4) Bergpredigt, S. 197.
5) Waldheimat I, S. 79.
6) Schriften des Waldschulmeisters, S. 159.
7) Schriften des Waldschulmeisters, S. 290.

deutlich, wie die Seele sich von den Banden des Körpers löst. Der Sterbende vergeistigt sich; man begreift, daß das Göttliche in ihm der Befreiung zustrebt. Man gewahrt die allmähliche Trennung der Seele von der irdischen Hülle, die ein langsamer Verfall unaufhaltsam vernichtet[1]).

Rosegger erscheint die ausgleichlose Grausamkeit eines Endes nicht nur vom sittlichen Standpunkte aus unerträglich. „Den Gedanken an den ewigen Tod kann ich nicht ertragen," schreibt er an Hamerling[2]). „Und diese Antipathie gegen ihn ist mir ein Beweis, daß er nicht sein wird." Und um sich zu beruhigen, zieht er eine Reihe von rationalistischen Schlüssen, etwas cartesianischer Natur, die in seinen Augen beweiskräftig sind.

„Ich bin, das ist mir der allersicherste Beweis, daß ich war und sein werde[3])." Er gibt zu, daß er die Realität seines Seins nur für den gegenwärtigen Augenblick verbürgen kann. Aber dieser Augenblick umfaßt in ihm die ganze Ewigkeit. Man kann sich in der Tat nicht vorstellen, daß sich diese zerteilt. Die Zeit, die unsere Gedanken bestimmen, ist nur ein Teil der vom denkenden Wesen begrenzten Ewigkeit[4]).

„Ich bin, ich war, ich werde sein," sagt Rosegger[5]). „Denn daß ich bin, empfinde ich; daß ich war und sein werde, gründe ich auf Erfahrung, denn in aller Zeit, die ich weiß, war ich, und ich habe keine Zeit erfahren, in der ich nicht war und nicht sein werde.

„Unendliches läßt sich mit endlichen Mitteln nicht beweisen. Man muß es fühlen, wie man sein eigenes Leben fühlt." Wie kann man sich andrerseits das Nichts vorstellen? Wie kann ich die Hypothese eines Zustandes annehmen, den ich nicht erlebt habe, da ich nur das Sein kenne? Es ist mir unendlich leichter, die Dauer des Ichs vorzustellen, als den Beginn eines Nichtseins, von dem ich keine Vorstellung habe. Und würde ich überdies diesen Widerwillen gegen das Nichts in mir tragen, wenn mein Leben auf die Materie beschränkt

---

1) Sündenglöckel, S. 391.
2) Heimgarten, April 1902, S. 542.
3) Sonnenschein, S. 426.
4) Sündenglöckel, S. 402.
5) Allerlei Menschliches, S. 117.

wäre? Der Wunsch nach Ewigkeit, der mich beschäftigt, woher hätte ich ihn? Wie könnte er sich rechtfertigen? Die Vorstellung der Ewigkeit selbst, die der Mensch in sich trägt, ist an sich bezeichnend. Wie ist es erklärlich, daß der Mensch, dessen Leben so kurz ist, dessen persönliche Erfahrung in Zeit und Raum so begrenzt ist, fähig ist, im Geist Zeit und Entfernung zu messen, die die Grenzen seiner Existenz so unendlich übertreffen? Wie kann man sich klar machen, daß er die Ewigkeit begreift, wenn er nicht teil an ihr hat? Welche Gewalt tut nicht die Annahme des schließlichen Nichts dem Geiste an? Vor unseren Augen ist ein Mensch gestorben. Wie muß man auf sie wirken, um sich zu überzeugen, daß die eben noch gegenwärtige, tätige Seele vernichtet sei, nur weil die Hülle leblos ist! Welchen Beweis haben wir, daß sie nicht weiterlebt, mag es auch ein Leben sein, dessen Bedingungen wir nicht kennen[1]).

Und wenn es schließlich wahr ist, daß die Toten in unserer Erinnerung so lebendig sind, daß es in der Macht eines starken Gefühls liegt, in Gedanken und in gewissem Sinne, sehr persönlich mit ihnen zu verkehren, so findet Rosegger in dieser Gewißheit oder auch in dieser Illusion ein Zeichen mehr für die Wahrheit seiner Überzeugung[2]).

Das wichtigste für diesen spiritualistischen Denker ist, daß ihm die Fortdauer des Seins gesichert erscheint. In welcher Gestalt sie am wahrscheinlichsten ist? Darin liegt das unergründliche Geheimnis, und nichts nötigt zur vergeblichen Mühe, es zu ergründen[3]).

„Unsre Seele ist eins mit Gott, und unsre Heimat ist die Ewigkeit . . . Alle irdischen Zeitläufte und Taten sind nur Atemzüge dieses unendlichen Lebens, vor dessen Majestät die Angelegenheit unseres zeitweiligen Sterbens nichts als ein Wäschewechsel ist[4]).“

Die Seele ist also unsterblich. Sie überlebt die unendliche Reihe von sterblichen Leibern, die sie nacheinander bewohnt[5]).

1) Brief an A. Bulliod vom 11. Mai 1909.
2) Allerhand Leute, S. 315.
3) Brief vom 11. Mai 1909.
4) Sünderglöckel, S. 403. Vergl. Sonnenschein, S. 425.
5) Seine Vorstellung von dieser Unsterblichkeit vermischte sich beinahe, seiner eigenen Aussage nach, mit der Lehre von der Seelenwanderung. (Vergl. Als ich jung noch war, S. 431.)

Sie ist ebensowenig der Vernichtung unterworfen, wie Gott selbst, dessen unbestimmter, immer weniger verdunkelter, immer bewußterer Ausdruck sie ist.

IV.

Soviel Wert Rosegger auch auf die Tradition der Gebräuche legt, und wie insbesonders die Atmosphäre der katholischen Zeremonien auf sein Gefühl wirkt, so fällt seine merkwürdige Unabhängigkeit von allen Dogmen auf.

Sein System baut er streng rationalistisch auf einer tabula rasa, ganz voraussetzungslos auf.

Es ist klar, daß er mit Glaubensartikeln, die er nicht selbst aufstellt, nichts anzufangen weiß. Er bekennt zwar, daß die Religion hauptsächlich Gefühlssache sei, aber damit will er doch nur betonen, daß sie vom Individuum abhängt, daß es jedem freisteht, sie bei seinem Herzen zu Ansehen zu bringen: „durch Gründe, die die Vernunft nicht anerkennt." Er selbst aber hat nur dann Ruhe, wenn er sicher ist, daß sein Verstand mit dem Gegenstand seines Glaubens völlig übereinstimmt[1]).

Wenn er diesen darlegt, so geschieht es nicht, weil er sich schmeichelt, daß irgend ein Leser seiner Bücher ihn annehmen wird. Er weiß voraus, daß sein Glaube, für so befriedigend er ihn hält, nur von ihm verwandten Gemütern geteilt werden wird. Schließlich gibt er rückhaltlos zu, daß „jeder Mensch sich seinen Gott nach seinem Herzen schafft"[2]). Die Religion dringt ja in der Tat nicht von außen in den Menschen, sondern ist die Entfaltung eines Keimes, der in ihm lag. Ihr Wesen beruht im Innenleben, im persönlichen Verkehr mit Gott, dessen Wohltat schon ganz in der Sammlung, im Erwachen oder Befestigen des Willens enthalten ist[3]). Es kommt ihm nicht in erster Linie darauf an, was geglaubt wird, sondern vor allem darauf, daß geglaubt wird[4]).

Da die Religion reine Gefühlssache ist, hat sie selbstver-

---

1) Türmer VIII, S. 583. Mein Wildpfad zu Gott.
2) Mein Himmelreich, S. 270.
3) Volksleben in Steiermark, S. 237.
4) Heimgarten, März 1901, S. 445.

ständlich nichts mit Wissenschaft gemein; sie kann sie entbehren und kann von ihr nicht getroffen werden[1]). Ebenso ist sie nicht notwendigerweise mit der Moral verbunden.

„Man ist vielfach der Ansicht, daß die Ausführung des Guten und Rechten aus praktischen Zwecken schon Religion sei. Das ist nicht richtig. Bravheit, Gewissenhaftigkeit, Gesetzestreue, Tüchtigkeit ist noch lange nicht Religion. Religion ist nicht Tugend, sie fördert nur die Tugend; sie ist kein Verdienst, sondern eine Eigenschaft, ein Talent, ein Glück. In bezug auf Bravheit, Redlichkeit, Tüchtigkeit sehen wir keinen großen Unterschied zwischen Menschen, die eine positive Religion haben, und solchen, die keine haben. Der hohe Wert der Religion liegt anderswo. Der religiöse Mensch lebt ein zweifaches Leben, ein irdisches und ein überirdisches, welch letzteres den ehernen, herzlosen, sogenannten Naturgesetzen nicht unterworfen ist. Sein überirdisches Leben ist so reich an Seligkeit, daß er auch Teile des irdischen damit ausstatten kann. Die Wesen der Erde sind ihm Geschöpfe Gottes, das Himmelszelt ist ihm gleichsam ein Transparent jenes Gottes, der ihn durch irdische Drangsale nur läutern will, ihn erretten wird und einführen zum ewigen Leben, wo all sein Sehnen Erfüllung findet. Ja, so wunderbar mächtig ist die Religion, daß sie den sonst nach normalen Vernunftschlüssen denkenden und lebenden Menschen überzeugen kann von der persönlichen Anwesenheit Gottes im Brote. Die Naturgesetze sind ohnmächtig vor der Religion . . .[2])" „O nein, die Religion ist durchaus kein überwundener Standpunkt, wie manche meinen, sie ist Natur, gehört zur Menschennatur, wie das Lieben und das Hassen . . .[3])." „Mancher ist religiös, ohne daß er es selber weiß, mancher ist bigott und Atheist zugleich[4])."

Die positiven Religionen verachten und mit Sarkasmen verfolgen, zeugt von einer gemeinen Seele und beweist Mangel an psychologischem Takt. Gegen Heterodoxie intolerant sein im Namen eines Dogmas, verrät, daß man nicht weiß, woraus die Religion besteht.

---

1) Heimgarten, August 1909, S. 862.
2) Allerlei Menschliches, S. 108.
3) Erdsegen, S. 121.
4) Allerlei Menschliches, S. 109.

Wenn Roseggers Grundsatz vom freien Glauben sich auch jeder religiösen Idee außerhalb des Christentums anbequemt, und wenn er nicht dem Christentum, sondern seinem Denken die beiden ihn in seinem Optimismus bestärkenden Grundwahrheiten verdankt, so erkennt er doch die mächtigen Bedürfnisse, die den Erfolg der bestimmten religiösen Konfessionen bewirkten, und erkennt der aus Christi Lehren entsprossenen Religion eine besondere Würde zu.

Da alles um uns, über uns und in uns dunkel ist, findet er als das beste, was wir tun können: von dem Punkte aus, wo menschliche Forschung ihre Ohnmacht erkennt, das Mysterium in ein Symbol zu verwandeln, es unserm Empfinden zugänglicher zu machen, indem wir es konkretisieren.

Die Daseinsberechtigung der Kulte besteht darin, daß sie diese Symbole in Übereinstimmung bringt. Genau betrachtet sind die religiösen Feste symbolisch, und die Sakramente selbst symbolisieren die Beziehungen der gläubigen Seele zur göttlichen Macht.

Die Tradition und die einmütige Zustimmung von Generationen gibt dieser Vereinigung allgemein angenommener Glaubenssätze, die man eine anerkannte Religion nennt, noch eine besondere Autorität. Mehr noch, in Roseggers Augen bezeugen sie sie. Die lange Inbrunst von Jahrhunderten verwandelt den abstrakten Gegenstand ihres Glaubens in eine Wirklichkeit. Weil er so lange für wahr gehalten wurde, weil er so lange die Huldigungen und Gelübde des menschlichen Gemütes auf sich vereinigt hat, gewinnt er authentisches Leben in gewissem Sinne, da von ihm, von der Vorstellung, die man sich von ihm macht, wirksame Sittlichkeit, Einfluß auf den Willen und Imperative ausstrahlen, die Leben und Schicksal entschiedener leiten, als es irgend ein Mensch vermöchte. So hat sich die in den Evangelien kaum skizzierte Gestalt von des Heilands Mutter vergöttlicht. Die katholischen Gläubigen haben so lange und inbrünstig in das bleiche Gesicht der Jungfrau geschaut, so große Hoffnungen auf ihre Fürbitte gesetzt, daß zwischen ihr und ihnen aus dieser durch den Glauben geschaffenen Entität die unbestreitbare Wirklichkeit des von so vielen Generationen erflehten Trostes entstehen konnte. Rosegger verleiht dem Worte „Leben" eine vergeistigte, erweiterte, zugleich mystische und dennoch reali-

stische Bedeutung und bezeugt, daß eine tätige, wirkende Kraft eine lebendige Kraft ist.

Der merkwürdige Zauber Christi kommt daher, daß er noch zu seinen Lebzeiten diesen Glauben an seine Göttlichkeit durchsetzte und selbst als erster daran glaubte. Rosegger erklärt sich ein so außerordentliches Glück damit, daß kein Mensch je Gott näher war, als Christus, der „der edelsten Menschen einer war"[1]). Er war in hohem Maße, „was alle Menschen sind: ein Sohn Gottes"; er war „der Übermensch im höchsten Sinne"[2]).

Die leuchtenden Vorläufer seiner Lehre verkündigen diese einzige Würde. Er hat, wie Rosegger in „Mein Himmelreich" bemerkt, auf eine Weise, die nicht mehr geändert werden kann, die wesentliche Religion, den vorzüglichsten Kultus gelehrt. Mit leuchtenden Zügen hat er bemerkt, daß „das wichtigste der lebendige Glaube und der lebendige Jesus" ist[3]). Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten, das ist das „Heil" und folglich Freude und Frieden des Herzens.

Was Rosegger an dieser Lehre so anzieht, ist ihre Einfachheit und tiefe Menschlichkeit. Das Gesetz der Liebe, das auf dem Berge verkündet wurde, bildet die ganze Urkunde des Christentums, dem er anhängt. Nichts Äußerliches, nichts Unverständliches; keine jener Verwicklungen, jener Spitzfindigkeiten, die ihn abstoßen; kein anderer Zwang, als der der Pflicht, deren Erfüllung das individuelle Glück sichert und soziale Gegensätze löst; ein Ideal von Vollkommenheit, das das menschliche Wesen erhebt, sein Geschick rechtfertigt und seinem Blick die Ewigkeit erleuchtet. Wenn eine glückliche Anlage, ein entscheidender Aufschwung einen Menschen bestimmt, in seinem Herzen „das Reich Gottes" zu hegen, so sind nicht nur seine Beziehungen zu seinesgleichen für immer geregelt, sondern das „ewige Leben" ist in ihm. Derselbe Lichtstrahl enthüllt ihm zugleich die ganze Sittlichkeit und die ganze Metaphysik. Ohne Falsch wahrhaftig zu sein, die Dinge dieser Welt nach dem Maße der ewigen Werte zu bemessen, „ein bedürfnisloses, heiteres, unschuldiges Kind

---

[1]) Am Wanderstabe, S. 275.
[2]) Mein Himmelreich, S.275.
[3]) J. N. R. J., S. 389.

sein[1])," und im übrigen einfach und dankbar die Schönheit der Schöpfung zu genießen: darin liegt alles. Keine Drohung, kein entsetzliches Schreckbild beugt das Individuum nieder. Die Güter der Erde werden nicht abgeleugnet, noch herabgesetzt, sondern verklärt. Reinheit des Herzens nimmt die Stelle des Kultus ein und wird über jede förmliche Observanz gestellt. Man kann sich keine tiefere, noch befriedigendere Einheit denken.

Gewiß, es entgeht Rosegger nicht, daß der „gute Wille", der nötig wäre, diese höchste Gewißheit zu erzielen, durch alle Komplikationen des sozialen Lebens, so wie es verstanden wird, im Keime in uns erstickt wird. Die Milde der Forderungen Christi wird verkannt. Die mitschuldige Indolenz verschreit sie als streng und unanwendbar. Man merkt nicht, daß man an illusorische Bestrebungen viel lästigere Bemühungen wendet, daß die Kompromisse, zu denen man sich bequemt, Härten enthalten, die Christus nie fordern würde, und daß man täglich der „Welt" die Ausübung einer Tyrannei gestattet, deren Strenge abstoßen würde, wenn man nicht schon an sie gewöhnt wäre.

Wenn Christus wieder erschiene und heute seine Lehre verkündete, so würde er in Staaten, die sich am meisten schmeicheln, Christen nach den Vorschriften der Kirche zu sein, am sichersten in behördlichem Auftrag festgenommen werden[2]). Wenn seine Gebote wirklich befolgt würden, könnte kein geordnetes Staatssystem bestehen. „Keine Pfaffen, keine Soldaten, keine wilde Jagd nach Geld und Ehre, es wäre eine Lust, zu leben." Und er fügt hinzu: „Und das ist merkwürdig. Es ist eine Lehre, die nirgends eigentlich befolgt wird und die doch nicht mehr aus der Welt verschwinden kann[3])."

Er ist der Meinung, daß nichts aufkommen kann gegen dieses ursprüngliche Christentum, das sich durch nichts von der Freiheit unterscheidet. Das Evangelium Christi verträgt

---

[1]) Mein Himmelreich, S. 272.

[2]) Hier berührt sich Rosegger mit Dostojewski, der in der berühmten Legende in den „Brüdern Karamasow" erzählt, wie der Großinquisitor von Sevilla Christus dorthin zurückzukehren befiehlt, von wo er kam, als er sich einfallen ließ, in der Stadt persönlich zu erscheinen. (M. N.)

[3]) Mein Himmelreich, S. 271.

sich mit allen Tendenzen der verschiedenen Epochen und Sitten der verschiedenen Länder. So wahr es ist, daß „jede Bildung des Geistes einen Fortschritt zu Gott bedeutet, ebenso wahr ist es, daß nichts in Jesu Lehre sich nicht mit der Wissenschaft in Einklang bringen läßt, so unvereinbar sie sonst mit dem geistlichen Dogmatismus sein mag. Sogar der Materialist aus wissenschaftlicher Überzeugung, der Gott leugnet und christliche Tugenden übt, ist tatsächlich ein Jünger Christi"[1]). Frei steht es jedem, auf dem ihm passenden Weg zu Christus zu gelangen und in dem ihm zusagenden Maße die Hilfe der Kirche dazu in Anspruch zu nehmen. Nicht um die Seelen zu beherrschen, ist sie gegründet worden, sondern „um Seelenglück zu gewähren"[2]).

V.

Von diesem Standpunkte aus versteht man sofort, welche Haltung Rosegger gegenüber der so viele Jahrhunderte alten Institution einnehmen mußte, die sich für die Erbin Christi und Vollzieherin seines Willens erklärt.

Er hat ihr kein anderes Recht zuerkannt, als diese Mission. So lange sie ihr treu blieb, hat er sie verehrt. Überall, wo sie ihr nicht zu entsprechen und ihre Rolle als Dienerin zu vergessen schien, um sich Herrscherrechte anzumaßen und weltliche Zwecke zu verfolgen, predigte er gegen diese Anmaßung[3]).

Niemand beklagt mehr, als er, den Verlust des Schirmes und Schutzes, den eine vom rein evangelischen Geist durchtränkte Kirche dem einfachen Manne zur Zeit strenger Gläubigkeit bot[4]).

In scheinbarem Widerspruch zu sich selbst fand Rosegger lange Gefallen an dem äußerlichen Gepränge der katholischen Kirche, wiewohl er die wahre Frömmigkeit so innerlich auffaßt. Es war eine ganz subjektive Empfindung, auf die er Wert legte.

So wie seine Religion zu gewissen Stunden sozusagen eine Freiluftreligion ist, die darin besteht, „Gott in seiner Schöpfung zu suchen," so daß ein Sonnenauf- oder Untergang tat-

[1]) Mein Himmelreich, S. 255.
[2]) Mein Himmelreich, S. 256.
[3]) Mein Weltleben, S. 175.
[4]) Wildlinge, S. 147.

sächlich ein feierlicher Gottesdienst, ein Aufschwung zum Ewigen war[1]), so genießt er einen gleichen Reiz „bei den Klängen der Orgel und dem Strahle der Kerzen". Der Reiz der Sinne macht sein Gemüt empfänglich für die Andacht, für die Symbolik der Zeremonien. „Mitten unter den betenden, weinenden, in Andacht erhobenen Herzen," gedenkt er der „seligen Zeiten der Kindheit und Jugend"[2]).

Durch diese beständige Vorliebe hat er nie aufgehört, sich dem Bauerntum zuzugesellen. In seiner Kindheit mußten „die kirchlichen Feste und Darstellungen das ersetzen, was sie draußen in der Welt die Kunst nennen"[3]). Der Bauer knüpfte an den Gottesdienst seine besten Gedanken, den angeborenen Adel seiner Gesinnung, die ganze unbewußte Poesie seiner unklaren Ahnungen. Die Kirche war sich des Vorteils bewußt, den sie aus der Erwartung dieser einfachen Empfindung ziehen konnte. „Die Religion ist des Landmannes, des Bergsohnes Hort, sein geistiges Leben und seine — Erholung[4])." „Solange Kirchen stehen werden, wird und muß Herz und Gemüt in denselben daheim sein, und zwar unmittelbar verkehrend zwischen diesem freud- und leidvollen Leben und dem Gegenstande des Glaubens und der Hoffnung[5])."

Welchen Zauber die großen Feste tatsächlich ausüben, zeigt uns Rosegger in seinen Werken. „Der heilige Abend und der Christtag! Zwei Tage haben wir im Jahre, an welchen die Liebe herrscht, die vor nahezu zweitausend Jahren der Heiland geoffenbaret hat. Wenn jedes neue Jahrtausend auch nur einen Tag der selbstlosen Liebe in das Jahr dazu legte, so brauchten wir nur mehr dreihundertdreiundsechzigtausend Jahre, bis die Erde — vorausgesetzt, daß sie so lange das Leben hat — ein Himmelreich ist[6])."

Zu Weihnachten nimmt die arme blinde Magd, die der Dichter in dem rührenden Kapitel: „Meine Aja" in der „Waldheimat"[7]) verewigte, herzlich teil an allen Freuden

---

[1]) Spaziergänge in der Heimat, S. 265.
[2]) Allerhand Leute, S. 33. Vergl. Waldheimat, S. 340.
[3]) Das ewige Licht, S. 64. Schriften des Waldschulmeisters, S. 268.
[4]) Alpler, S. 7.
[5]) Volksleben in Steiermark, S. 429.
[6]) Mein Himmelreich, S. 179.
[7]) Waldheimat I, S. 28 ff.

dieses Tages, deren sie faktisch beraubt ist. Sie vergißt ihre Blindheit und sieht innerlich den Stern, der die Hirten leitet und frohlockt über die Erlösung der Welt. Es war, als feiere sie in ihrem Herzen die Geburt des göttlichen Kindes, zur Entschädigung für das Opfer ihrer eigenen Mutterschaft.

Wenn die Leute zur Kirche kommen, „klingen schon alle Glocken. Es ist schön, wie von allen Seiten die Lichter herbeikommen und endlich um das Gotteshaus einen förmlichen Kranz bilden. Aber auch aus den hohen Kirchenfenstern strahlt heller Glanz, und die Glöcklein klingen am Altare und die Orgel tönt — schmetternde Musik erschallt vom Chore mitten in der Nacht, und liebliche Weihnachtslieder wiegen dazwischen, jene alten Hirtenlieder, wie sie unsere Vorfahren in ihrer frommen, einfältigen Weise und in ihrer Mundart gedichtet haben[1])." An einer anderen Stelle „grüßt" er das „göttliche, unbegreifliche Weihnachtsfest"[2]). „Es ist kalter Winter, aber keinen friert, denn die Herzen sind warm. Es gibt heimliche Arbeit Tag und Nacht, keiner ermüdet, keinen hungert, die Liebe zum Mitmenschen stärkt und sättigt alle."

Naht das Fest der Auferstehung, so stimmt sein Eindruck mit dem der Jahreszeit überein: es ist prächtig und großartig. „Das Osterfest hingegen," meint Rosegger, „mahnt uns zur göttlichen Heldenhaftigkeit, sich für die Mitmenschen zu opfern[3])." Und wenn man feststellt, in welchem Geiste Rosegger die katholischen Feste und Zeremonien genossen, beobachtet und charakterisiert hat, so begreift man, daß er sagen konnte, den religiösen Sinn könne man ganz gut mit dem ästhetischen vergleichen[4]).

Übertreibung und Entartung des religiösen Sinnes ver-

---

[1]) Volksleben in Steiermark, S. 425.

[2]) Mein Himmelreich, S. 179. Roseggers Weihnachten ist katholisch. Es weckt hauptsächlich religiöse Gefühle. Die Feier in der Kirche ist an sich eine Freude für Herz und Sinne. In protestantischen Ländern — im Norddeutschland Theodor Storms und Gustav Frenssens — ist es beinahe ausschließlich Familienfest, sein Zentrum ist der häusliche Herd. In dieser Gestalt hat es der reife Rosegger kennen gelernt. Es hat ihn weniger ergriffen als das südliche, katholische in seiner Jugend. „Die Lichter am Weihnachtsbaum, sie brennen genau so feierlich, ernst und still, wie jene dereinst an der Totenbahre!"

[3]) Mein Himmelreich, S. 184.

[4]) Schriften des Waldschulmeisters, passim. Vgl. Ewiges Licht, S. 64.

letzen ihn, stoßen ihn, wie Geschmacksverirrungen einen Künstler, ab. Hat er die übertriebenen Gebärden krankhafter Frömmigkeit im Gnadenorte Maria-Zell gesehen, so bedarf er „allemal ein Versenken in die Natur“[1]). Seine Abneigung hat noch tiefere Ursachen. Großes Mitleid treibt ihn zu den furchtsamen Gemütern, für die Religion nur Demütigung und ängstliche Skrupel bedeutet, und er möchte sie befreien[2]), denn er weiß, daß ihre blinde Leichtgläubigkeit keine Grenzen hat. Er gedenkt der unbarmherzigen Einflüsterungen, mit denen in seiner Jugend fanatische Zeloten seine ängstlichen Eltern quälten, als sie fürchteten, daß er sich der liberalen Partei verschrieben hätte[3]). Denkt er an solch nicht gutzumachendes Unheil, so findet er Töne der Empörung, die an den alten Lucrez erinnern[4]). Nichts flößt ihm stärkere Mißbilligung ein, als religiöse Unduldsamkeit, die sogar angesichts des Todes grausam und unbarmherzig bleibt und Unfrieden zwischen den Völkern säet[5]). Die Vorstellung von einem Gotte, der eine Menschheit, die er selbst schwach geschaffen, hat, ewiger Verdammnis weiht, kommt ihm beleidigend und schrecklich vor, wie die eines Dämons, der stets auf der Lauer liegt mit dem ganzen Gefolge seiner verdächtigen Kniffe, als da sind: in der Dreikönigsnacht ausgegrabene Schätze, schwarze Messen, aufregende Amulette und Beschwörungen[6]).

Rosegger beschäftigt sich aber nicht nur mit den Opfern des Fanatismus, sondern auch mit jenen, die infolge ihrer Unabhängigkeit, und sei sie ihnen auch nur halb bewußt, Opfer der Intoleranz werden.

Er ergreift Partei für alle Originale auf dem Lande, die einzig darum verdächtig erscheinen, weil sie eigenartig sind[7]). Das freie Denken wird als Verbrechen angerechnet und in das triviale Mißtrauen dagegen mischt sich Neid und Besorgnis. Rosegger liebt die Einfältigen, deren ideale Sorgen sie solch niedrigen Verfolgungen aussetzen.

---

1) Spaziergänge in der Heimat, S. 197.
2) Alpler, S. 217.
3) Mein Weltleben, S. 6. Der Kreis, der unter Svobodas Einfluß stand.
4) Sonntagsruhe, S. 190. Vgl. Lucrez, de nat. rerum, V. 8.
5) Buch der Novellen I, S. 25. Vgl. Allerhand Leute, S. 310.
6) Geschichtenbuch des Wanderers, S. 80. Vgl. Idyllen, S. 54.
7) Allerhand Leute, S. 311, 353 ff. Vgl. Waldheimat I, S. 119.

Solche phantastische Starrköpfe kannte er schon in seiner Kindheit. Dieselbe Einsamkeit, die den Aberglauben fördert, verführt vorwitzige oder überspannte Gemüter zu allerhand, mitunter auch fruchtbaren Formen der Heterodoxie. Unter dem Waldesdome oder auf der nackten Heide vertieften sich die stillen Träumer in die Lösung dogmatischer Fragen, die sie einander stellten, und wenn ihr Verstand unbeschädigt aus diesem verwegenen Zweikampf mit dem Geheimnis davon kam, so gewahrten sie in ihrer Unerfahrenheit kaum die Ketzereien, bei denen ihre Spekulationen endeten[1].

Rosegger hält mehr auf „Werke", als auf „Glauben"[2], und sehr wenig auf Erbauungsbücher und theologische Kompendien, wo solche Irrtümer gerechtfertigt werden[3]. Mehr noch, er findet, daß sie nicht zu rechtfertigen wären, oder vielmehr, daß es keinen Irrtum in einem Gewissen gibt, das das Gute will und, wie Pascal in seinen Pensées sagt, „Gott nicht suchen würde, wenn es ihn nicht schon gefunden hätte."

Wie er keine Autorität der Dogmen auf dem Wege zu Gott anerkennt, so findet er es auch nicht als Christenpflicht, dem eingebildeten Zorne Gottes oder dem unerforschlichen Willen seiner Allmacht die Schläge des Mißgeschicks zuzuschreiben. Er meint im Gegenteil, daß es unehrerbietig sei, dieser Vorsehung, deren allgemeinen, wohlwollenden Schutz er anzuerkennen geneigt ist, eine raffinierte Grausamkeit zuzumuten, selbst wenn sie durch stillschweigendes Versprechen zukünftiger Ausgleichung sich rechtfertigen sollte. Aus dem Übermaß des Unglücks kann er keine andere Lehre ziehen, als die Pflicht der Resignation, die sich schließlich in heitere Ruhe verwandeln, aber nie zu Dankgebeten aufschwingen kann. Trotz aller Schonung des Glaubens der Einfältigen kann der Dichter nicht ohne Mitleid von den oft verhängnisvollen Folgen des kindischen Aberglaubens der Leute von Alpel erzählen.

Gerne stellt er dem Aberglauben eine rationelle Erklärung der Tatsachen entgegen. Hat der Wind ein Heiligenbild vom Tische geworfen, so erschrickt der Alpler und forscht, wie ein

[1]) Siehe den ganzen Abschnitt über Deubler, Allerhand Leute, S. 353 ff.
[2]) Peter Mayr, S. 234. Wildlinge, S. 139.
[3]) Heimgarten, März 1908, S. 542.

alter Heide, nach der Bedeutung dieses Zeichens; aber ein kaustisches Wort zerstreut den Schrecken[1]).

In der durch den Glauben wachgehaltenen Furcht sieht Rosegger den schädlichen Zwang, der ihm in allen seinen Formen als Widerspruch zur Religion selbst erscheint. Ob die Bauern, wie es in der Konkordatszeit nach 1855 geschah, durch die Gendarmen in die Kirche[2]) getrieben werden, oder ob man die Seelen damit einschüchtert, daß man in ihnen die Furcht vor der Strafe nach dem Tode erweckt, scheint ihm gleicher Mißbrauch der Gewalt, im zweiten Falle beinahe noch ärger als im ersten.

Am wertvollsten erscheint ihm nur der Respekt vor dem Individuum, seinen Geistes- und Herzensanlagen, aus denen die Verschiedenheit der religiösen Konfessionen entspringt, deren unterschiedliche Vorzüge er mit klarster, freiester Objektivität anerkennt.

Beim Besuche des Benediktinerstiftes Admont[3]), seiner reichen Bibliothek, seiner fürstlichen Besitztümer, schreibt er 1877: „In Admont möchte ich Priester sein," und in dieser großartigen Gegend und im Frieden dieser schönen Anstalt „beneidet er schier" den jüngeren Priester. Ungefähr zur selben Zeit bewundert er aber auch in Holland den Geist gegenseitiger Gerechtigkeit, der dort den verschiedensten, sonst einander feindlichen Konfessionen gestattet, „wie Menschen mit Menschen zusammenzuleben, und es hat nicht einmal einen Haken am Traualtar und auf dem Friedhofe[4])."

Darum ist er ein Feind jeder religiösen Proselytenmacherei und mißbilligt sie als einen Eingriff in die eigensten Rechte anderer. Der offensive Eifer der Gottesleugner ist ihm ebensowenig sympathisch, wie der Fanatismus der Zeloten. Da der Glaube, seiner Meinung nach, auf die Lebensführung keinen Einfluß hat, oder vielmehr, da kein bestimmter Glaube behaupten kann, im Besitz des Privilegiums der Erziehung zum Guten zu sein, so sind die Gründe, die einen Menschen bestimmen, sich für den einen oder den anderen zu entscheiden oder darüber hinwegzugehen, ausschließlich seine Sache.

---

[1]) Allerhand Leute, S. 278.
[2]) Allerhand Leute, S. 359.
[3]) Am Wanderstabe, S. 62.
[4]) Am Wanderstabe, S. 287.

Er hat es empfunden, daß es in der Macht selbst mäßig begabter Idealisten, wie Adalbert Svoboda und Konrad Deubler, liegt, durch ihr Beispiel zu bezeugen, welch sittliche Kraft sogar aus dem entschiedensten Atheismus zu schöpfen ist[1]. „Unsere rechten Heiligen und Vorbilder sind die Männer der Arbeit, die weisen Führer eines Volkes[2].“

Die Lehre Christi stützt sich auf die Liebe und gestattet daher nach Roseggers Überzeugung diesen Agnostizismus, empfiehlt diese weitgehende Toleranz. Nichts spricht so sehr gegen die Scholastik und gegen die Herrschsucht jeder Geistlichkeit, als die Waffen, die man von Christus erbittet. Das Geheimnis seiner unvergleichlichen Macht und das Pfand ewigen Lebens liegen in dieser, mit der Tyrannei des Gewissens unvereinbaren Kühnheit, in der endgültigen Annahme eines Prinzips des Friedens, eines Ideals der Vollkommenheit in der menschlichen und allumfassenden Barmherzigkeit.

Von dieser Anschauung beinahe unbewußt geleitet, verzeichnet der Dichter mit immer neuem Interesse die heidnischen Gebräuche, die sich in den Bergen unter allen katholischen Observanzen erhalten haben[3]. Mit heiterer Bosheit unterstreicht er die Verbindungsnähte zwischen den zwei Kulten, von denen einer der Erbe des andern ist. Er identifiziert gerne Symbole der katholischen Kirche mit Symbolen des germanischen Heidentums[4]. Und wenn auch nur von Ähnlichkeit die Rede sein kann, bringt er mit ahnungsvoller Ehrerbietung die heitere Schönheit hellenischer Schöpfungen ins Gedächtnis[5]. Die innerste Verwandtschaft der religiösen Begriffe in allen Jahrhunderten erscheint ihm geeignet, Hochmut zu beseitigen, blinden Haß zu dämpfen, und eine immanente Brüderlichkeit, eine Kontinuität der Tradition in der menschlichen Entwicklung zutage treten zu lassen.

Daß diese Überbleibsel heidnischen Aberglaubens in der Mitte des 19. Jahrhunderts noch sehr lebendig waren und erst in einer uns sehr naheligenden Zeit dem Rationalismus wichen; daß ihr Verschwinden ohne Nutzen für das Christen-

[1] Allerhand Leute, S. 366.
[2] Am Wanderstabe, S. 287. Mein Himmelreich, S. 81.
[3] Schriften des Waldschulmeisters, S. 291. Erdsegen, S. 315.
[4] Volksleben in Steiermark, S. 419.
[5] Buch der Novellen I. Das Haus auf der Höhe.

tum mit einem Zurückweichen religiösen Sinnes in allen Formen zusammentraf, verhehlt sich Rosegger nicht. Es entgeht ihm nicht, daß sich religiöse Gleichgültigkeit verbreitet, und er fürchtet ihre sozialen Wirkungen. Außer seiner Überzeugung von dem der Menschheit immanenten religiösen Bedürfnisse, hat er aber auch noch die Gewißheit, daß die Lehre Jesu sich den zukünftigen Stadien der Zivilisation anpassen kann. Er sieht, daß diese Lehre, was man auch sagen möge, das soziale Leben der Gegenwart durchdringt und daß die Brüderlichkeit nach Christi Gebot, so unüberbrückbar die Divergenzen von Kirche und Gesellschaft auch sein mögen, mehr als in früherer Zeit die Gesetze des Verkehrs zwischen den Einzelnen wie zwischen den Völkern bestimmt, die Seelen beherrscht, ohne daß sie es ahnen und sogar auch dann, wenn sie sich ihr entziehen wollen[1]).

Stellt sich Rosegger auf den Standpunkt der Dogmen und Riten, um zu ermessen, wieviel die Religion in ihrer organisierten Form über das Gewissen der Zeit vermag, so ist er betroffen von der doppelten Gefahr, die die Kirche von zwei Seiten bedroht. Von außen erduldet sie die heftigen Angriffe der Wissenschaft, von innen hat sich, man möchte sagen, alles verbündet, ihr alle Lebenssäfte zu entziehen, so daß sie in hartnäckigem, aber hoffnungslosem Widerstande zugrunde gehen muß. Man bemüht sich nicht im geringsten, den verlorenen Kontakt mit der Volksseele wieder zu gewinnen. „Wenn die Kirche in kommenden Tagen in ihrer glänzenden Isolierung beharrt; wenn sie fortfährt, mehr am Buchstaben als am Geist zu hangen, die Form des Glaubens mehr zu achten als seinen wahren Inhalt, wenn im Unterricht ihren Katecheten das Gedächtnis wichtiger als das Herz ist, dann ist ihre Sache unrettbar verloren."

Dennoch übersieht er nicht, vor welch' tragische Alternative der alte Bau gestellt ist. Eine Erneuerung der Kirche käme einem Pakt mit dem modernen Geiste gleich; wäre aber der Kontakt einmal hergestellt, das harte Joch der Orthodoxie gebrochen, dann ist sich die geistliche Macht klar darüber, daß sie ohnmächtig wäre, der freien Forschung das Gegengewicht zu halten. So zwar, daß die Kirche zu modernisieren so

---

[1]) Mein Himmelreich, S. 25.

viel heiße, wie ihre Auflösung beschleunigen. Daß die Kirche vor solchen Folgen zurückschreckt, sieht Rosegger sehr wohl ein. Mehr als den furchtbaren Schrecken einer kurzen Krise fürchtet er aber den bleibenden Schaden eines systematischen Stillstandes. Die Abneigung der kommenden Generationen gegen die Religion wird zum Teil und vorübergehend das religiöse Prinzip in der Gesellschaft verdunkeln. Allerdings wird das Wesen des Christentums auch dies überleben, aber er möchte die Folgen dieser Verdunklung doch vermeiden.

Bloß eine Reform, an der alle christlichen Konfessionen teilnähmen und die sie wieder vereinigte, könnte jene Einheit der Kirche (als der sichtbaren Darstellung von Christi Lehren) mit dem sozialen Körper schaffen, die so schwer vermißt wird.

Um zu wirken, müßte sie radikal sein. Im Entwurf, den Rosegger uns davon gibt, findet man seine charakteristische Neigung zu einfachen Lösungen wieder. Da das Gesetz vom Evangelium gegeben ist, so handelt es sich ihm in den Volksreden[1]) nur darum, ihm die Institutionen neu anzupassen. durch die es wieder klar und wirksam sein kann, ein einheitliches Gebäude mit weiten, gastfreundlichen, gut gelüfteten, gut beleuchteten, leicht erreichbaren Sälen an Stelle eines alten, komplizierten Bauwerkes zu bauen.

Rosegger schildert die Reform, von der er Gutes erwartet, mag aber doch nicht behaupten, daß sich in unserer Zeit noch Naivität und Festigkeit genug im Glauben, genug Einstimmigkeit und uneigennütziges Verständnis für gemeinsame Bedürfnisse fände, daß sie auch nur in der von den Altkatholiken eröffnete Bahn Aussicht auf Erfolg hätte. Aber da er weiß, daß der Gang der Menschheit in oft unerwartetem Rückschlag durch den Ausdruck individueller Überzeugungen beeinflußt wird, setzt er seine Ansichten[2]) mit Freimut auseinander.

In der neuhergestellten christlichen Kirche, der er den Namen „katholische"[3]) beläßt, würden die Gläubigen jeder Gemeinde ihren Pfarrer, die Priester jeder Diözese ihren Bischof wählen. Der Papst wäre der Erwählte von allen Bischöfen der katho-

---

[1]) Volksreden über Fragen und Klagen, Zagen und Wagen der Zeit (1908).

[2]) Wie ich mir die katholische Kirche der Zukunft denke.

[3]) κἀτ᾽ ὅλον = allgemein.

lischen Christenheit. Die Kirche wäre unabhängig vom Staate und umgekehrt.

Aus dieser Reform ginge die Stellung der Priester völlig verändert hervor. Wie der Priester in den Augen der gläubigen Menge nicht nur die Kirche, sondern die Religion selbst verkörpert und bei vielen Anlässen von seinem Gesichtsausdruck oder seiner Handlungsweise die Stellungnahme vieler Seelen abhängt, ist Rosegger der Meinung, daß nichts, was diesen betrifft, als gleichgültig angesehen werden darf, wenn man sich mit der Ausbildung des religiösen Gedankens beschäftigt.

Schon vom rein menschlichen Standpunkte aus hat ihn stets das Schicksal des Geistlichen interessiert. In einer Antithese hat er behauptet, er kenne zwei Katholizismen: einmal den, welchen die „streitende, nach Einfluß gierige, unduldsame und zudringliche"[1]) Kirche bekennt und der in seiner dekorativen Gestalt verkörpert wird durch die „prunkvollen Präbendare", die man in Österreich noch kennt, „die im Überfluß und Freuden leben, die das gar nicht kennen, was manch' anderem Menschen sein Lebtag lang zur Glückseligkeit oder zur Pein ist. Feine Worte haben sie, aber kein Herz[2])." Der andere Katholizismus ist der der „evangelischen und brüderlichen" Kirche; er wird durch den armen, in ewige Einsamkeit verbannten Gebirgspfarrer vertreten, einen namenlosen Helden, dessen Entsagung und Ergebung noch niemand ermessen hat. An diese zwei Katholizismen dachte er bei den Worten: „Mensch und katholischer Priester sein, wie sich das doch schwer miteinander vereinigen läßt[3])!" Und er hat immer von neuem den armen Dorfpfarrer geschildert, der ebenso arm wie seine Gemeinde, als ihr hilfreicher Freund und Berater an ihren Arbeiten und Kümmernissen teilnimmt[4]).

Im Weltleben selbst, in den Städten, rührt der von Christus erfüllte, außerhalb der Parteien stehende Priester unseren Dichter. Er bedauert ihn wegen der Abneigung, die sein apostolischer Eifer, und wegen der Kränkung, die seine Barm-

---

[1]) Heimgarten, Juli 1908, S. 780.

[2]) Buch der Novellen III, S. 103.

[3]) Volksleben in Steiermark, S. 331.

[4]) Siehe besonders: Maria im Elend, Buch der Novellen II. Johannes, der Liebling, Buch der Novellen III. Der Dorfkaplan, Dorfsünden; der Pfarrer im Gebirge, Alpler und das Ewige Licht.

herzigkeit oft erfahren. „Und das ist noch gar nichts gegen den Zwiespalt seiner warmen Menschennatur mit den Satzungen . . . Wer es genau betrachtet, zum Verzagen ist's, wenn alle Aufopferungswilligkeit, alles Verzichten und Dulden umsonst ist[1].“ „Sie sehen, wie die Menschheit hungert und müssen Steine geben statt Brot. Das Volk dürstet nach den Sittenlehren des Evangeliums, nach den Trostworten des Heilands und nichts“ — sonst werden sie getadelt und verbannt[2]) — „mit wenigen Ausnahmen, nichts bekommt es zu hören und zu fühlen, als von kirchlichen Dogmen, von Dogmen und immer wieder von Dogmen[3]).“ Als Denker sind sie sich zu verstellen gezwungen, als Männer müssen sie von Berufs wegen auf die „seligste“[4]) Freude des Lebens, auf Vaterschaft verzichten. Das Zölibat nötigt sie, entweder ihre ganze Empfindung zu unterdrücken oder sich im Gewirre unlösbarer Konflikte abzuquälen.

Daß aus diesen Kasteiungen für die Christenheit kein entsprechender Nutzen kommt, daß ihre Härte sich vermeiden ließe, daß man sich wohl eine Gesellschaft denken könne, in der sich die lebendige Lehre Jesu fortpflanzte, ohne daß irgend eines ihrer Mitglieder Priester von Beruf wäre — das alles steht außer Zweifel für einen Dichter, der in der Sucht nach zwecklosen Verwickelungen und in der Verachtung der Einfachheit das größte Übel der heutigen Welt sieht.

An den bestimmten Tagen sollte sich die Gemeinde, wie es in der Erzählung „Den Zug versäumt“[5]) zu lesen ist, um den erfahrensten, würdigsten, ältesten Mann vereinigen. Er würde laut die üblichen Gebete sprechen, eine Seite des „Neuen Testaments“, ein Gleichnis und ein Bruchstück aus der Bergpredigt lesen, wodurch an das Gesetz von der Liebe erinnert würde, und schließlich, als Symbol der Brüderlichkeit und zur ewigen Erinnerung an den letzten Abend Christi mit seinen Jüngern, von einem Brote ein Stück abschneiden und es essen, und nach ihm alle Anwesenden. Dann würden sie sich unter guten Wünschen verabschieden.

---

[1]) Die beiden Hänse, S. 28.
[2]) Geschichtenbuch des Wanderers I, S. 56.
[3]) Heimgarten, November 1910, S. 140.
[4]) Allerhand Leute, S. 452.
[5]) Sonnenschein, S. 291 ff.

In dem vollständigen Plan einer kirchlichen Reform, den die Volksreden enthalten, geht Rosegger nicht so weit, die angestellte Geistlichkeit völlig auszuschließen, wie in dieser Erzählung. Aber er verbindet mit dem Priesteramt immer Lebenserfahrung und will Ehe und Vaterschaft davon nicht ausgeschlossen sehen. In seiner reformierten Kirche dürfte niemand vor seinem dreißigsten Jahre[1]) die Weihe erhalten, und der Priester dürfte heiraten[2]).

In jeder Gemeinde hätten die Gläubigen für den Unterhalt ihres Pfarrers aufzukommen; da jeder Gedanke an Vorteil unvereinbar ist mit der reinen Religion[3]) dürften die Sakramente und Zeremonien keine Einnahmequelle bilden. Der ganze Gottesdienst müßte in der Muttersprache abgehalten werden[4]). Der Heiligenkultus müßte, wo er an Götzendienst grenzt, abgeschafft werden. Die heilige Messe sollte nur zur Erinnerung an das Leiden und den Tod des Heilands zelebriert werden. Jeder Christ sollte das Recht haben, das Evangelium nach seiner Art aufzufassen, ohne viel dogmatische Auslegung, ohne Mittelsmann[5]), und nur es allein sollte Gegenstand des Religionsunterrichts sein.

VI.

Wie weit ab Rosegger von aller Orthodoxie steht, so ist er dennoch der Meinung, daß er nicht nur nach dem Herzen der Ärmsten und Demütigsten unter den Mitgliedern des katholischen Klerus spricht, sondern daß auch der vornehme Teil des Klerus seinen Standpunkt würdigt[6]).

Eine alte Liebe war stärker als der Groll und hinderte ihn, das letzte Band zu zerreißen, das ihn mit der Kirche verknüpfte, der er nur aus Liebe und grenzenloser Verehrung des Urchristentums entgegentrat. An der Schwelle des Alters[7]) konnte er bei einem Rückblick auf seine Vergangenheit sagen,

---

[1]) Im Scherz meint er, nicht vor dem fünfzigsten Jahr, Allerhand Leute, S. 451.

[2]) Volksreden, S. 12.

[3]) Allerhand Leute, S. 286; Peter Mayr, S. 263.

[4]) Mein Himmelreich, S. 258.

[5]) Mein Himmelreich, S. 270.

[6]) Mein Weltleben, S. 175.

[7]) Mein Weltleben, S. 400.

daß es ihm „als Pfarrer in einem entlegenen Gebirgsdorf, wo Dogmatik und Politik sich nicht störend zwischen ihn und seine Gemeinde gedrängt hätten, möglich gewesen wäre, das Seinige zu vollbringen".

Wie sehr aber aufgeklärte Katholiken in vertrautesten Gesprächen Rosegger zustimmen mochten, so begreift man dennoch, daß er sich bei der hohen Geistlichkeit oder bei doktrinären Laien und dem Katholizismus ergebenen Polemikern heftige Feindschaften zuzog.

Ihre Kritiken und Proteste sind schon sehr alt. Schon im Jahre 1869 war der Riß zwischen den Vertretern der echten Orthodoxie und dem Verfasser so vieler Artikel der „Grazer Tagespost", in denen schon freigeistige Gesichtspunkte auftauchten, sehr tief, und ihre Unvereinbarkeit hatte sich sehr deutlich gezeigt. Von da an folgten einander nach Zeiten verhältnismäßiger Ruhe heftige Scharmützel, der Konflikt blieb ungelöst, die Kriegführenden behielten ihre Stellungen, und man kann sich ebensowenig vorstellen, daß die römische Kirche mit Rosegger Frieden schließt, ohne sich selbst zu verleugnen, als daß Rosegger den herrischen Forderungen eines Kreiten[1]) oder eines A. Pöllmann[2]) nachgäbe, ohne alles zu verlieren, was, wenn auch nicht seine Originalität, so doch das Wesen seines Temperaments ausmacht.

Die Polemik begann niemals von seiten Roseggers. Er schrieb keine absichtlichen Angriffe, sondern nur die objektive, aller Proselytenmacherei ferne Darlegung eines Glaubens, von dem er meinte, er könne den Bedürfnissen anderer Seelen ebenso entsprechen, wie seiner eigenen. Beißend wurde er nur in den Antworten, in der sarkastischen Verteidigung, zu denen ihn seine Feinde oft nötigten, die sich trotz aller Ableugnung durch seine Schriften getroffen fühlten.

Ihre Beschwerden bewiesen durch die Herbigkeit ihres Ausdrucks die lebhaften Befürchtungen, die sein Freimut gegenüber den Dogmen im Rate der Kirche erregt hatte; er war um so mehr zu fürchten, als seine Bücher nicht bloß unter den Gelehrten verbreitet wurden, sondern im profanen Publikum.

---

[1]) W. Kreiten. S. J. „Peter Rosegger religiöse Tendenz." (Stimmen aus Maria Laach IX, 1898).

[2]) P. Ansgar Pöllmann, O. S. B. „Rosegger und sein Glaube," 1903.

Die Theologen tadelten seine Unkenntnis der Kirchengeschichte, ärgerten sich über seine Sucht nach Einfachheit, seine Anmaßung, bloß mit Hilfe des gesunden Menschenverstandes Probleme zu lösen, deren wahre Voraussetzung ihm ganz fremd wären. Für Rosegger ist das ganze Christentum in den Evangelien enthalten; diese dürfen aber doch nicht für vollendet gehalten werden, für den Katholiken werden sie durch die „Tradition" ergänzt, nämlich durch das Werk, das unter dem Einfluß göttlicher Eingebung verwirklicht wurde und das mit dem stufenweisen Erblühen eines fruchtbaren Keimes verglichen werden kann, der in der mündlichen und persönlichen Lehre des Heilands enthalten ist. Der Orthodoxe ist der Meinung, daß von einem System, das die Kirche verkennt, nichts übrig bleiben kann. Es könne sich nicht darum handeln, ihn regelrecht zu widerlegen, sondern seinen Grundirrtum, seine auffällige Ketzerei zu entlarven. Der schmiegsame Idealismus Roseggers sei nur ein Rationalismus mit spiritualistischen Tendenzen. Sein Christentum sei nur Oberfläche und Lichtspiegelung, subjektiv und eklektisch, ein Konglomerat, in dessen Zusammensetzung das geübte Auge den Mangel an Zusammenhang entdeckt, dessen Sprache aus reiner Ideologie bestehe. Der Verfasser von „Mein Himmelreich" sei vor allem Künstler, symbolisiere und interpretiere willkürlich die Glaubensartikel, die die Kirche wörtlich genommen haben will. Allein vom Gefühl geleitet, vom schwachen menschlichen Verstand verführt, gestatte er niemals eine bedingungslose Unterwerfung seines Geistes unter ein Credo, das festzusetzen die Kirche allein das Recht in Anspruch nimmt. Er entlehne von Christus nur die Gebote, die ihm geeignet scheinen, zu erbauen und die Sittlichkeit zu fördern. Er sei auf dem abschüssigen Wege, der zum Monismus und zum Nihilismus führt.

Auf ihre Elemente zurückgeführt zeigt diese Argumentation deutlich, wie tief das Mißverständnis zwischen Rosegger und seinen Widersachern ist. Es ist nicht zu leugnen, daß er durch Scharfsinn und Aufrichtigkeit ein Ganzes aufgebaut hat, das der Mystizismus eines Görres armselig, wenn nicht kindisch gefunden hätte. Es ist klar, daß er die Erleuchtungen nicht ahnt, an denen sich die katholische Phantasie eines L. Veuillot oder eines J. K. Huysmans begeistert.

Seine Religion geht schließlich nicht über den Deismus eines Victor Cousin und der Anhänger der spiritualistischen Schule hinaus. Rosegger ist aus ähnlichen Motiven Christ, wie der savoyardische Vikar, nur ohne seine Salbung. Er nimmt vom Katholizismus was seinem Gefühl entspricht, und was ihm, wie seinem vielgeliebten Kaiser Josef II. oder gewissen modernen Publizisten, einen sozialen Wert zu haben scheint. In seine halb ethische, ästhetische Überzeugung mischt sich etwas vom Josefinischen Geiste. Er handelt gerade entgegengesetzt, wie es ein „Seher“, ein ganzer Katholik nach dem Geschmacke der Autoren von „Glaube und Wissenschaft“ oder von „Parfums aus Rom“ oder der „Kathedrale“ täte. Während für diese der geringste Umriß der Dogmen, die kleinste Spur einer kirchlichen Überlieferung, die geringsten Riten der Liturgie schon Teile der übersinnlichen Wahrheit, lebendige Symbole göttlicher und ewiger Wirklichkeit bedeuten, strebt die Deutung religiöser Lehren durch einen Rationalisten vom Schlage Roseggers nur danach, aus dem mystischen Apparat rein philosophische Lehren in irdischer und menschlicher Anwendung scheinen zu lassen.

Zwischen diesen beiden Auffassungen ist keine Versöhnung möglich. Die eine steigert in der Religion das dogmatische Element und schiebt zwischen der Seele und dem Gegenstande ihres Glaubens ein Autoritätsprinzip, dessen Entscheidungen sich ihr wie mit Unfehlbarkeit versehen aufdrängen. Die andere Auffassung geht völlig auf im sittlichen Gehalt der Religion, die nur einen idealen Zauber bewahrt, der die Menschen auffordert, in der Harmonie die Vollkommenheit zu pflegen. Die Ahnung und Sehnsucht danach erkennt sie in ihm und stellt sie sich verwirklicht in einem ewigen Prototyp vor. Genauer gesagt: die Menschen dieser Anschauung trennen nicht die Religion von der sozialen Wohltat, die aus ihr entspringen soll, sie identifizieren sie mit ihrem Zweck. Christi Gesetz der Liebe allein erleuchtet ihren Weg. Diese Abweisung läßt Rosegger den Theologen zuteil werden. Mit sokratischer Ironie sieht er auf ihre Anstrengungen, die so unmittelbar überzeugende, an den Ufern des Jordans gepredigte, von Lukas und Johannes überlieferte Lehre zu komplizieren und zu verdunkeln.

Ihre Verurteilung war nicht ohne Nutzen für ihn, denn sie

verhalf ihm zur Befestigung seines Gleichgewichts. Während einer kurzen Zeit, gleich nach seiner Übersiedlung nach Graz, hätte sich sein kritischer Geist beinahe einer rein philosophischen Haltung zugewendet, bei der, wenn er sie lange hätte festhalten müssen, sein Gefühlsleben verkümmert wäre. Dann kam die Reaktion. In der Krankheit erstarkte sein Gefühlsleben und belebte in ihm mit Hilfe der Erinnerung die Fähigkeit der Rührung, der Nährmutter des religiösen Gedankens, wieder aufs neue. Mehrmals vom nahen Tode bedroht, las er den Thomas a Kempis und die vier Evangelisten. Wie in den Tagen seiner Kindheit blühte die Religion in ihm ganz plötzlich auf, paßte sich aber seinen gegenwärtigen Bedürfnissen an. Die gewählten Führer duldeten eine Übereinstimmung seines Verstandes mit seinem Herzen. Saft und Kraft ihrer Ratschläge hatte er sich zu eigen gemacht. Und als er der Versuchung nachgab, seinen Glauben laut zu bekennen und ihm von seiten der eifrigen Anhänger kirchlicher Tradition mit heftigen, intoleranten Reden geantwortet wurde, schien es ihm, daß ihm in Gestalt einer unerwarteten Gegenprobe die Bestätigung seiner Überzeugung geboten wurde. Die Einfachheit, die Augenscheinlichkeit einer Religion des guten Willens und der Liebe, die keinerlei Lohn in Gestalt von Unterwerfung forderte, schien ihm dauernd über eine Lehre gesiegt zu haben, deren Kompliziertheit allein ihn schon abgestoßen hätte, die aber überdies noch das Aufgeben des freien Willens forderte und mit Haß vereinbar war.

Bezeichnend für diese allmähliche Entwicklung ist der Mangel von eigentlichen Krisen. Rosegger ist nicht, wie so viele andere Denker, durch innere Zerrissenheit unvermittelt vom Glauben zum Unglauben geführt worden: die Reife seines Verstandes hatte diesen Zustand freien Glaubens, den er schon in seiner Jugend geahnt hatte, nur zu sanktionieren.

Andererseits ist er überzeugt, daß jeder in einer so wichtigen Frage nur zu einer ganz persönlichen und bloß relativen Gewißheit gelangen kann, und daß es ebenso vergeblich ist, in Fragen der Religion Wissenschaft[1]) anzuwenden. Er war zwar Christ, wenn auch kein Katholik mehr, und fühlte sich nicht verpflichtet, wie manche erwartet hatten, sich einer andern

[1]) Mein Wildpfad zu Gott. Türmer VIII, S. 578.

Konfession anzuschließen, deren Lehre ohne Zweifel seiner eigenen Auffassung ziemlich nahe kommt. Tatsächlich Protestant, durch die Freiheiten, die er sich mit den Dogmen erlaubt, ist er Katholik dem Gefühl nach, aus Pietät für seine Vorfahren, aus kindlich frommer Anhänglichkeit an gewisse kirchliche Zeremonien. Vor allem hat er sich zum Gesetz und Recht gemacht, ein Christ ohne Beiwort zu sein. Er wollte nicht durch eine feierliche Handlung anerkennen, daß es in der Religion des Heilands mehrere durch feste Wände geschiedene Kirchen gibt.

„Käme ich heute erst zum Christentum“ — schrieb er am 28. Januar 1900 an Pfarrer Kappus — „so würde ich sicher in die protestantische Provinz einwandern. Da ich aber von Haus aus der katholischen Provinz angehöre, so nehme ich von dieser, was nach meiner Überzeugung mit dem Evangelium übereinstimmt, das übrige lehne ich ab.

Was ich annehme und was ich ablehne, das ist in meinen Schriften unzählige Male gesagt worden. Wenn mich dieses öffentlichen Bekenntnisses wegen die katholische Kirche nicht ausschließt, wenn sie mich trotz meiner Bestrebungen für die evangelische Heilandskirche als Katholiken gelten läßt, so spricht diese Weitherzigkeit für sie. So lange ich innerhalb der katholischen Kirche evangelischer Christ sein kann, ist für mich also kein Grund vorhanden, auszutreten“ . . .[1])

Verfolgt man weiter die Entwickelung dieses Gedankens, so kann man ihn, trotz der genauen Rechenschaft, die er ab-

---

[1]) Dieser Brief erschien faksimiliert im 6. Heft der Festschriften für Gustav-Adolf-Vereine: „Peter Rosegger und die Heilandskirche in der Waldheimat“ von Adolf Kappus. (Leipzig, Arwed Strauch.) — Pfarrer Kappus, derzeit in Wr. Neustadt, hat in der evangelischen Kirchenzeitung für Österreich (Bielitz, 15. Mai und 1. Juni 1901) sehr instruktiv und vorurteilsfrei über „Roseggers Evangelismus und die evangelische Kirche“ geschrieben und sagt hier u. a.: „Rosegger kann beanspruchen, auf kirchlichem Gebiete als selbständige Erscheinung betrachtet und als ein Mann eigener Entwicklung anerkannt zu werden, der nicht jetzt gerade zu tanzen braucht, weil andere pfeifen.“ Kappus sagt ferner: „So aufklärerisch er (Rosegger) manchmal redet, er tut das nicht, getrieben von der Wahrheitsfrage, sondern wann und weil er es für notwendig hält, zum Glück der Menschen . . . Er hilft mit Freuden daran mit, der evangelischen Kirche in seiner Heimat eine einflußreiche Stellung zu verschaffen — aber doch nicht um unserer Kirche, sondern allein um des Evangeliums willen.“ (M. N.)

legt, doch nicht vollständig von der allgemeinen Entwicklung der religiösen Idee im letzten Jahrhundert trennen. Vergleiche drängen sich auf, Namen werden wachgerufen und erinnern an Apostolate, gleich dem von Rosegger sich selbst zugewiesenen, und an Theorien, die den seinigen sehr ähnlich waren.

Mehrere kaum angedeutete Vergleiche kommen und verschwinden. Wenn Roseggers Vorstellung von der Person Christi der Vorstellung Renans gleicht, so erkennt man sehr bald, daß es keinen weiteren Berührungspunkt zwischen der erlesenen Bildung des berühmten Exegeten und dem volkstümlichen Wesen des steirischen Dichters gibt.

Andere Beziehungen jedoch, mögen sie auch zufällig sein, ließen sich weiter verfolgen, aber doch nur mit Einschränkungen und mit Vorsicht. Zwischen den unmittelbaren Geständnissen in „Mein Himmelreich" und der strenggebundenen Lehre Schleiermachers, zwischen der zusammengesetzten Natur des Katholiken aus dem Süden, in die sich ihm unbewußt so viele dem Deutschen fremde Elemente mischen, und dem ganz spekulativen und systematischen Geiste des norddeutschen Lutheraners — wieviel Gegensätzliches, wieviel Unvereinbares! Eine Verwandtschaft indessen vereint sie: das Verständnis beider für die große unvermeidliche und dauernde Mission des Spiritualismus. Als Charakter, dessen wesentlichstes Bedürfnis die Religion ist, sieht Rosegger ebenso wie der beredte Verfasser der „Reden über die Religion" ein, wie nötig es ist, zugunsten der von der ausschließlichen Herrschaft der Kirche befreiten Generationen die ewige Quelle religiösen Denkens festzuhalten. Eifrig bemüht, die durch das Aufgeben eines positiven Glaubens entwurzelten Seelen mit einer unentbehrlichen Sicherheit, einem unverrückbarem Stützpunkt zu versehen, widerlegt er mit durchdringendem Blick den philosophischen Materialismus, der „den menschlichen Geist herabsetzt, daß er nur ein Produkt der Materie ist und ihn dadurch für unfähig erklärt, sich über diese zu erheben und die reine Wahrheit zu suchen". So wie Schleiermacher sich „an die Aufgeklärten unter den Verächtern der Religion" wendet, ist es Roseggers Bestreben, die größtmögliche Zahl jener, die sich nicht in den engen Kreis der Orthodoxie zwängen lassen wollen, vor vollständigem Unglauben zu bewahren. Er belehrt sie, daß sie in sich selbst die Umrisse einer Religion

finden können, die die Dogmen und wechselnden Kulte durch alle Zeiten überlebt. Philosophie und Religion rufen einander und koordinieren sich. Die Religion ist „die Philosophie des Herzens und des Gemüts" sagt Rosegger mit Schleiermacher in seinem Tagebuch, „die Philosophie ist von Reflexion kontrollierte Religion." Wenn er schließlich den letzten Ausdruck seiner metaphysischen Überzeugung in eine ebenso knappe Formel bringen sollte, würde er mit ihm sagen, daß „die Essenz der Religion das Gefühl der Einheit ist, die den Einzelnen verbindet mit dem Geist, der das ewige Weltall belebt."

Wenn man diese Probleme aus den Augen läßt und nicht mehr die abstrakte Definition, sondern die Ausübung der Religion, ihre soziale Ausstrahlung, ihre Vorschriften betrachtet, und sich fragt, welcher Stimme Rosegger in dieser Beziehung nachspricht, so kommt man zur Überzeugung, daß es die bis vor kurzem noch aus Jasnaja Poljana tönende Stimme ist. Beide verkünden die gleiche frohe Botschaft, beide rufen Christus als einzige Autorität an und predigen die Lehre vom Heil durch die Liebe. Nur ihr Ton ist verschieden. Zwischen Tolstoi und Rosegger gibt es zahlreiche gemeinschaftliche Züge, und dennoch sind sie reich an Gegensätzen. In den Grundzügen des Christentumes begegnen sie sich ohne Zweifel, beide wollten sie es vom tauben Gestein reinigen, das es verbarg. Über die Anwendung des Gesetzes werden wir sie in einem der nächsten Kapitel kraft einer Art von Notwendigkeit in vielen Punkten einer Meinung finden. Aber während der eine, der unnachgiebige, mystische Slave, vor keinem strengen Schluß zurückscheut und um jeden Preis die primitive christliche Lehre buchstäblich ausführen will, sehen wir, wie der Steiermärker weniger herrisch, und wenn man will, weniger konsequent an den Annehmlichkeiten des Lebens mehr hängt, als es jenem erlaubt scheint. Die strenge Askese soll seine gute Laune nicht schmälern. In den zwei Dichtern stehen sich zwei Rassen gegenüber.

III. Kapitel

Liebe und Leidenschaft

In Roseggers Augen ist das ursprünglichste Gefühl des menschlichen Herzens die Liebe. In seinem Optimismus ist er überzeugt, daß „kein Mensch ganz unbarmherzig ist“[1]).

Alle Liebe entspringt aus einer einzigen Quelle. Ob es sich um eheliche, väterliche und mütterliche Liebe, ob um Freundschaft oder Barmherzigkeit handelt, immer wurzelt sie im Triebe, sich hinzugeben, seine Kräfte im Dienste der Nebenmenschen zu verwenden. Die Verschiedenheit ihrer Form und ihres Ausdrucks entspringt der Verschiedenheit der Situationen. Die Liebe ordnet sich jenen Zwecken unter, die sie fördern soll und vollendet die Absichten der Natur, die ihre Unterstützung erwartet. Als einigendes Band der Menschen ist die Liebe die Grundlage der Solidarität. Sie schafft die Duldsamkeit und das Mitleid, das zu tätiger Hilfe drängt. Der Mensch widerstrebt der Vereinsamung und sehnt sich nicht nur in der Gegenwart nach Liebe, sondern will auch nicht die Verbindung mit der Vergangenheit verlieren, die ihm zu seinem Schrecken so schnell entschlüpft. Pietätvolle Erinnerung enthält viel Liebe, vermischt mit Wehmut über die menschliche Ohnmacht. Andererseits sieht der Mensch der Zukunft mit Ungeduld entgegen, und die Hoffnung ist ein vorausgenossenes Glück, das sich in dem Maße vertieft, als wir es mit einem unsresgleichen teilen. Roseggers Optimismus ist von Altruismus genährt. Das Leiden des Pessimisten hat seinen wahren Grund darin, daß er die Liebe entbehrt oder leugnet, seine Zukunft erscheint ihm als hilflose Einsamkeit.

So ist das ganze Seelenleben abhängig von der Liebe. Unsere Glückseligkeit hängt von dem Maße der Liebe ab, die

---

[1]) Mein Weltleben, S. 232.

wir hegen können. Die Weisheit, sagt Rosegger, besteht in der Erkenntnis, daß, je mehr Raum wir der Liebe geben, um so freierer und sicherer sich unser Schicksal gestaltet.

I.

Zunächst gilt es, die Bedeutung des Wortes zu erwägen. Es ist klar, daß Roseggers Auffassung im geraden Gegensatz zu jener steht, die das Wort Liebe bloß auf die Leidenschaft beschränkt wissen will. Er scheidet ausdrücklich das Prinzip der Güte und gegenseitigen Hilfe von jeder sinnlichen Sentimentalität und egoistischen Gewaltsamkeit; er sagt vielmehr, die wahre Liebe besänftigt die Herzen, anstatt sie zu zerrütten: „Süßer Friede, den die Liebe gibt, ist eingezogen in ihr Herz[1].“

Als Psycholog und Realist leugnet Rosegger weder die Existenz, noch die Glut und Plötzlichkeit der Leidenschaft. Er weiß und vermag es auch darzustellen, mit welch unwiderstehlicher Macht sie von willenlosen Seelen Besitz ergreift, sie beherrscht und verblendet. Vor Benevents Augen „verschwammen die Dinge wie in ein dunstblaues Chaos, durch welches glühende Funken, wie Sternschnuppen kreuzten“[2].

Von dieser Art ist die Gewalt, die in „Martin der Mann“ die Prinzessin Juliana dem Förster zu Füßen wirft. „Sie war ganz in dem Banne des Ungeheuers: Liebe, die nur dem Momente lebt[3].“ Die Leidenschaft schleicht sich ein, wie ein schnellwirkendes Gift. „In ihren Herzkammern fluteten die heftigen Stöße des Blutes, ihr Hals schnürte sich zusammen zum Ersticken[4].“ Die schmerzliche Heftigkeit eines solchen Anfalles ist bei Rosegger mitunter der Vorläufer von Verbrechen aus Sinnlichkeit. „Wer sein höchstes Glück in der sinnlichen Liebe sucht, der ist furchtbar betrogen. Keine Freude verlischt so plötzlich als diese, keine macht in so vielen Fällen unabsehbaren Enttäuschungen, Schmerzen, Verirrungen und sogar Verbrechen Platz, als die Liebe bei dem, der sie nur nach der Sinnlichkeit bemißt[5].“ Wer Liebe mit diesem Zu-

[1]) Sonntagsruhe, S. 273.
[2]) Neue Waldgeschichten, S. 222.
[3]) Martin der Mann, S. 234.
[4]) Dorfsünden, S. 264.
[5]) Allerlei Menschliches, S. 175.

stand einer aus dem Gleichgewicht geratenen Seele verwechselt, sieht nicht wie Rosegger ein, daß es nur zum Teil wahre Liebe ist, und daß Haß, Eifersucht, Sinnlichkeit und Herrschsucht sie zu überfluten und zu vernichten pflegen[1]).

Um aber zu entstehen und zu wachsen, bedarf die Leidenschaft günstiger Umstände, welche unser Dichter sehr selten schildert: ein leicht bewegliches und tiefes Gefühlsleben, das die konventionellen Sitten der städtischen Gesellschaft steigern und vermehren, bei Rosegger aber nimmt die Leidenschaft überhaupt weit geringeren Raum ein. In den einfachen Gemütern seiner Gestalten ist die Liebe nicht reich an dramatischen Ereignissen: sie entsteht plötzlich ohne Schmerz, noch Verstörung; die Gefühle, die sie weckt, sind so freudig, so wenig verworren, als man sich nur denken kann; die Pflichten, die sie auferlegt, sichern den Frieden. Mag auch die gerade Linie, in der sich hier die Liebe entwickelt, weniger überraschen, so entspricht sie doch umsomehr der Wahrheit der Natur.

Wenn Rosegger die Liebe nicht als momentanen Impuls schildert, so läßt er sie von einer dauernden, tiefen Herzensneigung, von Güte, Barmherzigkeit oder Teilnahme an Unglück und Schwäche ausgehen; die Liebe entsteht aus Mitleid, vermischt sich mit Freundschaft und lebt im beständigen Austausch von Hingabe und Dankbarkeit[2]). In der ergreifenden historischen Novelle „Der Höllbart"[3]), vertraut der Knecht Mathes der Sanna an, daß er in Wahrheit der abtrünnige, geächtete Pfarrer Höllbart sei, auf dessen Kopf ein Preis ausgesetzt ist, und das Mädchen, in dessen Herz die Liebe schon keimte, sinkt an die Brust des Mannes, der ihr das unerwartete, schreckliche Geständnis machte. Ohne dieses hätte sie ihn still weitergeliebt; nun aber, wo er unglücklich und verfolgt ist, steigert sich ihre Liebe bis zum Entschluß, sich selbst zu opfern. „Sie hatte nun das große Geheimnis mit ihm zu tragen, ihr war anheimgegeben, vielleicht sein Leben und Sterben. Das gab ihr das Recht, sich an sein Herz zu klammern, daß sie es schütze, als ihr eigen Gut und nimmer

---

[1]) Buch der Novellen, S. 89.

[2]) Vgl. Höhenfeuer, S. 324. Sonderlinge, S. 172 ff. Der Feuermann Baldhaser in seinem so zarten Symbolismus, seiner so rührenden Intimität.

[3]) Buch der Novellen II, S. 58 ff.

verlasse." Ebenso fühlt die arme verlassene Magd Gupferl in „Als ich jung noch war" eine zärtliche Neigung für Greg, weil er noch ärmer ist, als sie selbst, und weil er ihr erlaubt, sich ihm zuliebe zu opfern; durch diese Selbstlosigkeit will sie seine Liebe erringen[1]). Ein andermal heißt es: „So viel Mitleid hatte sie empfunden, seit sie ihn kannte, weil er so sanft, so freunlich und still, so brav und so verlassen war[2])." In einer dritten Erzählung entsteht nach einem Liebesstreit Verzeihung aus Mitleid. Die wohlverdiente Demütigung des Geliebten sichert ihm eine noch eifersüchtigere Liebe als zuvor: „Das Mitleid war sicher noch süßer, als die Liebe. Oder — war das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen"[3]).

Wenn sich die Liebe auf solchem Grunde aufbaut, dem zuverlässigsten der Seele, dann ist sie gegen Schwäche und Zerstörungen gefeit. Im Schmerz gestählt, der nichts Vergängliches bestehen läßt, ist sie das Mark unseres Lebens.

Eine plötzlich aufflammende Neigung führt nicht immer gleich zum vollen Verständnis der Pflichten der Liebe. Die berauschende Gegenwart, das überraschende Aufleuchten des Glücks blenden zu sehr, als daß man noch an anderes dächte.

Rosegger versteht es, mit unendlicher Anmut die köstliche Frische des ersten Geständnisses, den Schwung und die Unschuld jugendlicher Liebeserklärungen darzustellen[4]). Er hat Vergleiche von tadelloser Genauigkeit, um zu zeigen, daß die Liebe im Augenblicke, wo sie entsteht, buchstäblich wie eine Offenbarung wirkt. „Als sie ihn schalkhaft anlugte, da wurde nach und nach sein gar gutmütiges Gesicht munterer, als ob die Sonne aufginge[5])." Der Bursche „fühlt keinen Boden mehr unter seinen Füßen" und „dem Heidekraut wird kaum ein Zweiglein geknickt, so eilig und leicht fliegt er darüber hin"[6]) ein Mädchen hat einen „Mai von Glück im Herzen"[7]).

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 272.
[2]) Als ich jung noch war, S. 329.
[3]) Sonnenschein, S. 81.
[4]) Buch der Novellen I, S. 390.
[5]) Dorfsünden, S. 87.
[6]) Sonderlinge, S. 324. Neue Waldgeschichten, S. 222.
[7]) Höhenfeuer, S. 208.

Gern schildert der Dichter auch die Anzeichen keimender Liebe zwischen Heranwachsenden. Im „Gottsucher" leuchtet die Freundschaft zwischen Erlefried und Sela wie eine reine Idylle im düstern Trauerspiel von Trawies und verkörpert mitten in der Verderbtheit aller den Willen der Jugend zum Leben und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Hier ist das Gefühl in seiner Reinheit dargestellt. Der Worte werden wenige gewechselt, sie wären nur ungeschickt, aber naive Beweise gegenseitiger Hilfsbereitschaft und guten Willens[1]). In der entzückenden „Waldheimat" beweist Käthele ihrem Freunde ebenfalls ganz instinktiv, welches Glück sie durch seine Nähe empfindet; sie überläßt ihm alles, was sie besitzt und hat keine Freude mehr an dem Zeitvertreib, den er nicht mag. Wenn es ihm aber vom lieben Gott erzählte, „sah ich es nur so an, und da war ein Glanz in seinem großen, dunklen Auge, wie in der Kirche zur heiligen Christnacht"[2]).

Die Ausdrücke des Mitgefühls werden hier immer dem Leben selbst, dem Alltag der Wesen entnommen, in deren Herzen die Morgenröte einer jungen Liebe aufgeht. In diesem Milieu, wo die Natur eine so strenge Anpassung der Mittel an den Zweck fordert, entspringt das Gefühl unmittelbarer als anderswo aus den Bedingungen der Tätigkeit. Es trägt nicht, wie in einer anderen Welt dazu bei, die Stunden zu veredeln und zu schmücken; es erfüllt seinen Beruf, den Einklang der Seelen hervorzurufen, auf daß sie mit vereinten Kräften und Hoffnungen, mit günstigeren Aussichten der Zukunft entgegensehen. Daher die Kürze, die Einfachheit und ernste Feierlichkeit der Geständnisse. Die Verlobten unterbrechen ihre eigene Arbeit nur, um zusammen eine gemeinsame zu verrichten. Man sehe, wie in „Jakob der Letzte" die Verlobung Friedels mit Iderl mit entzückend frischem Realismus geschildert wird: das gemeinsame Essen der Krebse wird zum Symbol ihrer Vereinigung; die Worte für ihr Gefühl finden sie erst später: eine Mischung keuscher Zurückhaltung und mutiger Entschlossenheit[3]).

Für Menschen, die unter dem steten Druck der Not leben, ist die Liebe wertvoller, als für andere. Ihr Gefühlswert

---

[1]) Gottsucher, S. 24 ff., 227 ff., 280 ff.
[2]) Waldheimat I, S. 202.
[3]) Jakob der Letzte, S. 194 ff.

wird durch ihre praktische Bedeutung verdoppelt, zu einem konkreten Gut gemacht, ohne darum seelisch zu verlieren. Auch erhöht hier die Liebe mehr noch als anderswo das Vertrauen der Liebenden. Wenn Friedel sein Einverständnis mit Iderl zu verheimlichen gedenkt, so ahnt er nicht, daß ihn das frohe Leuchten seiner Augen verrät[1]). Das Mädchen, das „kaum merklich mit dem Kopf nickte“, um anzudeuten, daß es einverstanden ist, vertraut sich dem Auserwählten an: „Sie fühlte, als ob unter seinem Schutze ihr nichts geschehen könne, sie glaubte an ihn[2]).“

II.

Damit soll nicht gesagt sein, daß die ernste Auffassung der Pflichten, die die Liebe auferlegt, und des Beistandes, den die Gegenliebe sichert, bei Rosegger das junge Geschöpf erotische Leidenschaft ganz entbehren läßt. So kräftiger Selbstbeherrschung seine einfachen Helden auch fähig sind, so sind sie von Natur aus keineswegs kopfhängerisch, sondern unterliegen auch dem Ansturm der Sinne. Auf der einsamen Alm verleitet sein Ungestüm den Burschen zu leichten Eroberungen. Mit leidenschaftlichem Sprung kürzen Verliebte die platonischen Vorverhandlungen der Liebe ab. Man lese in der ersten Fassung von „Jakob der Letzte“[3]), die heiße Kirschenszene, die Rosegger auf die dringenden Bitten des überängstlichen Hamerling[4]) abschwächte, da kann man sehen, wie er sanft verschleiert und doch noch immer durchsichtig sinnliche Liebe darstellt.

In dieser Hinsicht hat er halb lateinische, man möchte beinahe sagen, halb keltische und halb germanische Anlagen. Er gebraucht Metaphern, aus denen die Glut südlichen Temperamentes hervorbricht. So liebt er es, den letzten Widerstand überwältigter Scham mit „schmelzendem Wachs an glühendem Eisen“ zu vergleichen[5]). Es kommt vor, daß er sich bei Liebesangelegenheiten Phantasien hingibt, an denen sich eine französische Feder ergötzt haben könnte. Mit Wohlgefallen und

---

[1]) Jakob der Letzte, S. 200.
[2]) Martin der Mann, S. 290.
[3]) Heimgarten, März 1888, S. 119.
[4]) Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling, S. 147.
[5]) Als ich jung noch war, S. 313. Gottsucher, S. 86.

Humor, mit einer Anmut, die ebensoweit von Lüsternheit wie von Prüderie entfernt ist, lächelt er im Vorübergehen dem Eros freundlich zu. Er weiß, daß er dabei weder der Ehre, noch der zarten Ehrfurcht zu nahe tritt, die der Deutsche für die Würde des Weibes fordert.

Diese Sinnlichkeit ist übrigens eine jugendliche Neigung seines Talentes, die sich in seinen reifen Jahren nur noch dann und wann zeigt, sie verführt nur seinen Witz, seine künstlerische Begierde, einmal auch farbige und pikante Sittenbilder zu zeichnen. Um dies deutlich zu erkennen, braucht man nur seine ersten Jugendwerke, die Lieder im steirischen Dialekt zu lesen, mit denen der Geselle des Meisters Natz etwa 1863 in den Bauernhöfen um Mürzzuschlag herum seine Zuhörerschaft ergötzte; sie waren „hübsch geschmalzen" sagt er selber[1]). Von seinen ersten Erfolgen berauscht und immer bereit, einen nach starker Würze lüsternen Kreis zu unterhalten, deutete er „die vielen Gedankenstriche gar sinnreich mit den Augen an". Aus derselben Zeit stammen die Erinnerungen in den „Sonntagswanderungen"[2]) aus dem zweiten Bande der „Waldheimat", eine Reihe etwas derber Anekdoten, denen es nicht an leichtfertiger Schelmerei, an lockeren Zweideutigkeiten fehlt, die aber viel zu unschuldig sind, um schlüpfrig genannt zu werden. Manche Novelle enthält Szenen derselben Art. Die fröhliche, pfiffige, willfährige, leicht zugängliche Sennin, die mutwillige Hüterin der sommerlichen Alpenweiden, wechselt mit dem Burschen über den Zaun hinweg Neckereien, und ihre Türe hat, wie der Vierzeiler ausplaudert, „a dreifaches Gschloß und als Riegel — is a Strohhalmerl vir"[3]). Rosegger wagt es, ihr herausforderndes Benehmen bis zu den äußersten Grenzen der Zweideutigkeit zu schildern, dann weicht er mit einer plötzlichen Wendung einer realistischen Lösung aus. Seine Laune begnügt sich damit, sie ahnen zu lassen[4]).

Wenn er an anderer Stelle irgend eine Erinnerung aus seiner Jugendzeit erzählt, — die Geschichte von der „Patrull", dem Streifzug auf Vagabunden und verdächtiges Gesindel, bei dem Hans oder Michel sich schleunigst aus einem Haus

---

[1]) Waldheimat II, S. 176.
[2]) Waldheimat II, S. 211 ff.
[3]) Erdsegen, S. 245.
[4]) Allerhand Leute, S. 151.

davonmachten, in dem sie, wenn man von Agerl oder Lenerl absieht, zu so unpassender Stunde nichts zu suchen hatten, — da ist er nicht entrüstet, sondern lacht lieber. An anderer Stelle wieder erfreut ihn das „Gasseln“, dieser ganz romanische Gebrauch, das Vorrecht der Länder, wo die Nächte schön, die Sitten nicht so gespreizt sind, den man während der ganzen Jugendzeit des Dichters sich hütete, abkommen zu lassen, mit all seiner Feierlichkeit und seinen Liedern[1]). Fröhlich und gerührt von der Erinnerung an die Vergangenheit schildert er den Reiz und den Erfolg der inständigen Bitten in den üblichen Vierzeilern und die Güte der Mädchen, die ein weicheres Herz als andere haben und sich Vorwürfe machten, wenn sie denjenigen nachts im kalten Winde hätten frierend stehen lassen, dem sie doch leicht Obdach gewähren konnten[2]).

Wenn Rosegger als treuer, wohlwollender Maler seiner Heimat die Freiheiten beleuchtet, die der ländlichen Jugend gestattet waren, in wieviel Erzählungen und Geschichten zeigt er dagegen, welche Fallstricke unter diesem Spiel verborgen sind, wie die Liebe sich als verhängnisvoll erweist, wenn sie nicht ganz erfüllt wird, wenn sie verkümmert, ehe sie die Herzen, die sie einander näherte, durch eine gemeinsame Pflicht fest miteinander verbunden hat. Die Dienstmagd, die ihrem Jugendtrieb nicht widerstehen konnte, dann fortgejagt wird wegen der Mutterschaft, über die sie unter anderen Umständen so stolz und froh wäre[3]); die Tochter des Schulmeisters, die in die Falle gleitet, die ihr eigenes gutes Herz ihr gestellt hat und dann unschuldig büßt[4]): diese Unglücklichen verkünden durch den traurigen Ausgang ihres Lebens, welch furchtbares Schicksal die Liebe mit ihrer süßen Stimme heraufbeschwört und wie mitleidslos sie sich rächt, wenn sie in ihren Erwartungen getäuscht wird.

Zieht man die Summe der Erfahrungen, die Roseggers Werke enthalten, so pocht die Liebe lange an die Türe, bevor sie der, den sie ruft, öffnet. Sie täuscht durch ihre Verstellung oft das Herz, das ihr zu früh vertraut. Eines der Geheimnisse des Glückes ist, warten zu können, in wachsamer Klar-

[1]) Meine Ferien, S. 313.
[2]) Spaziergänge in der Heimat, S. 320. Waldheimat II, S. 134.
[3]) Dorfsünden, S. 77 ff.
[4]) Dorfsünden, S. 100 ff.

heit, bis die Stunde kommt, wo die Gewißheit gereift ist, wo man die Seligkeit, die sie verspricht, und die Opfer, die man bringen muß, zugleich überschauen kann. Und wenn es geschieht, daß Hindernisse die Liebe auf die Probe stellen, dem Manne Zurückhaltung auferlegen, so erhebt sie ihn zur Selbstbeherrschung und ist Bürge einer Treue ohne Ende[1]).

Die Treue, die Hingabe des ganzen Seins, ist bei diesen festen, beständigen Naturen das Wesen der Liebe. Eheliche Liebe fesselt die Herzen „mit einem Bande, das nur der Totengräber kann zerhacken mit seiner Schaufel“[2]), läßt er einen seiner Älpler im rauhen Tone sagen. Im Blick voll Stolz und Sorge, mit dem die Gattin Peter Mayrs ihn ansieht, der sich fürs Gemeinwohl in Gefahr begibt, in der Freude, mit der sie ihm bei jeder Rückkehr entgegeneilt, „beide Arme nach ihm ausstreckend“; in der Sorgfalt, mit der Jakob der Letzte von Altenmoos mit beiden Achseln die Hinterräder des Karren hebt, um seinem darinliegenden kranken Weibe die Stöße zu ersparen; in allen Handlungen, die hier die gelassene Entschiedenheit einer rückhaltlosen Hingebung, dort die unendliche Süße besorgter Zärtlichkeit ausdrücken, spricht sich immer die instinktive Überzeugung von ewiger Dauer der Liebe aus.

III.

Auf dieser Treue baut sich das ganze Gefühlsleben auf, das, nach Rosegger, den Menschen in allen Schwankungen des Schicksals schützt.

Aus der ehelichen Liebe entsteht die väterliche und die mütterliche. Mit merkwürdiger Kraft hat der Dichter in „Peter Mayr“ und „Jakob dem Letzten“ diese Liebe gezeichnet. Unter allen Gewalten, die im Menschenherzen den Willen zum Leben nähren, ist keine mächtiger, als das Kind, seine Pflege und seine Zukunft.

Wenn Rosegger Mutterliebe darstellt, sieht er immer die Lichtseite. Das Lächeln einer glücklichen Mutter, sagt er, kann das schwärzeste Dunkel erhellen, Mutterglück ist strahlendes Entzücken. Die arme Stallmagd ist für ihre gläubige Schwäche streng gestraft, aber ihr Gesicht leuchtet vor Mutterliebe. Daß

[1]) Hoch vom Dachstein, S. 107.
[2]) Sonderlinge, S. 337.

sie Mutter ist, scheint ihr ein Wunder, und das Kind in ihren Armen strahlt ihre inbrünstige Liebe wieder. In den Augen des Dichters kann nichts diese Flamme verlöschen, sie dringt sogar durch die lichtlosen Augen der armen Blinden. So oft die Jula, in dem entzückenden Kapitel der „Waldheimat", den Besuch ihres Sohnes empfängt, den sie aus Armut nicht bei sich behalten konnte: „dann lag ein Himmel von Glückseligkeit in ihrem geröteten Antlitze[1])." „Wenn einst die Sterne vom Himmel fallen und die Sonne blind wird, und es ist so dunkel auf der Welt, daß der Mensch die Blümlein auf der Au nicht mehr sieht und das Mein und Dein nicht mehr unterscheiden kann — ein einziges solches Lächeln einer jungen Mutter, und es wird wieder licht[2])." Fehlt aber das Kind, so verdüstert sich der sichtbare Abglanz des innern Leuchtens im Mutterherzen.

Sieht man genauer zu, so verliert Rosegger dieses Symbol nie aus den Augen. Immer verbindet er damit die Vorstellungen von Reinheit und Treue, die sich wesentlich auf die Tugend der Selbstlosigkeit zurückführen lassen. Kein Ehrgeiz, kein Egoismus beirren diese Liebe; sie hat kein anderes Ziel, keinen anderen Zweck, als das Kind. Nach allem Kummer und aller Trauer vermöchte die Mutter noch einmal alle Leiden auf sich zu nehmen, wenn sie ihre Kinder noch so wiedersehen könnte, wie sie zu ihren Füßen spielten.

Wenn die Mutterliebe nur leuchtet und wärmt, so ist die „schmerzliche" Vaterliebe[3]) tätig. Der Vater macht Pläne für die Zukunft und verwirklicht in Gedanken die Wünsche, die seine Liebe hegt. Er hat nicht, wie die Mutter, an der Gegenwart des Kindes allein seine Freude, seine Sorge und seine Lust nehmen die Zeit vorweg, wo das Kind alt genug sein wird, die ihm vorbereitete Bahn zu verfolgen. Zutreffend bezeichnet daher Rosegger die väterliche Tätigkeit als „zweite Jugend". Die Vaterpflichten fordern die Anspannung aller Kräfte, erhalten sie aber auch frisch; die väterliche Liebe achtet auf die Regungen der Kinderseele und findet mit ihr die Kraft der alten Illusionen und erfrischt sich an Quellen wieder, die längst versiegt schienen.

---

[1]) Waldheimat I, S. 39.
[2]) Allerhand Leute, S. 433.
[3]) Gedichte, S. 184.

Die Vaterschaft ist aber auch ein Prinzip der Ordnung. Der häusliche Herd wird für den Mann, der ihn gründet, ein fester Mittelpunkt, eine Schutzwehr im Unglück, und die Pflichten der Vaterschaft spornen zur Tugend an. In einer kritischen Stunde tritt das Kind ins Leben des haltlosen Verschwenders und bringt mit sich das Heil, nämlich Liebe, inneres Gleichgewicht und Ordnung[1]).

Die väterliche Liebe ist stolz, und darum ist sie strenge. Je ausgesprochener in Roseggers Werken ein Charakter ist, desto größer ist die Mission, die er sich zuschreibt und desto unerschütterlicher die Norm, die er in Ausübung seiner väterlichen Autorität aufstellt. In Peter Mayrs Augen macht Hansens Mut die Lüge nicht wett, die er sich zuschulden kommen ließ, und er macht ihm die heftigsten Vorwürfe[2]); ebensowenig duldet Jakob Steinreuter, daß ihn Jackerls Ungehorsam in Schach halte[3]). Bei beiden verkörpert das Kind ihre Vorstellung von der Kontinuität menschlicher Werke und Handlungen. Es repräsentiert die Tradition, wie sie nach ihnen sein wird, aber noch lebendig, noch bildbar, ihren Händen erreichbar und der Richtung folgend, die sie ihr gegeben haben werden; sie darf ihnen nicht entschlüpfen und aus der Bahn weichen.

Unter diesem Gesichtspunkt ist die väterliche Liebe Sinn und Werkzeug der Tradition. Als Gegenwart bietet sie dem Manne, fern vom Getriebe der Welt, geschützt vor Zerstreuung und Zersplitterung, den sicheren Hafen und die strenge Konzentration des häuslichen Herdes. Als Zukunft stellt sie ihm die Entstehung des Fortschrittes und die Übertragung der gegebenen Aufgaben auf die folgende Generation in den Bereich seiner unmittelbaren persönlichen Tätigkeit. Umgekehrt aber, je mehr sie den Wert der Zukunft steigert, desto mehr Licht wirft sie auf die Vergangenheit. Sie verleiht ihm rückschauenden Scharfblick, sie ladet ihn ein, sich selbst zu erkennen, sich seines Ursprungs zu erinnern, den sie ihm deutet. Von welcher Seite er sie also anschauen mag, immer ist die väterliche Liebe eine Quelle der Wahrheit.

---

[1]) Sonderlinge, S. 247.
[2]) Peter Mayr, S. 126ff.
[3]) Jakob der Letzte, S. 72.

IV.

Nach Roseggers Überzeugung hat der Mensch nicht nur einen Widerwillen gegen die Isolierung im Raume, sondern auch gegen eine Isolierung in der Zeit, daher seine Anhänglichkeit an die Vergangenheit. In der Ungeduld, mit der er die Zukunft vorwegnimmt, festigt ihn nichts so sehr, als die Erinnerung an die Vergangenheit; sie ist ihm nicht nur eine Quelle des Lichts und der Belehrung, sondern auch Herzenssache.

Nichts besteht, das nicht das langsam gebaute Werk vergangener Zeiten wäre; kein Gedanke der Gegenwart, der nicht von sehr alter Menschheit abstammte. Dennoch ist für jeden von uns die Vergangenheit die einzige wahre Wirklichkeit; sie ist der Niederschlag unserer Gemütsbewegungen; sie zeugt von dem, was wir in unseren Wünschen und Neigungen gewesen sind.

Als tatsächlicher, konkreter Besitz ist sie unwiderruflich, und in manchen Gemütern ist die Erinnerung daher mit schmerzlicher Melancholie verbunden. „Allein," sagt Rosegger, „man möge sich nur von dem Vorurteil befreien, als ob das Vergangene auch das Verlorene sei . . . Unser vergangenes Leben ist erst recht unser Besitz, der freilich nur durch ein gutes Gedächtnis und glückliche Seelenstimmung vermittelt wird[1])." Die Vergangenheit vergleicht er mit einem „Bau, den wir selbst aufgeführt haben und in welchem wir nun gleichsam wohnen, an ihm immer noch weiter bauen, bis zum Giebel, welcher der Hügel des Grabes ist" . . . „Und wenn ich gefragt würde, was ich lieber missen wollte, das Leid meiner Vergangenheit oder die Freude meiner Gegenwart, ich wüßte mich nicht zu entscheiden. Von den Freuden meiner Gegenwart weiß ich noch nicht, ob es rechte sind, ob sie haften bleiben werden in meinem Gedächtnisse, als Perlen, die ich meinem Schatze einverleiben kann[2])."

In diesem Sinne ist die Vergangenheit das Bild der Dauer, der Zeitabschnitt, bei dem wir mit Klarheit und Ruhe verweilen können. In unserem Gedächtnis bleibt am stärksten die Erinnerung an gute Stunden haften, oder vielmehr: die

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 250.
[2]) Allerlei Menschliches, S. 52.

Zeit verklärt, was sie vor dem Vergessen schützt, sie reinigt die Gesichter und Gegenstände von allen Schatten und Flecken und umgibt sie mit verklärendem Zauber.

Unsere Kindheit gewinnt mehr als irgend ein anderes Lebensalter bei dieser nachträglichen Idealisierung. Rosegger meint, daß sie, genau besehen, die wenigst vergängliche Zeit unserer Existenz ist. „In der ersten Hälfte des Lebens pflegt der Mensch nach vorwärts zu blicken, und in seinem Auge liegt Mut, Tatkraft, Hoffnung. Dann aber wendet sich sachte sein Haupt, und im ernsten Blick Enttäuschung und Ergebung, schaut er nach rückwärts. Im Spiel des Kindes sieht er jetzt mehr Freude als in der Tat des Mannes. In der Sehnsucht des Jünglinges erblickt er jetzt mehr Glück, als in dem Erfolge des Greises. Es mag das ja sein, weil uns ferne, unnahbare Gegenstände immer reizender dünken, als nahe, leicht erreichbare; allein wahr ist es auch, daß der Frühling mit seinen Blüten in alle Ewigkeit schöner bleibt, als der Herbst mit seiner Frucht[1]). Daher gibt es in der Flucht der Jahre für den abgemüdeten Mann keinen tröstlicheren Ruhepunkt, als wenn er von seiner Jugend träumt. Er vergegenwärtigt sich die wohltätige Illusion, mit der sie ihn umhüllt und die ihn so lange verjüngt, als sie dauert, „während ihn die heitere Kindlichkeit wie ein Engel hinübertrug über quälende Erinnerungen, tiefes Nachdenken und verzehrenden Schmerz[2]).“ Was von ihr in uns weiterlebt, ist der Kern unserer sittlichen Persönlichkeit. „Meine Jugend war arm,“ schrieb Rosegger, als er an einer für solche Empfindungen besonders günstigen Stelle eine mächtige Gemütsbewegung erlebt hatte[3]) — „meine Jugend war arm und voller Verzicht und Leiden. Aber wenn sie heute aufersteht, ohne alle Bedenken gebe ich alles, was ich bin und habe, dafür hin. Übrigens, was will ich denn? In mir ist ja fast alles noch, wie es einst war, da hat sich nichts geändert. Außer daß das Unbeständige mich gelehrt hat, das Beständige zu preisen.“

Um sich genau zu kennen, muß sich der Mensch nicht nur in der Gegenwart beobachten, sondern in günstigen Stunden

[1]) Allerlei Menschliches, S. 254.

[2]) Dorfsünden, S. 305.

[3]) Heimgarten, Juni 1906, S. 704, bei Gelegenheit der wiedererbauten Kirche von St. Kathrein.

sich bemühen, in seinen eigenen Augen wieder so aufzuleben, wie er zu gewissen Zeiten wirklich war. Nichts ist, meint Rosegger, wohltätiger, als solche Übung. Man vergleicht dann ganz objektiv seine gegenwärtige mit der früheren Individualität und ihren Bestrebungen, und ist die Linie gerade geblieben, so ist es nicht paradox zu behaupten, daß „in der Vergangenheit, wenn wir lesen können, unsere Zukunft geschrieben steht. Und jene lehrt uns auch, diese zu würdigen. Nicht der weiß ein Glück zu schätzen, welcher es gewonnen hat, sondern der, welcher es verloren. Und diese durch Verlust gewonnene Weisheit, ist für sich eine Art von Glück. Beeinträchtigt kann der Wert der Vergangenheit durch zwei Dinge werden: durch eigene begangene Schuld und durch die Vergiftung des Herzens. Über erstere ist weiter nicht zu reden; die furchtbare Macht des bösen Gewissens ist sprichwörtlich, sie wandelt süße Erinnerungen an die Vergangenheit zu höllischer Pein um“[1]).

Die Vergangenheit besteht für unseren Moralisten nicht nur aus der Summe der individuellen Wünsche und Taten, unsere Erfahrung entsteht nicht nur aus dem von uns persönlich Erworbenen, unbewußt nehmen wir teil an der langen Folge von Generationen, deren Arbeit unser Übergangsleben fortsetzt. Im dunklen Winkel unserer Seele lebt ein Denken weiter, das in unseren Ahnen begonnen hat. Viele Eindrücke unserer Vorfahren finden in unserm Gemüt ihren Abschluß. Unser Erbteil verrät sich nicht nur in unseren Fähigkeiten, sondern auch in den Erinnerungen, die aus der Tiefe der Zeit plötzlich an die Oberfläche des Bewußtseins gelangen. „Diese Melodie,“ schreibt Rosegger einmal halb scherzhaft, so daß man nicht sagen kann, ob er seine ernste Sorge verbergen oder betonen will, „diese Melodie, ein getragenes Moll, so war mir, müßte ich schon gehört haben in längst vergangenen Tagen, vielleicht zur Zeit der Nibelungen, vielleicht bei einem Odinsfeste unter germanischen Eichen[2]).“

Rosegger besitzt also in seltenem Grade den Sinn für die Vergangenheit. Die Erinnerung nährt seine Betrachtungen; er besitzt die den Dichtern eigene Gabe, mit einer Intensität,

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 253.
[2]) Erdsegen, S. 315.

die sich zur Illusion steigert, seine alten Eindrücke neu zu erleben. Das Gedächtnis seines Gemüts und seiner Sinne ist so treu, daß er nur einiger Sammlung bedarf, um „die süßen Lieder der Weihnacht, die frohen Weihegesänge der Ostern" wie sie im Kirchlein von St. Kathrein in „sein gläubig Kinderohr geklungen", wiederzuhören[1]). Noch mehr, er ist fest überzeugt, daß die Spuren seiner eigenen Vergangenheit nicht die einzigen sind, an denen sein innerer Blick haften bleibt. „Es mag manches," schreibt er kühn, „in unserem Kopfe sein, was nicht wir, sondern die Ahnen hineingetan haben[2])." Vergebens bemühen wir uns, einen Zusammenhang zwischen diesen ungreifbaren Äußerungen und der sinnlich wahrnehmbaren Wirklichkeit herzustellen. Der Augenschein spricht gegen sie, während in unserm Bewußtsein eine unzweifelhafte Autorität sie bestätigt; keine Verneinung vermag sie zu vernichten, aber rechtfertigen können sie sich doch auch nicht.

In einer der Erhaltung der Traditionen so günstigen Welt, wie der von Rosegger beschriebenen, darf eine solche Durchdringung eines einzelnen mit dem Geiste der Vergangenheit nicht sonderlich wundernehmen. Die Toten sind nicht, wie in unserer schnell lebenden und schnell vergessenden Gesellschaft, für immer aus dem Rate der Lebenden ausgeschlossen; am Hausaltar wurde ein wahrer Ahnenkultus getrieben. Als Jakob der Letzte sein Liebstes verlor, ging er in die Hauskapelle und „gleichsam, als wollte er es an der geheiligten Stelle seiner Vorfahren sagen, was über ihn gekommen, weinte er sich dort stille aus"[3]).

Die täglichen Gebräuche, die Sitten des dörflichen und Familienlebens, die Feste und Feiertage — alles in dieser Umgebung läßt an die immaterielle Gegenwart der Toten denken: sie bewahren für die Lebenden ihre volle Autorität. In der Karwoche „weht es wirklich noch hier wie eine Auferstehung von den Toten. Von längst zur ewigen Ruhe gegangenen Menschen streichen die Seelen umher"[4]). Wörtlich genommen, im geheimsten Bewußtsein eines jeden „sprechen

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 251.
[2]) Idyllen, S. 270.
[3]) Jakob der Letzte, S. 241.
[4]) Erdsegen, S. 124.

die Toten", und die Zeichen, an denen man ihre Intervention erkennt, ja sogar ihr Fortleben nach dem Tode, legt Rosegger als die geistige Garantie der Einheit der Geschlechter aus, die den ganzen Bau des sozialen Lebens fortpflanzt, als wenn, wie Pascal sagte, die ganze Reihe der Menschen im Laufe so vieler Jahrhunderte, wie ein einziger Mensch angesehen würde.

Streng auf die Familie oder Rasse begrenzt, ist diese Theorie nach Roseggers Meinung mehr als eine Hypothese, ja sogar eine Wahrheit, der er gläubig anhängt, und die ihm durch persönliche, für ihn unanfechtbare psychologische Erfahrung bekräftigt wird[1]).

Da die Vergangenheit durch so viele Tore in sein Gefühlsleben eindringen kann und seine derzeitige Persönlichkeit in jedem Augenblick so vielerlei und aus weiter Ferne empfängt, so begreift man, daß bei ihm in noch größerem Maße, als bei Theodor Storm, die Erinnerung der Kern seiner Dichtungen war.

Indes steht niemand, und gerade aus diesem Grunde einem so schwer kontrollierbaren Zeugen kritischer gegenüber als er. Über die Wahrheit vieler Kindheits- und Jugendabenteuer, die er uns in verschwenderischer Fülle erzählt, steigen ihm Bedenken auf. Bietet er wirklich eigene Erlebnisse oder ist es atavistische Erinnerung? Für wieviel Szenen, die er gesehen hat, für wieviel Reden, die ihm im Gedächtnis geblieben sind, kann er gutstehen? Welchen Anteil hat die Wahrheit an seinen Erinnerungen, welchen die Illusion?

Überdies verhehlt sich Rosegger keineswegs, daß die Gegenwart auf unseren Geist eine überwältigende Macht ausübt. Gegen unsern Willen paßt sie die Aussagen der Vergangenheit ihrer Laune an; genauer gesagt: die Vergangenheit verwandelt sich uns unmerklich in Gegenwart, so daß die Tatsachen sich uns nicht so darstellen, wie sie sich zugetragen haben, sondern wie wir sie jetzt aufzufassen fähig sind. In dieser Beleuchtung ist die Erinnerung keine Auferstehung der Vergangenheit, sondern Zeugnis unseres gegenwärtigen Gemütszustandes.

Im Geheimnis unseres inneren Lebens herrscht gleichwohl

[1]) Heimgarten, Januar 1905, 300 ff.

die Vergangenheit vor. Rosegger gibt zu, daß äußere Ereignisse den Rhythmus unseres Inneren verändern können, aber doch nur für kurze Zeit und in oberflächlicher Weise. So oft der Dichter sich in sich selbst zurückzieht und nachdenkt, wird er von der Vergangenheit beherrscht. Seine merkwürdige Gabe, sich darein zu versenken, erklärt auch seine Vorliebe für die Provinz. Damit folgte er nur einer inneren Notwendigkeit. „Wenn ich vom Vaterlande spreche," schreibt er[1]), „so meine ich das nicht im politischen Sinne, ich meine damit das Land meiner Vorfahren, das Land, aus dessen Natur, aus dessen Einrichtungen und Sitten meine Väter hervorgegangen sind, dessen Zuständen ich naturgemäß angepaßt worden bin, dessen Bedingungen und Herkömmlichkeiten die meinen sind, ich meine damit das Land, welches mir in allen seinen Teilen heimlich und traut ist, in welchem ich alles begreife, verstehe, so wie in demselben mich alles begreift und versteht."

So knüpft sich seine Liebe weniger an die Interessen und Forderungen der Gegenwart, als an die Vergangenheit.

„Es mag überaus anmaßend klingen, wenn ich sage: Ich stehe zu diesen Gauen [den deutschen Gauen der Steiermark] wie der Fürst zu seinem Reiche, allein ich komme mit solchem Ausspruche meiner Empfindung am nächsten. Ich betrachte mein Heimatland nachgerade als mein persönliches Eigentum. Also macht es mir Freude, also macht es mir Sorgen[2])." Seine Vaterlandsliebe besteht daher, wenn man sie bei ihrem Ursprung faßt, in dem angeborenen Bewußtsein aller Beziehungen, die die Vergangenheit zwischen ihm und seiner Heimat geschaffen hat.

Daraus erklärt sich auch das Unbehagen selbst kürzerer Entfernungen und der brennende Schmerz des Heimwehs. „Wenn du," sagt Jakob Steinreuter, „von deinem Hochwald einen frischen Lärchbaum versetzest hinaus ins Tal, mitsamt der Wurzel versetzest und ihm dort die beste Erde gibst und den fettesten Dung und Naß und Sonne, wie du willst, — der Lärchbaum geht zugrunde. Ein Gebirgsbaum läßt sich nicht versetzen, wenn er ausgewachsen ist, schon gar nicht. Ein

---

[1]) Spaziergänge in der Heimat, S. 45.
[2]) Ebenda.

Gebirgsmensch auch nicht[1])." Noch mehr als die Stadt in ihrer unendlichen Bewegung, hält die ewige Natur durch den Zauber ihrer Unwandelbarkeit, die Menschen fest, die sie auferzogen hat. Sie legt ihnen, wie es im Volksliede heißt, „eine goldene Kette ums Herz"[2]). Der Pflug findet jeden Herbst die Furchen, die die Vorfahren gezogen haben. Um die Stimmen der Heimat wiederzuhören, floh der zum Militär einberufene Bursche aus der Stadt, selbst auf die Gefahr hin, diese Flucht mit dem Tode zu büßen[3]). Einem solchen Seelenzustand singt die Gegenwart allerdings keine Loblieder mehr, nur in entlegenen Gegenden finden die alten teuern Lieder der Heimat einen Widerhall.

V.

Man würde irren, wenn man von dieser Macht der Vergangenheit über die Seelen auf einen bloß beschaulichen Quietismus Roseggers und seiner Gestalten schließen wollte. In dieser Welt, wo die stete Erneuerung der Natur jeden Augenblick zeigt, daß „das Leben siegt", ersticken die Toten nicht die Lebenden; sie begleiten und führen sie. In ihrer Gesellschaft machen die Lebenden Halt, sammeln sich und nehmen sich ein Beispiel an ihnen. Sie haben, wie Rosegger sich energisch ausdrückt, das Recht für sich. Die Lebenden stellen die Fortdauer und Solidarität der Generationen vor. So oft

---

[1]) Jakob der Letzte, S. 66.

[2]) Spaziergänge in der Heimat, S. 45.

[3]) Diesen Stoff hat Rosegger oft behandelt. Vgl. Schriften des Waldschulmeisters, S. 55, 103. Sonderlinge, S. 118. Jakob der Letzte, S. 297. Erdsegen, S. 317 usw. In seiner Jugendzeit war das Desertieren wegen Heimweh noch sehr häufig in der österreichischen Armee. Die Strafe, die die Rückfälligen erwartete, war nicht abschreckend genug. Viele fanden eine Zuflucht im Gebirge und wurden Wildschützen. Die größere Anziehungskraft der Städte und die Abschaffung der größten Härten bei der Armee haben diese Fälle von Auflehnung verringert. (Durch die Erleichterung des Verkehrs, der alle Entfernungen besiegt, wird die Krankheit des Heimwehs (Nostalgie) nach und nach zum Verschwinden gebracht. An Stelle der einzelnen nationalen Kulturen wird in Zukunft die Weltkultur treten, deren erste Anzeichen man in der Amerikanisierung Europas erkennen will. M. N.)

ein Mensch an die Vergangenheit denkt, knüpft er wieder ein Band, das seine Gleichgültigkeit hätte abreißen lassen; er erkennt seinen Platz in einer bestimmten, ununterbrochenen Reihe, er überzeugt sich, daß er für seine Person nun auch werken muß.

Eine solche Ordnung kann aber nur in einem sozialen Milieu durchgeführt werden, worin Seßhaftigkeit die Regel ist. In dem Maße, als sie den Einfluß des Zufalls aufs Einzelschicksal beschränkt, ist solche Ordnung der Urquell der Zuversicht. Da die gegenwärtige Generation auf genau demselben Raume tätig ist, wie die frühere, so weiß man, welche Schwierigkeiten überwunden wurden, welchen Lohn mutiges Ausharren fand. Die Orte selbst, die Zeugen der Seelenstärke und Beständigkeit der Ahnen, haben ihre Beredtsamkeit. So geht von der in Jahrhunderten gesammelten Weisheit nichts verloren.

Daher die Fähigkeit männlicher Entsagung der in der gleichen Schule erzogenen Männer. „Der Jakob blieb aufrecht wie ein Stamm," schreibt Rosegger[1]). Der Bauer beweist seine Kraft dadurch, daß er den Schmerz durch Tätigkeit überwindet. Seine innerste Auflehnung macht er zum Sprungbrett für den Aufschwung über sein augenblickliches Unglück. Wenn der Blitz im Wald gezündet hat und das Feuer hundertjährige Tannen und Buchen verzehrt, so sieht man in der lebendigen Schilderung der „Waldheimat", mit welch zäher Ausdauer die Leute von Alpel an die Arbeit gehen. Sie halten sich nicht damit auf, den Schaden erst abzuschätzen. Mit Schaufel, Pflug und Egge bebauen sie den freigewordenen Boden und säen Getreide für kommende Ernten[2]). Den entfesselten Elementen treten sie nicht mit geschwätzigen Klagen, sondern mit rascher Tat stumm und entschlossen gegenüber. Sie wissen, daß ihre Väter auch solche Zufälle zu überwinden hatten, sie murren nicht gegen ein Schicksal, das den Menschen ihres Stammes und ihres Standes gemeinsam ist[3]). Unterliegen sie, so staunen sie nicht. Vor Ereignissen und Umständen, gegen die der menschliche Wille ohnmächtig ist, kennen sie keine Verzweif-

---

[1]) Jakob der Letzte, S. 241.
[2]) Waldheimat I, S. 218.
[3]) Als ich jung noch war, S. 289.

lung. Da sie ihr möglichstes getan haben, fühlen sie sich nicht gedemütigt; sie weichen der Übermacht überirdischer Kräfte.

„Der Mensch kann nichts ändern,“ sagt Jakob Steinreuter, als er sich überwunden sieht, „Gott ist der Starke, wozu das Zittern und Klagen[1])!“ Der kleine Holzhauer Maxel zündet sich mit einer glühende Kohle vom Brand seines mühsam erworbenen Hauses die Pfeife an und — setzt sich nieder[2]).

Ergeben und stark im Unglück, sind sie aber doch fröhlich und vertrauensvoll im Alltag. Sie leben, als zweifelten sie nicht, daß Gegensätze, die einander die Wage halten, die Norm der sittlichen Welt ebenso wie in der physischen Natur bilden. Ihre Handlungen drücken festen Willen, ruhige, kräftige Energie aus. Ihrem gesunden Gleichmut verdanken sie die Verlängerung ihrer Jugend; bis zu ihrem Ende bewahren sie Geschmack und Achtung vor dem Leben.

Da sie der Überzeugung sind, daß nichts geschieht, was nicht eine Fortsetzung der Vergangenheit wäre, da keine Schwierigkeit entsteht, die nicht durch ihre Lehren überwunden werden könnte, so sehen sie der Zukunft mit unerschütterlicher Ruhe entgegen.

Dies ist der Sinn und die Quelle von Roseggers Optimismus, dem nichts ferner liegt, als sich resigniert selbst aufzugeben. Dem denkenden Menschen flößen sogar Ruinen frohe Geduld ein[3]), da sie zeigen, daß auf Zerstörung und Trauer fruchtbare Tage folgen, und daß die Menschheit sich den verschiedenen Schicksalen anpassen kann. Bei jeder Gelegenheit verzeichnet er: „Und neues Leben sprießt aus den Ruinen.“ Wenn menschliche Tätigkeit auf einem Gebiete nachläßt; wenn die Kultur, wie in Alpel aufhört und der Wald sich über das ihm abgewonnene Land wieder ausbreitet: „so webt doch wieder neues unendliches Leben darin — eine üppige Pflanzenwelt, ein lustiges Tierreich, eine helle Gottesmorgenfreude[4]).“

„Jedes große Unglück trägt den Keim zu neuem Glücke in

---

1) Jakob der Letzte, S. 292.
2) Waldheimat I, S. 211.
3) Am Wanderstabe, S. 219.
4) Waldheimat, I, S. 219.

sich"[1]); damit dieses öfter ausreift, muß es nur geahnt und durch unser Vertrauen sozusagen hervorgelockt werden.

Nichts enthüllt daher die Eigenschaften einer Seele so sehr, wie ihr Verhalten im Schmerze. Aus seiner, am eigenen Leibe gewonnenen Erfahrung, hat Rosegger wiederholt betont, welch' guten Gebrauch wir sogar von unserer Kränklichkeit machen können: „Schmerzloses Dasein allein ist Seligkeit. Es muß einer viel gelitten haben, um diese Seligkeit zu finden. Doch die Augenblicke des schmerzlosen Daseins sind fruchtbar auch für weiteres. Der Kranke weiß es, welch' erhöhtes Leben in solchen Augenblicken durch sein Herz flutet. Alle schönen Tage der Vergangenheit kommen noch einmal auf Besuch, und über den Bettesrand lugt die Zukunft hoffnungsfrisch herein. Ein wahrer Gottesfriedenkreis, an dessen Rand das Leiden Wache hält, daß nichts Gemeines herbei kann. Das Gefühl der Dankbarkeit erwacht, eines der reinsten Hochgefühle harmonisch beschaffener Menschen. Doch selbst die langen Tage und Nächte mit den körperlichen Schmerzen, mit dem beständigen leiblichen Unbehagen bekommen allmählich ein trautes Angesicht, wenn Ungeduld sie nicht zur Fratze macht. Mit keiner anderen Kraft obsiegt der Mensch im Leben so gründlich, als mit der der Ergebung in unabweislichem Leide. Die Sache wird fast so, als litte der Kranke aus freier Wahl, wie zu einer scharfen Seelenkur, um sich zu reinigen und zu erhöhen[2])."

Als das schwerste aller Leiden gilt ihm das Schuldbewußtsein. „Unruhe und Verzweiflung faßt uns am sichersten dann, wenn wir uns selbst Schuld geben müssen[3])." Sie lassen uns weder Freiheit, noch Muße zur Andacht, berauben uns der Wohltat, die wir aus einem unvermeidlichen, aber ruhig und ergeben getragenen Unglück gewinnen, sie sind die größte Strafe für unsere Verfehlungen.

So wird der Schmerz untertan einer geraden, sich selbst beherrschenden Seele und mehr noch ein Ansporn. „Ach, wenn man nie und nie einen Mangel zu leiden hat, wie wird man da arm[4])." Damit will Rosegger sagen: wenn man

[1]) Mein Weltleben, S. 255.
[2]) Sünderglöckel, S. 384. Vgl. Mein Weltleben, S. 245.
[3]) Hoch vom Dachstein, S. 429.
[4]) Als ich jung noch war, S. 79.

verhindert wird, seinen sittlichen Willen, seine Widerstandskraft zu erproben, so lernt man nicht, sie zu festigen und weiß nicht, ob man gegebenenfalls über sie verfügen kann.

Außerdem gibt Rosegger in diesem kräftigen Satz zu verstehen, daß der Schmerz die Persönlichkeit nur steigert, die er nicht besiegen konnte. Die Spuren, die unsere Leiden in uns zurücklassen, die Belehrung, die wir ihnen verdanken, bilden das Gewebe des Persönlichen und Bewußten in unserem Leben, das, was man Erfahrung zu nennen pflegt, was man nicht übertragen und nicht mitteilen kann. Da ihm das Leben eine Schule ist, zweifelt er nicht, daß wir ihre Lehren öfters bezahlen müssen, und daß jedem Wachstum der Seele eine schmerzliche Kraftentwicklung unseres Willens entspricht.

Ist nun alle Weisheit Ergebnis der Prüfung, so folgt daraus, daß eines der ersten Attribute des Weisen die Güte ist. Die Pflicht, zu lieben, das Mitgefühl, befestigen sich in einem Herzen um so mehr, als sich die Überzeugung einstellt, daß der gemeinsame Schmerz die Menschen miteinander verbindet. So wie Rosegger sieht, daß diese Solidarität eine Generation mit der anderen verknüpft, wie er damit auch seine Liebe zur Vergangenheit begründet, so sieht er die Gleichheit aller Menschen der Gegenwart vor dem Schmerz und wundert sich, daß Treue und Aufopferung so selten sind. „Wäre denn Treue, das herzliche Anschließen des Menschen an den Menschen nicht selbstverständlich auf dieser Welt, wo die Elemente jede Stunde tausend Waffen gegen uns bereithalten? Wahrlich, es ist nicht klug, sich Feinde zu schaffen unter den Brüdern und hohlen Phantomen nachzujagen und Herzen zu verwunden die kurze Zeit, da wir das Sonnenlicht schauen über den Gräbern[1].“ Über Selbstgefälligkeit, Hartherzigkeit, Umkehrung aller Werte kann er nicht genug staunen.

Die von der Menge erkannte Pflicht, zu lieben, enthüllt sich dem Weisen; es ist ihm eine unanfechtbare Wahrheit, „daß die Menschheit nicht durch den Egoismus des einzelnen besteht, sondern durch seine selbstlose Liebe zu anderen[2].“ Er weiß aus Erfahrung: „keiner ist so groß, daß er mit Geringschätzung dürfte niederblicken auf die Menschen, sie mögen

---

[1] Mein Himmelreich, S. 180.
[2] Mein Himmelreich, S. 20.

welchen Standes immer sein[1])," und er weiß: „Lust und Vergnügen entzweien die Menschen, die Leiden einigen sie[2])."

Wenn Dünkel und Gleichgültigkeit durch nichts entschuldigt werden, so empfiehlt alles die Barmherzigkeit, die Caritas humani generis. Ihr strenger Zwang darf uns nicht lästig fallen. Sie ist nach Roseggers Schätzung der normale, einzig befriedigende Zustand unseres Herzens. Trägt der Groll einen Keim von Verderbnis in sich, der sich ebenso quälend äußert, wie Gewissensbisse, so wirkt das Verzeihen befreiend[3]). „Der Haß ist ein angeborenes, durchaus natürliches Gefühl, aber er ist dem einzelnen wie dem ganzen, dem Hasser, wie dem Gehaßten gefährlich. Er ist deshalb zu bekämpfen, wie schon so vieles Natürliche, Tierische in uns bekämpft und besiegt worden ist[4])." Eine Quelle steter Zufriedenheit ist dagegen das Wohlwollen, die Gewohnheit, unseren Mitmenschen „recht viele kleine Freuden zu machen. In dem sogenannten Kleinen, das an jedem Orte und an jedem Tage lebt und wirkt, ist das eigentliche Große, so in der äußeren Natur und so in der inneren menschlichen, der moralischen" . . . „Größe und Wert des Menschen liegt nicht in weltbewegenden Taten, sondern in dem treuen Wohlwollen, welches er Tag für Tag seinen Nebenmenschen entgegenbringt. Solch unwandelbares Wohlwollen macht unser Leben anmutig, unser Haupt hell, unser Herz glücklich[5])." Diese Lehren verbreitet der Moralist von Alpel ebenso eifrig wie der Apostel von Jasnaja Poljana. Nichts stillt den Unfrieden der Seele mehr, als Frieden mit anderen. „Die tiefste Wunde des eigenen Herzens vernarbt, wenn du sie anderen heilest[6])."

Die Liebe hat aber nicht nur eine beruhigende Wirkung, sondern ist auch eine Macht. Rosegger sagt: „Lähme die Feinde mit Liebe[7])." Er meint, große Macht entspringt der Milde und „Menschenherzen erobert man durch die Liebe"[8]).

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 195.
[2]) Erdsegen, S. 205.
[3]) Idyllen: Durch, S. 197.
[4]) Allerlei Menschliches, S. 178.
[5]) Allerlei Menschliches, S. 204. Vgl. Sonntagsruhe, S. 210.
[6]) Gedichte, S. 185. Höhenfeuer, S. 59.
[7]) Gedichte, S. 185.
[8]) Meine Ferien, S. 191.

Wenn er Partei ergreifen soll, findet er mehr Kraft in Tolstois Lehre von der Verzeihung der Beleidigung, als in der auf Rücksichtslosigkeit aufgebauten Lehre Nietzsches[1]). An der ewigen Moral der Starken, wie sie die Stoiker formuliert haben, hat er nichts auszusetzen, aber er meint, Christus hätte sie durch seine ewig fruchtbare Lehre bereichert und geschmückt: die Liebe der Menschen unter einander und Gottes Barmherzigkeit für alle[2]).

Und zuguterletzt hat die Liebe mehr Rechte als die Gerechtigkeit, oder genauer gesagt: es liegt mehr Billigkeit in der Liebe, als in der strengen Anwendung der Gesetze, die von der kalten Vernunft unter dem Namen Gerechtigkeit aufgestellt worden sind. Sie ist der Geist, der den Buchstaben belebt, sie nimmt Rücksichten, die jene nicht kennt, ihre Bedenken ändern oft den Standpunkt einer pharisäischen Gerechtigkeit. Als Kenner des wirklichen Lebens zeigt Rosegger oft, daß schweres Unheil folgt, wenn die Liebe nicht die unerbittlichen Urteile der Gerechtigkeit überprüft[3]). Er meint damit aber nicht, daß die Liebe ihr widerspreche oder aus anderem Stoffe gebildet sei, sondern daß sie ein Ideal verwirklicht, das jene nie erreicht. Ihr Licht scheint in Tiefen, die die Gerechtigkeit nicht ahnt. Sie entdeckt Beweggründe, die diese zu erkennen unfähig ist: die dunkeln Gewalten, denen ein schwacher Wille nicht widerstehen kann. Daher die Pflicht des Wohlwollens, die sie auferlegt; ihre Aufforderung, uns an Stelle des Schuldigen oder des Gegners zu versetzen, den sein Unrecht uns ausgeliefert hat und den wir zu strafen haben; daher die Warnung vor den Vorurteilen hochmütiger Tugend, besonders aber vor dem Übermaß an Strenge, woraus schon so viel unerwartetes Unglück, so viel Reue entstand.

Rosegger hat auf dieses Thema von der Gefahr allzu großer Strenge oft zurückgegriffen. Verzeihung birgt keine solchen Fallen, sie nützt dem, der verzeiht, und jenem, dem verziehen wird; was dem einen den Frieden bringt, erhöht den andern in seiner Menschenwürde[4]). Der Dichter des „Erdsegen" glaubt, daß ein Ansporn zu glücklichem Wetteifer in

---

1) Mein Himmelreich, S. 25 ff.
2) Sünderglöckel, S. 242 ff.
3) Geschichtenbuch des Wanderers II, S. 211.
4) Schriften des Waldschulmeisters, S. 215. Peter Mayr, S. 315.

der Liebe inbegriffen sei. Er gefällt sich darin, die Ausbreitung der Barmherzigkeit bis zur Paradoxie zu Ende zu denken, bis zum erhabenen Sieg der Liebe unter den Menschen, und ist überzeugt, daß auf diesem Wege, wenn er nur einmal allgemein als der richtige anerkannt würde, die Menschheit zur Glückseligkeit gelangen könnte.

Denn zwischen Güte und Glück, wie im Gegenteil: zwischen Verworfenheit und Verderbnis hat er immer einen engen Zusammenhang, eine Wechselwirkung gesehen. Er wiederholt gern, daß Nachsicht meist im Herzen jener wohnt, die die verdiente Gunst des Schicksals dankbar genießen; dagegen hat er gezeigt, daß in vielen Fällen, wie beim Wilderer Toni, der Weg nur deshalb zum Abgrund führt, weil ausdauerndes Unglück den Keim zum Bösen wie ein Gift in das verwirrte Gemüt legt und es von jeder Abweisung, jeder Ungerechtigkeit, jedem Zeichen von Verachtung neu verletzt wird.

Er bemitleidet die Unterdrückten und Leidenden, ihr Unglück hält er nicht für unabwendbar, da es die Folge der unvollkommenen Gesellschaftsordnung ist, die wir verbessern könnten. Die entscheidenste Befreiung geschieht durch die Nächstenliebe. Ein Mensch steht der Tugend wie dem Glück um so näher, je höher er sich selbst achtet, oder besser gesagt, von je mehr Achtung er sich umgeben sieht. „Mancher Mensch hat ein dünnes Eiskrüstlein um sein Herz, ein warmes Wort bringt's zum Schmelzen," schreibt Rosegger[1]). Er tritt für die Unglücklichen ein, für die Schwachen und Besiegten, deren Seele unfrei oder zertreten ist, für die Opfer des oft unerbittlich verfolgenden Aberglaubens der Bauern, der beständiger als ihr Glauben ist; die „Hexenkinder", die von Natur verkrüppelt, durch schlechte Behandlung, Elend und Unrecht vollständig stumpfsinnig werden[2]); die „Besessenen", die er in seiner Kindheit noch kannte, denen jeder auswich und die man einsam sterben ließ[3]); die Abergläubischen selbst, wie den sanften Malchus, über deren Leben das Entsetzen einer fixen Idee

[1]) Ewiges Licht, S. 164.

[2]) Neue Waldgeschichten, S. 262.

[3]) Meine Ferien, S. 58. Die letzten Scheiterhaufen hatten Ende des XVII. Jahrhunderts gebrannt. (Feldbach 1675).) Aber noch zu Beginn des XIX. Jahrhunderts sprach man von „roter Milch" und „bösem Blick". Waldheimat I, S. 129.

schwebt, einen Schatten auf jede Stunde wirft, ihren Willen lähmt, ihr Herz zu schlagen hindert[1]); ferner jene, die von der irrenden Gerechtigkeit verwundet, und jene, die bis an ihr Lebensende die Last einer oft verzeihlichen Sünde schleppen, von der sie aber niemand freigesprochen hat[2]); und jene endlich, die allein stehen, denen nie ein Plätzchen gehörte, „so eine Draufgab', eine freiwillige Zuwag, etwas Überflüssiges, das man just nimmt und just braucht, wenn mans hat, und das freilich niemand abgeht, wenn's fort ist[3]).“

Jedes von ihnen stellt eine wunde, vernichtete Lebenskraft vor, eine Seele, der nichts zum Erblühen und zum Aufschwung verholfen hat, und diese Wundmale sind es, die Roseggers Mitleid erregen. In der Tat, die Fähigkeit, barmherzig zu sein, richtet sich nach dem Werte, den man dem Leben beimißt. Der Optimist bekennt, daß jede noch so bescheidene und armselige Existenz geschätzt zu werden verdient. Er erblickt einen unerträglichen Gegensatz zwischen dem Zauber des Glückes und der gänzlichen Unfähigkeit, es zu erreichen. Die Illusion sogar, die jeder Lebende in seinem Innersten hegt, ist ihm heilig. Es sei gottlos, auch nur den armseligsten Traum, der ein Menschenherz erhebt, zu zerstören. Der alte Reim-Rüppel überlebt den Verlust seiner Strohharfe nicht; aber die Quelle, die aus dem Felsen entspringt, wo der arme Reimschmied den Tod gefunden hat, bleibt für die unbarmherzigen Hirten, die sein Alter verhöhnt haben, auf immer blutig gefärbt[4]).

VI.

Freude verbreiten, andern Freude schaffen, ist tatsächlich die Bruderpflicht jedes Menschen. Die Freude ist für Rosegger der normale Zustand unserer Seele, das Zeichen ihres Gleichgewichts und ihrer Gesundheit. So lange die Erfahrung den Menschen nicht den Schmerz und das Böse gelehrt hat, genießt er die Freude.

---

1) Sonderlinge, S. 248, 294.
2) Waldheimat II, 285 ff.
3) Als ich jung noch war, S. 259.
4) Schriften des Waldschulmeisters, S. 302.

Von diesem unvergleichlichen Vorrecht wird der Jugend in Roseggers Erzählungen und Novellen nichts vorenthalten. Seine Mädchen verkörpern die sorglose Fröhlichkeit, ihr Lachen tönt „wie Osterglockenklingen“[1]). Lebensfreude entströmt ihrer gesunden, überschäumenden Person, ihre laute Fröhlichkeit übertönt sogar die Tränen, die ihnen ein vorübergehender Zorn entlockte. Von den Burschen sagt er gerne, daß sie ihre vertrauenden, fröhlich entschiedenen Blicke geradeaus richten. Seine Hirten jauchzen und jodeln unermüdlich[2]). „Das letzte Ausklingen eines Jodlers hat ein so eigenartig, innig Lustiges, daß es nur der geborene Älpler recht hervorsprudeln und austrillern kann; ein anderer kann es nicht, das letzte Ausklingen gelingt ihm nicht[3]).“ Das Gegenteil, der Mangel an Heiterkeit, die Unfähigkeit, sich zu begeistern, scheinen ihm eine krankhafte Ausnahme zu sein, bei jungen Wesen das Anzeichen frühzeitigen Verfalls. Die Harmonie eines ursprünglichen Temperamentes verrät sich durch seine Freudigkeit. Er kann den glücklichen Wesen, deren Lächeln die Seelen erschließt, wie die Sonne die Blumen, nicht genug danken. Unendlich nachsichtig ist er mit jenen, die, wie der „lange Toni“, unbekümmert und lebenslustig, „ihre Wege hüpften und hopsten, als wäre die Erdscheibe ein Tanzboden[4]).“

Denn die Freude gibt ein gutes Beispiel. Rosegger möchte, daß die ganze Welt gleich freudig gestimmt wäre, das wäre „der schönste Gottesdienst“. Und ohne Vorbehalt billigt er einen Ausspruch Nietzsches: „Seit es Menschen gibt, hat der Mensch sich zu wenig gefreut: Das allein, meine Brüder, ist unsere Erbsünde[5])!“

Dem Glück zuzustreben, es in sich und um sich zu verwirklichen und befestigen, ist Zweck und Ziel des Lebens. Alle menschlichen Leiden entspringen aus dem Grundirrtum über die Natur dieses Glückes, der in jeder Generation verschieden ist. Es gab eine Zeit, da war es hauptsächlich die Unduldsamkeit im Namen des Glaubens; heutzutage besteht die

---

[1]) Erdsegen, S. 335.
[2]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 68.
[3]) Buch der Novellen I, S. 277.
[4]) Waldheimat II, S. 140. Als ich jung noch war, S. 181.
[5]) Heimgarten, Juni 1906, S. 712. Vgl. Nietzsche. Zarathustra, II. Von den Mitleidigen.

trügerische Illusion, nach der Meinung Roseggers, in der Forderung, daß das Wissen letzter Zweck der Menschheit sei, das Ideal, wonach sie mit aller Macht zu streben habe. Nun geschieht es, daß man ohne neuen Aufschluß über die wichtigsten Probleme bleibt, die Grundursachen entgehen der Forschung und werden ihr ohne Zweifel immer entgehen. Als höchste Autorität im Bereiche der Tatsachen, als Summe zuverlässigster Methoden, solange es sich darum handelt, bis an die Grenze des Transzendentalen zu forschen, ist die Wissenschaft gezwungen, sich für inkompetent zu erklären, sobald sie das Gebiet des Übernatürlichen berührt. Ihre Macht endet genau dort, wo unsere Neugierde aufs äußerste gespannt wird. Sie weiß nichts von einer sittlichen Welt, von der doch gerade das Wohlbefinden unseres Gewissens abhängt. Die Wissenschaft behandeln, als könnte sie Selbstzweck sein, ihr alle unsere Fähigkeiten unterwerfen, sie auf Kosten der Sittlichkeit zur Alleinherrscherin erheben, dieser Wahn foppt nach Rosegger unsere Zeit. „Was nützt es," sagt er in sinnreichem, schlagendem Bilde, „wenn wir spektralanalytisch die Bestandteile der leuchtenden Sterne erforschen, wenn es finster geworden ist in unserm Herzen[1])."

Von diesem Standpunkt aus liegt wirklich nichts an dem, was außer uns besteht. Von dem langsamen Niederschlag der Vergangenheit in unserer Seele, von der unbestimmbaren Errungenschaft, die man Erfahrung nennt und die in Roseggers Augen die kostbarste Wissenschaft ist, vom Grade unserer Fähigkeit, zu leiden und zu lieben, hängt unser Glück oder Unglück ab. Beides entsteht aus unserem Seelenzustande. Wenn wir Wert auf die Erfüllung des ursprünglichsten Triebes unserer Natur legen, nämlich auf die Gewinnung inneren Glückes und Friedens, ist es daher am sichersten, daß wir unsere Seele pflegen und empfänglich erhalten. Das Schicksal paßt sich wirklich in gewissem Sinne dem Empfange an, den wir ihm in unserem Innersten bereiten, und es hängt sozusagen von uns ab, es zu unterwerfen. Geheime, stille Kräfte wirken in uns, viel mächtigere und entscheidendere als der Zufall, ohne deren Mithilfe er gar keinen Einfluß auf uns hat.

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 110.

„Der Menschen echtes Glück kommt nicht von Osten und nicht von Westen, es steigt in keiner Himmelsgegend auf, wird durch keinen Wind herbeigeweht und entkeimt still und wunderbar aus dem eigensten, innersten Herzen[1]."

Daraus entsteht für Rosegger die Überzeugung, daß allein die Guten und Tugendhaften fähig sind, nicht die vergänglichen Vorteile materiellen Glücks, sondern die ruhige Sicherheit wahrer Glückseligkeit zu genießen. Er zweifelt nicht, daß auf diesem Wege das Glück sich für scheinbare und vorübergehende Niederlagen schadlos hält. Wenn er seine Novellen und Erzählungen gerne mit hoffnungsfreudigen Ausblicken, wenn schon nicht mit dem sofortigen Sieg des Gerechten schließt, so will er damit nicht aus Prinzip der optimistischen Erwartung seines Lesers entsprechen, sondern seine eigene Neigung führt ihn dazu.

Da das Wichtigste, was uns betrifft, sich in uns abspielt, so schmückt es ein dem Guten gewonnenes Gemüt mit zu großen Eigenschaften, als daß es in irgend einem Augenblicke und durch nebensächliche Zufälle erschüttert werden könnte. Tugend und Vorteil sind zwei so verschiedene Gebiete, daß es dem tugendhaften Menschen nicht einfallen kann, zu glauben, dieser sei die Belohnung für jene. Die Tatsache allein, daß man die Tugend begreift und liebt, ist schon eine Quelle der Befriedigung, und es ist nicht wahrscheinlich, daß Enttäuschungen minderer Art das Glück eines Menschen gefährden können, in dessen Herzen die Liebe Wurzel geschlagen hat. Um so weniger wahrscheinlich als eine solche Seele eine Ahnung von den unbegrenzten Folgen des Altruismus hat, zu dem sie sich bekennt. Sie hält sich nach Rosegger durch ihren Glauben an die mehr oder weniger ferne und unpersönliche Erfüllung des von ihr gefeierten Zieles belohnt genug. Die heitere Klarheit, die sie sich zu bewahren versteht, ist ihr eine Gewähr für das Gleichgewicht von Gut und Böse im Wechsel der Geschicke der Menschheit.

Die Harmonie sorgloser Jugend vereint mit der Weisheit der Erfahrung ist das Ziel und der Lohn eines geprüften Lebens. Jederzeit kommt es darauf an, sich dem Rhythmus der Natur selbst und des Weltalls anzupassen. Die Ver-

---

[1]) Heidepeters Gabriel, S. 172.

wirrung der Seele beginnt in dem Augenblick, wo sie den Sinn für diese Notwendigkeit verliert, wo sie sich der Eingebung, dem Rate, der erhebenden und beruhigenden Sprache des Geistes verschließt, der die unendliche Welt belebt. Ursprünglich, in dem Alter, wo die Begierde nach Scheingütern noch nicht geweckt ist, besteht der von Gottes ewiger Vorsehung gewollte Einklang ohne Störung; er endet an dem Tage, wo das Vergängliche, das Künstliche, die eitle Schöpfung des sozialen Individuums den Anblick der unvergänglichen Wirklichkeit, den die Natur bietet, zu verdunkeln beginnt. Daher die Wohltat und die Sammlung des Nachdenkens in der einsamen Natur, wo unsere Seele von Ewigkeitsgedanken und Ermahnungen zur Liebe neu befruchtet wird.

Nichts ist so geheimnisvoll und zart, nichts aber offenbart auch so sehr die ursprüngliche Einheit alles Lebens, wie der fühlsame Verkehr des Menschen mit der Natur. Von diesem Gefühl geht der erste Zauber aus; es gewinnt sich, d. h. dem vertieften Verständnis der grundlegenden Bedingungen des allgemeinen Lebens, dem der Mensch auch eingeordnet ist, sein Wesen zurück, das entwertet wäre, wenn es den Fährlichkeiten des weltlichen Lebens überlassen bliebe. Nun aber, da der Sinn für die Verwandtschaft der Seele mit dem unendlichen Werden wieder gewonnen ist, entdeckt der Mensch, wenn er sich der Natur vertrauensvoll überläßt, in ihr den Widerschein seiner selbst.

Ihre ganze Herrlichkeit breitet sich wie ein Spiegel vor ihm aus, und es liegt nur an ihm, sich darin zu erkennen, seine eigene sittliche Person wiederzufinden. Sie sendet ihm noch heller das Lächeln zurück, das er in seinen Augen trägt, und das sie in ihm hervorgerufen hat.

Eine fruchtbare Anschauung, diese Lehre vom Zusammenhang unseres Bewußtseins mit der Natur! Wenn Himmel und Erde in Wahrheit so sind, wie unsere Augen sie sehen, so folgt daraus, daß das Weltall zu dem Menschen, den altruistische Gedanken erfüllen, von Liebe spricht. Ein von Barmherzigkeit beseeltes Gemüt ist eines Glückes sicher, woran die ganze sichtbare Welt teilnimmt.

Unser innerstes Wesen so zu bestimmen, daß es sich in Schönheit in den geschaffenen Dingen wiederspiegelt, dies ist, wenn man Roseggers Gedanken in ihrem Kern zusammenfaßt,

das letzte Wort seiner praktischen Moral und individuellen Ethik. Und diese Ruhepunkte am Busen der Natur, die er uns zu unserer eigenen Vervollkommnung empfiehlt, haben als letzten Zweck unsere Liebeskraft zu erhöhen, uns die höheren Ziele der Menschheit kennen zu lehren und uns zur Erfüllung unserer sozialen Pflicht nach klareren und reineren Grundsätzen auszustatten.

IV. Kapitel

Soziale Ethik und Erziehungslehre

Schon in seinen jugendlichen Versuchen und noch ehe er Alpel verlassen hatte, war Rosegger instinktmäßig auf die Moral seiner Geschichten bedacht gewesen. Man denke an seine „Glückliche Stunde“ und an seinen „Kalender für Zeit und Ewigkeit“; die Bildung war noch gering, aber die ethische Ader, die Absicht, auf den ländlichen Leser erbaulich zu wirken, ist darin schon fühlbar. Der persönliche Stempel Roseggers war schon da: sein soziales Temperament. Der Ansicht, daß es der einzige Zweck eines Kunstwerks sei, schön zu sein, kann er sich nicht anschließen. Bessern, reformieren oder was ihm gleich wertvoll ist, erfreuen, zerstreuen, dies ist, von den „Geschichten aus Steiermark“, den „Schriften des Waldschulmeisters“, dem „Ewigen Licht“ und dem „Erdsegen“ bis zu „Lasset uns von Liebe reden“ sein steter Vorsatz. Es ist zu wenig, wenn man sagt, daß er den reinen Ästhetizismus mißbilligt: er ist ihm einfach fremd, er kennt ihn gar nicht.

I.

Es wäre sehr unrichtig, sich vorzustellen, daß er sich in diesem Sinne nur entwickelt, seinen Beruf zum sozialen Apostel erst später entdeckt, erst in der zweiten Hälfte seiner Laufbahn die erzieherische Mission des Schriftstellers begriffen hätte. In einer kleinen Selbstbiographie aus dem Jahre 1881, bei Gelegenheit der ersten Gesamtausgabe seiner Werke, schrieb er: „Ich gestehe, daß meine schriftstellerische Tätigkeit längst nicht mehr ohne Absicht ist; ich will mitarbeiten an der sittlichen Klärung unserer Zeit.“ Er fügte weiter hinzu: „Furchen ziehen durch die Äcker der Herzen, daß Erdgeruch aufsteigt, dann aber Samen hineinlegen, daß

es wieder grüne und fruchtbar werde, so wollte ich's halten[1])." Lange noch, ehe Rosegger in seiner Streitlust so kühn war, die „Bergpredigten" und „Volksreden" zu veröffentlichen, in denen er als reifer Mann den Enthusiasmus und die naive Aufrichtigkeit seiner bekehrungseifrigen Jugend zu kräftigen Predigten verdichtete, hatte er seine Stoffe schon im Lichte des sittlichen Gedankens und des auszuübenden sozialen Einflusses gesehen.

Im Vorworte zu „Allerhand Leute" aus dem Sommer 1887, sagt er zwar: „Ich habe bei meinem literarischen Schaffen schon lange keine andere Absicht mehr, als die, meinem eigenen Naturtriebe Genüge zu tun, Dinge, die in meiner Seele leben und weben, möglichst wahr und klar darzustellen, und so eine Welt, welche durch die Sinne von außen nach innen kam und sich dort verdichtet und abgeklärt hat, wieder nach außen zu rücken." Und weiter: „Ich für meinen Teil will es außer und in mir gehen lassen, wie es sich selber treibt." Aber alles deutet darauf hin, daß er sein Wort nicht halten wird, daß die klare Objektivität, deren er sich von nun an befleißigen will, dem Trieb seiner Natur an dem Tage weichen wird, wo sich sein Groll über die schnöde Behandlung, die ihm zwei Jahre zuvor wegen allzugroßer Aufrichtigkeit zuteil wurde, verflüchtigt haben wird.

Dazu kommt noch sein Optimismus, den man schon als organisch bezeichnen kann. Er hält nicht viel auf den ausschließlichen Ruhm als Künstler. Seit 1881 stellte er das ganz unpersönliche Weiterleben in Ideen, die der Dichter mit unermüdlicher Fruchtbarkeit verkündet, höher als das Glück reiner Formvollendung. Seinen hochgestimmten Idealismus befriedigt es nicht mehr, für Ideen, die ihm am Herzen liegen, bloß in der Gegenwart einzutreten. „Aber ich — ich selbst möchte mich an dich, du liebe, arme, unsterbliche Menschheit klammern und mit dir sein, durch der Jahrhunderte Dämmerungen hin — und Wege suchen helfen — den Weg zu jener Glückseligkeit, die das menschliche Gemüt zu allen Zeiten geahnt und gehofft hat[2])."

Der Grundgedanke seines Bekehrungseifers ist die Liebe,

---

[1]) Am Wanderstabe, S. 408 ff.
[2]) Am Wanderstabe, S. 414.

Mitleid und das glühende Interesse für das unsichere Schicksal seiner Mitmenschen. Zwischen dem Unbekannten, der seine Bücher liest und sich selbst, denkt er sich dauernde Bande der Neigung; sein Talent will er in den Dienst seiner Leser stellen, durch Ausübung des Dichterberufes seine Schuld an die menschliche Solidarität abzahlen.

So aufgefaßt können seine selbstbiographischen Bände ebenso wie „Jakob der Letzte“ oder „Erdsegen“ als Beweis für seinen Beruf zum sozialen Schriftsteller angesehen werden.

Das schon in seiner frühesten Jugend bekundete und unwiderstehliche Bedürfnis, sozusagen am hellichten Tage sich mitzuteilen, vereinigt sich mit seinem Wunsch nach sittlichem Einfluß. „Ein Dichter,“ sagt er, „soll weder zu hochmütig noch zu demütig sein, er möge nun über oder unter der Menge stehen. Er spricht nicht zur Menge, sondern zu Menschen. Wenn er ihr Herz gewinnen will, so muß er das Seine geben. Er muß seine Freuden und seine Leiden künstlerisch oder einfach offenbaren, damit ihnen also ihr eigenes Glück und Weh gegenständlich werde. Will er ethisch auf sie wirken, so muß er ihnen seine Schwächen, seine Fehler zeigen, damit sie wissen, daß er auch die ihren sieht und begreift, er muß ihnen sein Streben nach Edlerem kundgeben, seine Erfolge hierin darstellen, damit sie das Gleiche versuchen. Nein, der Dichter soll zu stolz dazu sein, um im Sinne eitler Alltagsmenschen stolz sein zu wollen. Er muß seine Überlegenheit in so hohem Grade fühlen und durch Werke beweisen, daß er es nicht für nötig hält, andere davon absichtlich zu überzeugen[1].“

Rosegger meint, es wäre gut, „wenn jedes empfindende und denkende, scharf ausgeprägte Eigenwesen ohne viel Ziererei offen sagte, was es von der Welt und von sich selber für eine Meinung hat.“ „Sich selber kennen lernen, heißt seine Welt kennen lernen[2].“ Mehr noch, er meint: „So unbedeutend ist keines Menschen Leben, daß es — ins rechte Licht gestellt — nicht für die Übrigen von Interesse sein könnte[3].“ Er sieht nicht ein, warum man gerade das ver-

---

1) Allerlei Menschliches, S. 195.
2) Mein Weltleben, S. 409.
3) Mein Weltleben, S. 442.

schweigen soll, was man am besten weiß. „Wäre es denkbar, daß man einmal zur Besinnung käme und sich sagte: Nun will ich doch einmal ganz überlegsam und wohlwollend das System meiner Gegner studieren ... Da müßte man sehen, daß an den Gegnern nicht alles schmutziger Eigennutz, berechnendeBöswilligkeit ist, was einem bisher so schien, sondern daß andere, achtunggebietende Gründe es sind, welche sie bestimmen."

Er denkt an eine literarische Form, in der die Sorge, durch den Stil zu gefallen, ganz fehlen würde, die nur Geltung hätte durch den sittlichen und wahrhaft nutzbringenden Inhalt, wenn man das Wort ethisch und sozial im wahrsten Sinne auffaßt. Der Schriftsteller würde verschwinden; man hätte das Schauspiel eines Mannes, der dem Guten zustrebt. Man denke an Franklins Memoiren, an Rousseaus Bekenntnisse, an manche Schrift von Tolstoi, an die Selbstbiographie vom „armen Mann im Tockenburg", die die Anregung zu den „Schriften des Waldschulmeisters" gegeben hat. Genau genommen entspricht nicht nur ein Werk, wie „Mein Himmelreich", sondern ein großer Teil der Werke Roseggers in ihrer allgemeinen Tendenz dieser Auffassung.

Man würde ihnen weder ganz gerecht werden, noch ihre Tragweite richtig ermessen, wenn man sich nicht von vorne herein auf diesen Standpunkt stellte.

Rosegger widmet ein ganzes Kapitel seines „Weltlebens" den Krankheiten, die er überstanden hat. Er tut es, weil er meint, daß die Auskünfte, Ratschläge und Ermutigungen, die er für den Fall geben kann, als uns ein gleiches Los beschieden sein sollte, vielleicht nicht ohne Nutzen sein würden. Jede Gelegenheit scheint ihm günstig, im Vorübergehen, Worte des Trostes und der Hoffnung auszusprechen. Auch scheut er sich nicht, bis an die äußersten Grenzen der Mitteilsamkeit zu gehen. Er sagt ungefähr das Intimste, was man über sich sagen kann, und manchmal etwas mehr, als man erwartete oder sogar wünschte. In gewissen Abschnitten legt er jede Eitelkeit, jede Scheu vor dem Urteil der Menschen beiseite und erschließt zum allgemeinen Besten, seine Seele und sein Heim mit schrankenloser Naivität und Treue. Er führt den Leser unter sein Dach, läßt ihn an seinem Tische sitzen, behandelt ihn wie einen Freund, dem

er nichts zu verbergen hat und dadurch ehrt, daß er ihn für edel, zartfühlend und unfähig hält, sein Vertrauen zu mißbrauchen. Er hat in der Tat eine so lebhafte Sympathie für die anderen Menschen, ihr Schicksal ist ihm bis in die kleinste Einzelheit so interessant, daß er geneigt ist, bei seinen Lesern auf ähnliche Neigungen zu zählen. Er meint, daß man die Wohnung, in der er mit so offenem Herzen und einfacher Anmut empfängt, gerne kennen lernt, und wenn man die Schwelle einmal überschritten hat, sich darin wohlfühlt und die für einen Gast passenden Gefühle empfindet.

So ist Rosegger weder mit der individualistischen, noch mit der sozialen Auffassung des Schriftstellerberufes einverstanden, er will sich weder materiell auf seinen Stoff beschränken noch mit einer bloß allgemeinen Berücksichtigung der sittlichen Pflichten begnügen.

In seinen Augen wird die soziale Pflicht zum kategorischen Imperativ für jeden, der durch das Buch mit dem Publikum in Berührung tritt. Wie der Bauer, der Handwerker, der Soldat, der Lehrer oder der Priester, jeder in seinem Beruf ihre Verpflichtung gegen die Gesamtheit erfüllen, so müßte ihr der Schriftsteller in einer geordneten Gesellschaft seine besonderen Fähigkeiten ohne Vorbehalt zur Verfügung stellen. Aus Instinkt handelt Rosegger so, als wäre dieser Grundsatz schon einstimmig zum Gesetz erhoben worden.

II.

Um die Entstehung seiner sozialen Ideen zu begreifen, um sie an ihrem Ursprung, in den Tiefen, in denen sie keimen, zu erfassen, muß man sich an sein merkwürdiges Schicksal erinnern, das wir im ersten Teil dieses Werkes geschildert haben.

Gewiß, es ist nicht schwer, andere Dichter, andere Denker, andere Künstler zu nennen, die so wie er von Bauern stammten. Wenn man aber die Umstände der Zeit und des Ortes bedenkt, so ist sein Fall vielleicht einzig.

Als er geboren wurde, lebte noch die alte Zeit, unberührt und naiv in dem nordsteirischen Bezirk, zu dem Alpel gehört, weit abseits vom internationalen Verkehr der Eisenbahnen; kaum kamen jährlich im Mai einige Polen und Ungarn auf dem Weg nach Maria-Zell durchs Dorf.

Und noch ein ganzes Jahrzehnt lang erhielt sich dieses

Wunder der Abschließung in seiner kostbaren Reinheit. An seinen Grenzen hatte die neue Zeit Halt gemacht, der Erzähler konnte von seiner häuslichen und sozialen Umgebung, die zu verschwinden bestimmt war, unvergeßliche Eindrücke und Bilder sammeln. Noch mehr: auch die neue Zeit schritt hier unendlich langsam vor. Sie hatte damals begonnen, als Michael Patterer das Kind lesen lehrte. Sie war im Sommer 1848, durch die Wiener Revolution ins Rollen gekommen; aber die konservativen Gewalten hatten bald die starke Erschütterung überwunden. Kräftiger wirkte eine materielle Neuerung: die Eröffnung der Eisenbahn, die streckenweise zwischen Wien und Laibach über den Semmering, Krieglach und Graz gebaut wurde. Durch sie kam die ganze Gegend in Verkehr mit der Welt. Nun war für immer der Altertümlichkeit in Denkungs- und Lebensart ein Ende gesetzt.

Auf die Jahre naiver Kindheit folgte die Zeit seines frühreifen kritischen Geistes. In der großen Stube der Alpenhöfe drängten sich um den Arbeitstisch des Handwerkers Gestalten, die schon nicht mehr denen glichen, die vom Hirtenbübel im tiefen Wald unterhalten wurden. Nach und nach war er Zuschauer geworden, aber ein solcher, der den Gegenstand seiner Studien liebt. In Graz, im Verkehr mit Adalbert Svoboda, in der freigeistigen Atmosphäre, in der der Glaube an den unendlichen Fortschritt vorherrschte, war keine so große Änderung seiner Anschauungen eingetreten, als man meinen sollte. Gewiß hatte ihn die Änderung seiner Gewohnheiten schmerzlich berührt, die Freude am Lernen aber auch belohnt; sein Seelenleben hatte keinen Sprung erlitten. Dieses wurzelte so tief, daß es keine Philosophie, keine Erfahrung jemals erschüttern konnten. Rosegger war nacheinander Genosse gegensätzlicher Zeitalter: bis zum Erwachen seiner Erkenntnis lebte er im Mittelalter (allerdings einem patriarchalischen Mittelalter ohne Inquisition und Lehnspflicht), und als er die moderne Kultur kennen lernte, stand er schon an der Schwelle der Reife. Man könnte sagen, er habe seine Kindheit vor Galilei verlebt und Darwin überlebt. Daher unser Interesse für seine Urteile über Moral, Pädagogik und soziale Ideen. Er kann nicht nach Büchern, sondern nur nach eigenen Erinnerungen ein sehr altes Herkommen mit einem neuen vergleichen. Wenn seine Vorliebe in vieler Hinsicht der Vergangenheit gehört; wenn ihn

die gastfreie Stimmung seines Geistes nicht vom Heimweh nach dem verlorenen Vaterhaus und seinem ganzen sittlichen Gehalt heilte, so können wir an solcher Treue nicht vorübergehen, müssen anhören, wie er, ohne sich als Prediger zu gebärden, seine Vorliebe begründet.

III.

So oft einer, nicht als wissenschaftlicher Soziologe, sondern als Dichter über die Zukunft der Gesellschaft nachdenkt, wird er vom Instinkt der Spekulation unbewußt angetrieben, aus dem Vollen mit ganz neuem Material ein Gebäude zu errichten, das gar keinem Vorbilde gleicht. Oder er beklagt, wenn nicht geradezu den Verlust der alten Formen, so doch die neuen Forderungen, die sie verdrängten. Der Soziologe hat Eile, die kommende Menschheit von den Fesseln zu befreien, die uns noch einengen, und voll grenzenlosen Vertrauens überantwortet er sie den Zufällen einer endlosen Evolution. Der Dichter hingegen nimmt an, daß alle Grundgedanken des sozialen Problems jederzeit im Wesen des Menschen begründet waren und fordert, daß man bei der Untersuchung der Bedingungen eine Besserung der Gesellschaft, vor allem nicht des hypothetischen, sondern des seit der ältesten Vorzeit bekannten Menschen ins Auge fasse. Diesen Standpunkt nimmt Rosegger ein. Keine Konstitution, keine theoretische Formel gilt etwas, losgelöst von den Sitten; keine ist an sich wirksam. Wichtig ist, auf gesunder Grundlage die sittlichen Satzungen der menschlichen Gesellschaft festzustellen. Ehe wir daher die sozialen Gedanken des steirischen Denkers festhalten, müssen wir seine Ethik betrachten, müssen wir aus seinen Werken die Regeln des Wohlverhaltens heraussuchen, die er empfiehlt oder billigt.

Er kennt nur sehr einfache, sehr alte, sehr allgemeine Regeln, ist kein Neuerer in sittlichen Fragen. Er meint, sie seien allgemein und ohne weiteres anwendbar und unveränderlich, da sein gesunder Menschenverstand mit den ältesten Weisen übereinstimmt, mit dem Verfasser der „goldenen Verse“, der sich 550 Jahre vor unserer Zeitrechnung an die Griechen wandte, ebenso wie mit dem „guten Richard“, der bei Benjamin Franklin zu seinen Landsleuten in Philadelphia spricht[1]).

[1]) Vgl. Bergpredigten, S. 127.

Rosegger ist der Antipode der Theorie von der „doppelten Moral“, nach welcher verschiedene Grundsätze die Handlungsweise der Gebildeten oder Ungebildeten, der Mächtigen oder der Armen leiten dürfen. Er kann sich ebensowenig von der Relativität oder Evolution des Moralbegriffes überzeugen lassen, als er sich in der Mathematik Varianten oder subjektive Schätzungen vorstellen kann. Mit anderen Worten, er schützt die elementaren Überzeugungen und strengen Gebote gegen jede moralische Zweifelsucht und hat ihre Wahrheit durch Erprobung des Gegenteils festgestellt.

Seine eigene Erziehung geschah nicht durch Worte, nur durch das Beispiel und durch den unwiderstehlichen Einfluß der Umgebung. Das Kind hatte nur die Erfahrung der Eltern zu empfangen. Diesen unsystematischen, halb von der Religion, halb von der Natur erteilten Unterricht anzufechten, fiel niemand ein; so streng er war, so leicht war es, ihn zu verstehen, auch die Großeltern und Urgroßeltern hatten es so getan, man zweifelte an seiner Richtigkeit ebensowenig, wie am Sonnenlicht. So erzogen bewahrt man sein ganzes Leben lang die Neigung, sittliche Fragen vom praktischen Standpunkt zu betrachten. Rosegger spricht oft die Meinung aus, daß es vergebens sei, viel von Theorien zu erwarten. Die Kritik hat nicht die positive Kraft des lebendigen Beispiels, ist keine Triebfeder der Sittlichkeit. Wenn man gewisse Fragen der Lebensführung abstrakt betrachtet, läuft man Gefahr, ihre persönliche Bedeutung für den einzelnen zu übersehen. Die Grundsätze, über die man zu lange diskutiert, verlieren ihre gebieterische Macht. Schließlich scheint es ihm, als hätte das Spiel der Dialektik in sich selbst Bedeutung und Zweck[1]).

Nicht als ob der Verfasser so vieler Abschnitte über den Neid, den Haß, den Stolz[2]) (die an weltmännischer Feinheit den Vergleich mit Vauvenargues' oder Jouberts verwandten Schriften wagen dürfen) nicht auch voller Interesse für die sittliche wie die psychologische Tatsache an sich wäre, rein wissenschaftlich, in ihrer objektiven Bedeutung betrachtet. Sieht man aber genauer zu, so bemerkt man eine tiefliegende Zwie-

---

[1]) Sünderglöckel, S. 134. („Die Familie ohne Autorität.“)

[2]) Vgl. beispielsweise die meisten Abschnitte in „Allerlei Menschliches“.

spältigkeit in Rosegger, in dem zwei Zeitalter sich begegnen und verbinden, aber auch abwechselnd die Herrschaft über ihn erlangen. Das eine ist etwas altertümlich rauh in den Grenzen realistischer, praktischer Weisheit; das andere, in seiner Vorliebe für geistige Verfeinerung und seinem Sinn für die vielseitige Zusammensetzung der Probleme, ist rationalistisch.

Wenn man sich vorstellen will, wie diese Zeitalter abwechselnd in ihm zur Sprache kommen, so muß man den Moralisten für einen Augenblick vom Psychologen trennen. Will Rosegger sich ein auserlesenes Vergnügen bereiten, so unternimmt er — niemals als Dilettant, immer als Experte — die Schilderung eines Seelenzustandes, einer Tugend, einer Leidenschaft in Form einer kurzen Monographie oder eines vertraulichen Gesprächs. Er empfindet den Zustand im einzelnen genau nach; will zweifellos, wie immer, seine Leser belehren, die er sich wie die Jünger um ihren Meister um sich geschart denkt, und vergißt vielleicht auch, von didaktischem Interesse ergriffen, die ursprüngliche Absicht, die ihm die Feder in die Hand drückte. Jedenfalls weiß er, daß er sich mit solchen munteren und lichtvollen Aufsätzen nur an gebildete, aufgeklärte Leser wendet; er erteilt durch sie sozusagen einen höheren Unterricht zweiten oder dritten Grades, er ist darin ein Freund von Gewissensfragen, der Psychologe von Beruf, von dem wir noch später sprechen werden. Kurz, wenn er eine solche feine Analyse macht, so setzt er eine schon gefestigte Sittlichkeit voraus.

Wenn es sich aber um Prinzipienfragen handelt, wenn er einer zerstreuten oder frivolen Menge die Gesamtheit der Lebensbedingungen des sittlich Guten in Erinnerung bringen will, dann erwacht in ihm der alte Alpler Bauer, und er kümmert sich nicht um die übliche Verkleidung des einfachen Gesetzes.

Dieses altererbte, unpersönliche Bauerntum ist in ihm lebendig wirksam geblieben, nicht als unklarer Atavismus, sondern in dem Maße, als er sich dessen bewußt wird, als persönliche Erinnerung an empfangene Belehrung.

Daraus folgt, daß in seinem besonderen Falle, die Vorfrage nach der Begründung und Berechtigung der Idee der Pflicht, sich von vornherein durch die Überzeugungen löst, die er seiner Herkunft verdankt. Wenn der Begriff der Verpflichtung, die aus der Auffassung des Guten hervorgeht, in die Seele durch

so elementare Kräfte, wie sie auf Roseggers Kindheit gewirkt haben, eingegraben ist, so gehört er nicht zu jenen Begriffen, die man ändern kann; er wirkt mit der unbestrittenen Macht eines Glaubens und drängt sich im Namen der Aütorität auf, von der er stammt. Das Gute begreifen heißt, nach Rosegger, die höhere Weltordnung begreifen in dem Verhältnis, in dem man sich zu ihr befindet, und heißt, sich durch geheime Eingebung zu einem Vorgefühl von Wahrheiten erheben, die man nicht ahnen kann, ohne gezwungen zu sein, sich ihnen zu fügen. Von dem Augenblick an, wo das Individuum zwei Arten von Handlungen oder Absichten unterscheidet, die einen gerecht und edel, die anderen gemein nennt, ist es klar, daß es die einen für geboten, die anderen für unerlaubt hält. Der ganze Kern dessen, was man Moral nennt, liegt in dieser Unterscheidung. Was würde auch die Huldigung unseres Gewissens vor dem Guten bedeuten, wenn der kategorische Imperativ der Pflicht nicht sofort daraus entspränge? Und wie könnte der Mensch dem selbst nur theoretischen Ideal huldigen, wenn ihm nicht zugleich deutlich der Befehl erteilt würde, diesem erhabenen Beispiel nachzustreben? Woher käme endlich seine Verwirrung, so oft er die ausdrücklichen Gebote seines Gewissens übertreten hat, wenn er nicht durch sie geleitet sich selbst sein Urteil spräche?

Wie man sieht, dient dasselbe System der Deduktion, womit Rosegger sich selbst durch den Verstand Rechenschaft von seinem natürlichen Glauben an Gott gab, auch dazu, den doppelten Begriff des sittlich Guten und der sittlichen Pflicht zu begründen. So wie jede Religion sich für ihn in der Bemühung des Menschen, Gott nach seinem Ebenbilde zu schaffen, verdichtet, läßt sich seine Moral, wenn man die Essenz aus aus allen seinen Werken zieht, in eine Methode zusammenfassen, die uns gestattet, unsere Seele einem Ideal von Vollkommenheit nachzubilden, das von Gott nicht unterschieden werden kann. Von welchem Ausgangspunkt er daher zu denken anfängt, ob vom angeborenen Begriff des Vollkommenen, ob von der Sorge, diese Seele selbst auf die Bahn des Guten zu bringen, das Ziel bleibt dasselbe, da wir uns schließlich nicht mehr als zwei Endpunkte vorstellen können: der Mensch und Gott. In diesem Geist, der sich so bemüht, die Abstraktion zu verwirklichen und zu konkretisieren, der nicht ruht, ehe er nicht jeden Begriff, aus dem der Mensch zu

seiner Führung oder zu seinem Glück einen sicheren Gewinn erzielen soll, vom tauben Gestein befreit hat — in diesem Geist verschmelzen Religion und Sittlichkeit und werden eins.

IV.

Auf reife Persönlichkeiten haben sittliche Predigten wenig Wirkung. Mit Worten kann man keinen Geist bessern, zu dessen Charakter wir keinen Zugang haben und der an seinen eingewurzelten Gewohnheiten festhält. Überzeugen kann man nur Geister, die schmiegsam geblieben sind, sonst erringt man nur augenblickliche, unsichere, oberflächliche Zustimmung. Auf Erwachsene wirkt nur die erlebte Erfahrung tief genug, die nach und nach auch die später erworbenen Überzeugungen zerstört und eitle Vorurteile zerstreut. Daher ist für den Moralisten das Problem der Erziehung so wichtig. Seine Pädagogik enthält seine Ethik. So wie jene ohne diese inhaltslos wäre, so könnte diese ohne die Mithilfe jener nicht wirksam werden. Rosegger zeigt, in welcher Luft, nach welchen Grundsätzen das Kind erzogen werden soll, auf welche Instinkte, welche Fähigkeiten des jungen Wesens der Lehrer bauen, welche Anlagen er begünstigen, welche er bekämpfen soll. Dadurch enthüllt er nicht nur, welche Eigenschaften er am Menschen am meisten schätzt, sondern trägt auch zur sozialen Arbeit bei, indem er die Zukunft in unberechenbarer Weise beeinflußt.

Rosegger hat in seinen Schriften vielfach Bemerkungen über Erziehung niedergelegt. Er weiß besser als irgend jemand, welch tiefe Spuren sie im Gemüt hinterläßt. Da er dem Ziele der Erziehung einen sehr verständlichen Sinn gibt, ist er der Überzeugung, daß sie, ob sorgfältig geleitet oder dem Zufall überlassen, immer stattfindet. Ist sie doch die Wirkung der äußeren Welt auf die sittliche Beschaffenheit des werdenden Individuums. Wenn er auf seine eigene Geschichte zurückblickt, weiß er, daß bei dem langen Erziehungswerk neben dem menschlichen Willen zahllose unfaßbare Kräfte freundlich oder feindlich mitwirken und oft eine gleich entscheidende Rolle spielen.

Nichts fesselnder, als der ständige stille Kampf der kindlichen Seele zwischen den Grundsätzen des Erziehers und dem Zufall, den dieser auszuschalten sich bemüht. Das Kind ist sich dieses fruchtbaren Zwiespaltes nicht bewußt und nur aus-

nahmsweise leidet es darunter. Seine wahre Natur bringt Ordnung in diese Verwirrung, zieht aus so vielen Widersprüchen Nutzen. Es vermag alles aufzunehmen, was es umgibt und was es sich assimilieren kann.

Diese Offenherzigkeit und diese vor Verkünstelung und Schablone geschützte Originalität, diese echte Aufrichtigkeit der Unschuld lassen den engen Zusammenhang des kindlichen Wesens mit der Natur erkennen, und das liebt unser Dichter am Kinde besonders. Er weiß ihm Dank dafür, daß es noch ein Charakter ist[1]).

Auch ist er in alle Geheimnisse der Kinderseele eingeweiht. Ungezählte Male hat er liebevolle Analysen kindlicher Worte und Taten gegeben. „Auf der weiten, schönen, üppigen Welt hat er nur eine einzige kleine Stätte gefunden, auf der man wirklich vor dem Pessimismus sicher ist. Nur bei den Kindern[2])." Eine seiner liebsten Beschäftigungen ist die, Kinderworte zu verzeichnen.

Er selbst hatte den Ehrgeiz, Kinder zu gewinnen, für sie zu schreiben, von ihnen verstanden und geliebt zu werden[3]). Er konnte in ihrer Sprache reden, sie durch verständliche Gleichnisse und Bilder fesseln. Aus dem Handgelenk schrieb er Märchen, deren Wunder die anspruchsvolle Kinderlogik nicht zu früh mißtrauisch machte. Man könnte meinen, seine eigene lange Kinderzeit hätte ihn geradezu zu dieser Rolle bestimmt. Daß Rosegger so lange unter naiven Menschen lebte und später den Kultus der Vergangenheit betrieb und alles dessen, was durch lebendige Bande mit der Natur verknüpft ist, hat wohl zu seiner Vertrautheit mit der Kinderseele beigetragen.

Das subjektivste seiner ersten Werke, die „Schriften des Waldschulmeisters", ist ganz voll von Erziehungsfragen und eines seiner letzten war das „Buch von den Kleinen", worin er seine verstreuten Schriften über Kinder, Skizzen, Porträts, Gespräche in einem Band vereinigte. Die Liebe ist, seiner Ansicht nach, unsere erste Pflicht gegen das Kind, und zwar nicht nur inniges, schweigendes Wohlwollen, sondern auch

---

1) Mein Weltleben, S. 79.

2) Schelm aus den Alpen II, S. 373.

3) Unter dem Titel „Jugendschriften" hat Rosegger eine Reihe von Bänden, wie z. B. „Waldjugend" und „Waldferien" zusammengestellt.

aufmerksame Bevormundung. Der Takt des Erziehers besteht darin, seine Gefühle und Ansichten zu verleugnen und nur auf die neue, unvollendete, zaghafte Persönlichkeit Rücksicht zu nehmen, die sich unter seinen Augen selbst sucht, und die er nicht in ausgefahrenen Geleisen, sondern ihrem eigenen Wunsche gemäß leiten soll.

Die günstigste Umgebung für ein Kind ist die Pracht, die Freiheit und die bunte Mannigfaltigkeit der Natur. Da stört nichts seine unmittelbare Frische; sein Empfinden und sein Verstand finden ohne Fehl die ihnen passende Nahrung und, was das wichtigste ist, sein Gemüt wird gebildet. Rosegger kann nicht genug über den Widersinn staunen, daß die Natur nicht allgemein als die beste Erzieherin der Kindheit oder doch wenigstens als die stets bereite Helferin des Erziehers anerkannt, sondern im Gegenteil das Kind meistens von ihr ferngehalten wird[1]).

Ebenso ist die dem kindlichen Alter eigene Illusionsfähigkeit in Roseggers Augen kein Fehler, den man ausrotten muß, vielmehr eine Triebfeder, die nicht zerbrochen werden darf. Außer seinem Vertrauen auf die ursprünglichen Tendenzen, in denen er eine göttliche Führung ahnt, durchdringt ihn die Überzeugung, daß man sich im reifen Alter dem Leben um so mehr hingibt, je höher das Ideal war, das man sich in der Jugend geschaffen und festgehalten hat. In dem Maße als der Mensch älter wird, belebt seinen Mut nichts so sehr, als die Hoffnungen, die er von Jugend an hegte. Und alles genau besehen, zeigt sich uns das Leben reich und geschmückt nur durch unsere schönen Träume.

Daher muß die Erziehung idealistisch sein. Das instinktive hochherzige Weltvertrauen des Kindes darf nicht unterdrückt, sondern soll gefördert werden. Gefühl, meint der Waldschulmeister, ist für die Charakterbildung wichtiger, als der kritische Verstand. „Kinder sollen nur vom Schönen, Großen und Guten hören. Die menschliche Vergangenheit ist so reich an großen Zügen — ich meine nicht die Kriegszüge und vernichtenden Taten siegreicher Feldherren, nicht die Ränke länder-

---

[1]) S. besonders Heimgarten, Dezember 1910, S. 229. Die Waldschule in Alpel verwirklicht zum großen Teil seinen Begriff von der Volksschule.

süchtiger Fürsten, womit man sonst die Jugend bilden will — ich meine die beseligenden, beglückenden Taten edler Menschen. Man versammele sie um das liebe Kind, man pflanze ihm damit einen heiligen Garten voll Rosen und herrlicher Früchte[1])!" ...

Zumeist pflegt die Erziehung daran zu scheitern, daß man keine Rücksicht auf den besonderen Einzelfall nimmt; man gibt sich nicht die nötige Mühe, sich über die Anlagen und Fähigkeiten, Neigungen und Abneigungen des Kindes genügend zu unterrichten, sondern handelt so, als wenn sie alle einander gleich wären. Daher stammen so viele unnütze Leiden, Verstimmungen und eine geringere soziale Brauchbarkeit. Rosegger fordert, daß man die spezielle Idiosynkrasie einer jeden Kinderseele erforsche. Bei der Erziehung handele es sich nicht darum, einen Druck auszuüben, als ganz im Gegenteil einen Aufschwung zu fördern.

Dies ist das Prinzip. Eine Wahrheit sollte man sich immer vor Augen halten: das Kind strebt wie der Baum immer nach oben. Es will wachsen und wir haben nichts anderes zu tun, als ihm dabei zu helfen. So erklärt sich auch buchstäblich die gute Wirkung, nicht der Schmeichelei, sondern eines Lobs zur rechten Zeit. Dem Waldbauernbub „tat Lob fast allezeit wohl, und er hatte dabei das Gefühl, als ob er in die Länge ginge"[2]). Umgekehrt ist nichts so gefährlich, als den gerechten Stolz des Heranwachsenden zu verletzen und nichts kann verhängnisvollere Folgen haben, als übermäßig strenge Strafen. Wer seine Hand zu schwer auf das ihm anvertraute zarte Haupt fallen läßt, setzt sich, wie Peter Mayr und Jakob Steinreuter, den ärgsten Gewissensqualen aus.

Diese Achtung vor der Individualität des Kindes darf aber den Erzieher nicht zur völligen Passivität verleiten. Die Aufklärung und das gute Beispiel, die er dem Kinde bieten soll, gehen ja in der Richtung seines natürlichen Strebens, statt ihm zu widersprechen, sind seine Stütze und sein Zauber. „Das Wort Erziehung," schrieb Rosegger einmal, „sollte man ausstreichen, das Wort Vorbild sollte man dafür hinsetzen. Die Gebote darf der Vater seinen Kindern, der Vorgesetzte seinen

---

[1]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 252 ff.
[2]) Waldheimat I, S. 51.

Untergebenen nicht verkünden aus den Wolken herab, er muß sie ihnen vorleben auf der Erde[1])."

Außer der Liebe hat nichts mehr Anspruch darauf, im Verkehr mit dem Kinde angewendet zu werden, als die Wahrhaftigkeit. Kaum kann man sagen, daß sie die erste Tugend ist, die man es lehren soll, denn — und daraus ersieht man, welch hohe menschliche Bedeutung dem Erziehungswerke auch für den Erzieher selbst innewohnt — das Kind führt ihn dazu, wahrhaft zu sein. Für diese gegenseitige Befruchtung von Zögling und Lehrer hat Rosegger ein besonderes Gefühl. Er macht uns darauf aufmerksam, daß „das Kind unser Richter" ist[2]). Er weiß nicht nur, daß ein einziger Kinderblick vor Versuchung, wie vor Verzweiflung retten kann[3]), sondern er eröffnet uns auch Ausblicke auf eine sittliche Wiedergeburt des Lehrers selbst durch Ausübung seines Amtes. Der Erzieher vermag seine Aufgabe nur gut zu lösen, wenn er sich selbst zur Höhe des Ideals erhebt, wonach die Kindesseele unbewußt hinanstrebt[4]).

V.

Im ersten Stadium menschlicher Entwicklung, das dem Kindesalter entspricht, herrscht das Gefühlsleben vor und hat sein gutes Recht auf Vorrang, denn es ist die Grundlage einer glücklichen, altruistischen Existenz, und sie will Andreas Erdmann, der Waldschulmeister, zuerst erreichen und nähren[5]). In dieser rein emotiven Periode kommt nur das Individuum in Betracht, es findet vorderhand seinen Zweck in sich selbst.

Sobald aber im Kinde das Bedürfnis nach Einsicht erwacht und sich meldet, verlangt Rosegger, daß man es nicht mit geiziger Zurückhaltung, sondern reichlich und rückhaltlos befriedige. Denn an dem Tage, wo das junge Wesen, durch die Fragen, die es stellt, sich zum ersten Male vom engen Kreise seines Lebens loslöst, zeigt es sich solidarisch mit dem großen Ganzen, das es umgibt. Das in ihm erwachte Interesse für Kenntnisse, die den sozialen Besitz bilden, verpflichtet die Ge-

---

[1]) Sünderglöckel, S. 137. Vgl. Sonntagsruhe, S. 171. Martin der Mann, S. 51 usw.

[2]) Sonntagsruhe, S. 358.

[3]) Allerhand Leute, S. 447.

[4]) Allerhand Leute, S. 452.

[5]) Vgl. hierzu den Anfang des „Waldschulmeisters".

sellschaft, sie dem Kinde zu ihrem eigenen Nutzen zu erschließen.

Dies ist die Grundlage des Rechts des Kindes auf gründliche Belehrung. Was dem Dichter des Waldschulmeisters am meisten auffällt, ist nicht eine etwaige Verkennung dieses Rechtes, sondern daß nicht eine klügere Praxis aus der theoretischen Anerkennung desselben alle wohltätigen Folgerungen zieht.

Eine der Ursachen dieses mangelnden Verständnisses der Menschen untereinander erkennt Rosegger im exklusiven, eng beschränkten Charakter ihrer Bildung und in ihrer notorischen Unkenntnis der allgemeinen Ideen. Jeder hat sich in seiner Jugend „seine besondere Art von Folgerichtigkeit, von Vorstellungen, von Überzeugungen und Wissenschaften angebildet, sich für seine Neigung und für seinen Bedarf sozusagen eine eigene feste Burg gebaut, in die er keinen fremden Einfluß kommen läßt," und hält jeden für einen Gegner, der die andere Seite derselben Frage, desselben Gegenstandes vertritt. „Es ist erschreckend, wie viele Gewissenlosigkeit, wie viele Dummheit und Aufgeblasenheit und wie viele Lächerlichkeit im Streite der Parteien zum Vorschein kommt[1])."

Rosegger zweifelt nicht, daß es nur von den Erziehern abhinge, dieser Art von geistiger Farbenblindheit, der Quelle des Parteigeistes, seiner Gewalttätigkeit und seiner Abwege ein Ende zu machen. Wiederholt und besonders im geistreichen Aufsatz: „Warum die Menschen sich nicht verständigen können," hat Rosegger seiner Gewohnheit nach die Frage in einfachen Worten aufgeworfen und tief untersucht.

Wenn irgend eine Harmonie je Aussicht hat auf das Chaos der Meinungsverschiedenheiten zu folgen, die sich von Generation zu Generation um so heftiger bekämpfen, je enger ihr Horizont ist, so wird es nicht durch Verbreitung nützlicher Kenntnisse, sondern nur durch gründliche Bildung geschehen.

„Bildung liegt nicht im Wissen," kann man in „Sonntagsruhe" lesen, „sondern in der geistigen Fähigkeit, sich ins Leben zu schicken, sich und anderen möglichst angenehm und nützlich zu sein, mit einem Worte, die Harmonie zwischen sich und der Welt herzustellen und zu erhalten[2])."

---

[1]) Allerlei Menschliches: Eine Ursache, warum die Menschen sich nicht verständigen können, S. 198 ff.

[2]) Sonntagsruhe, S. 387.

Draus folgt, daß diese Erziehung vor allen anderen zu loben und zu empfehlen ist, nicht nur für eine privilegierte Auswahl von Kindern, sondern so viel als möglich zum Vorteil aller Kinder; sie bildet sie zur Redlichkeit in Handlungen und Urteilen.

Die nötige Ergänzung zur individuellen Erziehung, der freien Entfaltung der jungen Persönlichkeit in einer vorbildlichen Umgebung, sieht das Roseggersche System in einer objektiven Geistesbildung, deren Wirkung nur sozial sein kann.

Da es feststeht, daß alle Menschen von Natur aus verschieden sind, so können unmöglich alle gleich sehen, denken und fühlen. Daher ist es „Aufgabe der Erziehung, der Bildung, den jungen Menschen objektiv in alle Bereiche des menschlichen Wissens, Denkens und Strebens einzuführen, ihm nach allen Richtungen hin zu zeigen, wie es steht, wie es ward und wo hinaus es lenkt. Leidenschaftlos sollte der Mensch imstande sein, alle, auch seiner Person widerstrebenden Richtungen zu studieren und zu beurteilen, dann würde er hochgesinnt und gerecht sein können[1]."

Der Widersinn der heutigen Pädagogik liegt, nach Roseggers Meinung, in ihrer Sucht nach Resultaten und in ihrer Vorliebe für die Tatsache auf Kosten der Idee. Die Aufgabe der Schule sei nicht, die Geister zu spezialisieren, sondern sie zu wecken, zu bilden, zu belehren. Der Lehrer entziehe sich diesem eigentlich sozialen Berufe, wenn er die Jugend so behandelt, als gäbe es nur eine Gattung von Geist, nämlich die er selbst vertritt und welcher sein Schüler sich anpassen soll. Tatsächlich aber ist er ein Interpret, der die ihm anvertrauten Neulinge mit den entgegengesetzten Meinungen des Menschen von umfassender Bildung bekanntzumachen hat.

„Ich höre den Einwand, eine solche Bildung würde die Leute indifferent machen; ein gewisses geistiges Gleichgewicht, das allenfalls entstünde, würde sie gleichgültig machen, eine Toleranz erzeugen, die an Trägheit grenzte und den heilsamen Wettstreit lahmlegen müßte. Das fürchte ich nicht. Es gibt in den Individuen so viele Verschiedenartigkeit an Neigung, Auffassung, Denken, Fähigkeit und einseitige Leidenschaftlichkeit, daß eine allgemein gleichmäßige Ausbildung nicht ganz

[1]) Allerlei Menschliches, S. 200.

ausgleichen, die Unterschiede nicht aufheben, die verschiedenen Kräfte nicht lahmlegen könnte. Jeder würde wohl auch das System, die Anschauung in sich ausbilden, so mit seiner Natur, seinen Bestrebungen übereinstimmte; er würde freilich auch seinen Standpunkt vertreten, verteidigen, gegnerische Auffassungen bekämpfen. Aber in welcher Art? Er würde über die gegnerischen Standpunkte ruhiger, objektiver urteilen, er würde nicht glauben, mit der Darlegung seiner Lehre so leicht Proselyten machen zu können, er würde einsehen, daß jeder in seiner Art ein bißchen recht hat und auch, daß er selbst manchmal ein bißchen im Unrecht sein kann[1]."

Rosegger nimmt dieselben Rücksichten auf die Persönlichkeit des Kindes, ob es sich um die Bildung seines Gemütes, seiner Sittlichkeit oder um seinen sachlichen Unterricht handelt. Nur die Unterdrückung der kindlichen Ursprünglichkeit verpönt er. Seine Regeln holt er aus den Ansprüchen des Wachstums, der brennenden Wißbegierde, dem Drange nach Klarheit in der Kindesseele. In allem, was auf das Erwerben von Kenntnissen bezug hat, verrät die pädagogische Lehre eines so großen Anhängers der Tradition und der Harmonie des Gemütslebens einen freien kritischen Geist. Darüber wird sich niemand wundern, der im Laufe unserer Analyse bemerkt hat, daß Rosegger beiden Richtungen abwechselnd folgt, und daß sich in diesem Dualismus die merkwürdige Persönlichkeit des Dichters der Waldheimat darstellt.

Das charakteristische Merkmal dieser auf die Freiheit des Individuums aufgebauten Erziehungslehre ist ihre Universalität. „Meine kleine Waldschule in Krieglach-Alpel sucht, soweit es die amtlichen Vorschriften gestatten, das Lernen je nach dem Auffassungsvermögen der Kinder aus der umgebenden Natur, Übung in den gewerblichen Handarbeiten und Erziehung durch beides, zu verwirklichen. Das Buch ist freilich auch in dieser Schule vorhanden, aber es regiert nicht allein, es tritt stellenweise zurück, um der Theorie die Möglichkeit zu lassen, sich in die Praxis einzusetzen[2]." So ist diese Pädagogik gleichzeitig idealistisch und praktisch. Das Kind soll den Zusammenhang mit Natur und Leben nicht verlieren; der

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 200.

[2]) Heimgarten, März 1892, Dezember 1910.

Lehrer hilft ihm von der durch die Sinne wahrgenommenen Natur zur innerlich geordneten Einsicht zu gelangen. Indem Rosegger seinem ursprünglichen Hange folgt, vereinigt er in sich Montaigne mit Pestalozzi, obwohl man sagen kann, daß er die berühmten Essays nie gelesen hat.

VI.

Von den pädagogischen Theorien kann man natürlich sehr leicht auf die politischen Ansichten eines Denkers schließen, oder richtiger gesagt, in Ermangelung eines logischen Systems auf die Gesamtheit der Bedingungen, von denen er theoretisch einen Zustand größeren Glückes oder größerer Vervollkommnung der Gesellschaft abhängig macht.

Rosegger will also das Kind naturgemäß erziehen. Alle seine Fähigkeiten sollen sich ungestört entwickeln. Seine Umgebung muß so gestaltet sein, daß die besten Instinkte in ihm von selbst über die verderbten siegen. Was soll nun aus solchen, in der Natur aufgewachsenen, vor den Abwegen einer gekünstelten Kultur bewahrten Kindern anderes werden, als Menschen, die gleichfalls ein naturgemäßes Leben lieben? Aus dem Schicksal, das der Dichter des „Waldschulmeisters" und des „Buches von den Kleinen" dem Kinde bereitet, kann man unschwer auf die Lebensweise schließen, die der Verfasser von „Jakob der Letzte", „Ewiges Licht" und „Erdsegen" empfiehlt.

Öffnet man eines dieser drei letzten Bücher, so fühlt man sich sofort in den Kern von Roseggers sozialem Denken versetzt. Die mannigfaltigen Eindrücke, die der Kampf der weltbewegenden Kräfte bietet, lassen sich auf eine Antinomie zurückführen, und man kann sagen, daß der Erzähler hier besonders den aktuellen Konflikt der sozialen Kräfte, so wie er ihn auffaßt, in der Form zu gestalten versuchte, die ihm am ergreifendsten erschien.

Unter unseren Augen zersetzt sich eine Gesellschaftsform so gründlich und schnell, daß man eine bedrohliche Gefahr darin sehen kann. Die Zeit ist nicht ferne, wo die Menschheit noch beinahe ganz ein ländliches Leben lebte und alle Gefühle, Gedanken, Gewohnheiten, die ganze Sittlichkeit, und man kann sagen, auch die ganze Religion der Menschen davon bestimmt wurden. Nun sieht man eine soziale Ära sich

nähern, die dies nicht mehr verträgt. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt verschwindet in allen Staaten, die stolz auf ihren sogenannten Fortschritt sind, jenes Leben immer schneller. Feindliche Kräfte ökonomischer und sittlicher Art untergraben seine Fundamente. Gewiß werden die Menschen auch weiterhin dem Boden die für ihren Unterhalt nötigen Produkte abfordern und von ihm erhalten, aber andere als bisher und ohne jene Vorstellungen, welche die alten Geschlechter mit tausend Banden an die mütterliche Erde fesselten. Wenn man von einigen entlegenen Gegenden absieht, kann man wohl sagen, daß kein Mysterium den Bauer mehr an seine Scholle fesselt.

Roseggers Angst und sein Alarmruf lautet: der Bauer verläßt seinen Acker: „die Erde stirbt" wie es in Frankreich heißt. „Wer in den Alpen wandert," liest man im Vorwort zu den Idyllen, „der stößt von Stunde zu Stunde auf verfallene Höfe, auf Ruinen von Häusern und Hütten, an deren verwitterndem Gemäuer das Unkraut wuchert und die Eidechse rieselt. In vielen Gegenden, wo vor wenigen Jahren noch fruchtbare Felder, üppige Wiesen und blühende Weiden waren, belebt von starken, arbeitsamen, heiteren und glücklichen Menschen, ist jetzt Wildnis und verlorene Öde." Derselbe Niedergang des Alpenbauerntums ist in Tirol nicht minder, als in Steiermark, Kärnten und Salzburg wahrzunehmen[1]).

Angesichts dieser Erscheinung ist eine politische Revolution, eine Verfassungsänderung, sogar die Herrschaft der Demokratie von ganz geringer Bedeutung. Die seit undenklichen Zeiten bestehende Verbindung, aus der der Mensch seine Kraft zog und die alle Revolutionen überdauerte, ist vorläufig in Gefahr, unterbrochen zu werden. Die Wurzeln, aus denen unermüdlich und reich der Saft aufstieg, sind gelockert. Ist es denkbar, daß der Mensch sich auf seinen unendlichen geistigen Stolz stützt und nie mehr aus der Quelle einer Jugend trinken zu müssen glaubt, aus der seine Ahnen Kraft zur Arbeit, zum Frieden und kindlichen Glauben schöpften?

Rosegger hat die Ursachen festgestellt, die den Bauer von

---

[1]) Heimgarten, Dezember 1888, S. 219.

seiner Flur reißen. Er hat sie in den steirischen Alpen von ihrem Anfang an am Werke gesehen[1]), nicht als untätiger Zuschauer, sondern als leidenschaftlich teilnehmende Partei: „so wehe es mir tat[2]).“

Ein je größerer Teil der Welt für eine intensivere Produktion gewonnen war, je mehr und schnellere Verkehrsmittel den Bauer der alten Welt um sein uraltes Monopol brachten, um so mehr erdrückte ihn der bewaffnete Friede und die große internationale Konkurrenz[3]). Nun schwand auch die Finsternis, die in alter Zeit das harte Geschlecht der Bauern und Holzhauer einhüllte. Sie lernten vergleichen und kamen zur Abneigung gegen ihr ererbtes Schicksal, die die Seele ihrer Ahnen niemals auch nur gestreift hätte. Anstatt durch das Bewußtsein veredelter und bereicherter Fähigkeiten ein größeres Selbstvertrauen zu gewinnen, anstatt, wie Rosegger es gewünscht hätte und es immer für möglich hielt[4]), sich mit bedächtigerer und aufgeklärterer Liebe an den Besitz zu schließen; anstatt stolz zu sein auf das beneidenswerte Vorrecht der Bildung, ohne auf den Verkehr mit der Natur verzichten zu müssen; und wenn schon nicht, wie Deubler, zwischen zwei Feldarbeiten Jung Stilling oder Moleschott zu lesen, doch den väterlichen Acker mit größerer Sachkenntnis zu bearbeiten, sich auf seinem Lehen fester zu setzen als je, tauschte es der Bauer gegen einige blanke Taler um, wie es in „Jakob dem Letzten“ zu lesen ist, oder ließ es brach liegen und zog in die Stadt.

Bei einem Alpenbauern war schon dieser Entschluß allein in Roseggers Augen ein Zeichen von Verfall. Das „Weltgift“ war aus den Städten bis in die hintersten Täler und ihre Höfe gedrungen.

Rosegger empfindet gegen die modernen Städte denselben heftigen Widerwillen, wie der Bibelfreund Ruskin, und man könnte sagen, etwas vom mitleidlosen Groll des flandrischen Dichters Verhaeren. In seiner Vorstellung verkörpern sie in ihrer ungeheuerlichen Anhäufung die Tendenz, die er für das individuelle oder soziale Glück am verderblichsten hält, nämlich

[1]) S. besonders Hoch vom Dachstein, S. 409.
[2]) Heimgarten, Dezember 1888, S. 217.
[3]) Hoch vom Dachstein, S. 409.
[4]) Jakob der Letzte, Vorwort; Erdsegen, S. 387.

die künstliche Steigerung der Bedürfnisse. Die materiellen Güter, die sie aufstapeln, „besitzen uns mehr, als wir sie.“ Die Steigerung der Bedürfnisse, welche die Theoretiker der Manchester-Schule wünschen, endet vielleicht mit einer Bereicherung der Erfahrungen, viel gewisser aber damit, daß die Menschen viel öfter von den Dingen abhängig werden. „Die Dinge besitzen mehr uns, als wir sie besitzen, sie bestimmen unser Leben, beherrschen unser Gemüt, tyrannisieren unsere Neigungen. Nur dies allein ist unser Eigentum, das sich uns anpaßt, unserem Charakter, unserem höheren Willen gehorcht, das mithilft, uns selbst zu finden, aus uns heraus. Die Dinge, die wir besitzen, dürfen niemals Selbstzweck sein, sondern Mittel und Werkzeuge zur Erhöhung unseres persönlichen Wesens[1].“

Man erkennt den Punkt, wo er jede Verteidigung des Zuges der Bauern nach den Städten als Sophisma bezeichnet. Er leugnet, daß dieser Zug für sein Steirerland eine „tragische Wirklichkeit“ sei[2]. Die Flucht des Älplers erklärt er immer als Folge der Mutlosigkeit, des Abfalls von seiner angeborenen Natur. Wenn der Bauer der Lockung nach weniger unsicherem oder gar reichlicherem Gewinn folgt und die tausendfache anonyme Tyrannei des Geldes der mütterlichen Bevormundung der Natur vorzieht, deren Launen schon Ansporn zur Tugend, zur Mäßigkeit und Vorsorge sind; wenn ihm die einfältigen Vergnügungen der Vorstadt lieber sind, als die täglichen Feste des Lichts und der wechselnde Schmuck der Jahreszeiten — was kann man anderes sagen, als daß durch das Eindringen eines verderblichen Elementes aus den ungesunden Hauptstädten in diese früher selbstherrlichen Seelen der Sinn für ihren wahren Vorteil gefälscht wurde.

Sie waren das Spielzeug einer Täuschung, der die Klügsten erliegen, nämlich, daß alles, was zu einer vollständigen Herrschaft über die Natur und zu einer völligen Befreiung ihrer Kollektivpersönlichkeit von Schranken, die früher als unübersteiglich galten, zu führen scheint, wirklich ein dauernder Fortschritt sei.

---

[1]) Sünderglöckel, S. 94.

[2]) Vorwort zu Jakob der Letzte. Vgl. Bergpredigten, S. 100 ff. Eine Menge Ratschläge zur Verbesserung der Lage der Bauern, ohne sie der Erde zu entfremden.

Von Roseggers Standpunkt aus kann kein Hirngespinst täuschender und verhängnisvoller sein. Der Wohlstand, den man gewöhnlich Fortschritt nennt, ist weit entfernt von dem wesentlich geistigen Nutzen, den wirklich Gebildete darunter verstehen, und erweist sich als Gegner jener Tendenzen, aus denen eine Erhöhung des Allgemeinwissens entstehen könnte. Nicht daß der materielle Fortschritt unbedingt schädlich wäre und der sittliche sich ihm als reine Lehre nicht anpassen könnte, aber seine fast unvermeidlichen Folgen sind verderblich.

Einerseits steigert er tatsächlich die Anziehungskraft der Materie, gestaltet sie wünschenswerter, bindet uns an sie, macht von ihrer Schwäche und Unbeständigkeit unsere Ruhe und Zufriedenheit abhängig. Zwischen unserer Seele und der Materie besteht eine Unvereinbarkeit von Natur aus, ihr inneres Gleichgewicht allein bewirkt unsere wahre Glückseligkeit, die nicht von materiellen Faktoren, und seien sie noch so vollkommen, abhängen kann.

Aber Rosegger hält außerdem viel von einer weniger geläufigen Erwägung. Das alte Abhängigkeitsgefühl des Menschen von der Natur, dem er sich in herzlicher Ergebenheit überließ, erscheint dem Dichter keineswegs als eine unbelohnte Demut. Es war Schöpfer und Bürge einer Ethik, die das Menschengeschlecht nicht ungestraft entbehren dürfte. Der Dichter des „Erdsegen" glaubt an die Existenz eines ewigen Substrats der Sittlichkeit, das die Gesellschaft und die Einzelnenen ebensowenig entbehren können, wie eine physische Weltordnung. Jenseits der Wissenschaft, die übrigens nicht Besitz der ganzen Menschheit sein kann, steht die Sittlichkeit, die für das Seelenleben dasselbe bedeutet, wie die Gesundheit für den Körper. Welch hohen Geistesflug einzelne Ausnahmswesen auch nehmen mögen, sicher ist, daß unser Gemütsleben nicht ohne Schaden unterdrückt werden darf. Immer wird es nur eine ganz kleine Minderzahl geben, die auf eine intensive intellektuelle Bildung Anspruch machen kann, und es wäre eine soziale Gefahr von unermeßlicher Tragweite, wenn man duldete, daß die ausschließlich materialistische Auffassung des Daseins in der Majorität siegte. Wer wird nicht zugeben, daß dieser sittliche Lebenswille, der dem Menschen ebenso innewohnt, wie sein Wissens-

durst und seine Sinnenlust, bis vor kurzer Zeit von merkwürdig gutem Erfolg begünstigt wurde: von der einmütigen Annahme jener Grundforderungen, die uns die Natur in jedem Augenblick in Erinnerung bringt.

Die soziale Entwicklung seiner Heimat flößte Rosegger Befürchtungen ein, über die ihm sein sonstiger Optimismus nicht hinweghelfen konnte. „Die neue Kultur! Die Maschinen, die Eisenbahnen haben den Erdball erschüttert, die Völker entwurzelt; ihr Einfluß zerstört auch in den Alpen allmählich ein Gemeinleben, das im Vergleiche zu andern Bereichen eine wahre Idylle gewesen ist. Wer kann dafür? Wen klagen wir an? Was läßt sich dagegen tun? Wir stehen betroffen da und wissen nicht, ist es ein unersetzlicher Verlust oder ein noch unmeßbarer Gewinn[1]."

Man kann sagen, daß keine ungünstige Wahrnehmung ihn je bewegen konnte, die dunkle Zukunft pessimistisch zu verdüstern. Die Schwierigkeiten, die er prophezeit, tragen nie den Charakter des Unabänderlichen. Von der Überzeugung getragen, daß sich das Leben nur durch den täglich neuen Sieg des Guten über das Böse[2]) fortpflanzt, zweifelt er nie daran, daß kommende Geschlechter eine günstige Lösung der Frage bringen werden. Das Schlechte hält er nicht für lebensfähig, weil es eben schlecht ist. Rosegger ist kein sozialer Pessimist.

Seinem Instinkt folgend, macht er die Natur selbst zur Stütze seines festen Vertrauens. „Nach tausend Jahren werden noch immer Menschen hier sitzen," schreibt er von einem Ausflug auf den Schöckel, „und hinausblicken in die weiten Gaue. Was wird bishin geschehen sein, da unten in diesen Tälern? Vielleicht liegt in jenen Zeiten eine reich bevölkerte Ansiedlung auf dieser Alpenhöhe, weil unten die Räume zu enge geworden für die Menschheit, die sich ins Ungeheure vermehrt hat . . . Es gab eine Zeit, da hohe Berge gemieden, gefürchtet waren, da die Erscheinungen, welche uns heute als Schönheit gelten, nichts als Schrecknisse gewesen sind... Was war, kann wieder kommen. Aber wenn dem Menschen der Sinn für Naturschönheiten jemals wieder verloren gehen

---

[1]) Idyllen, S. II.

[2]) Sonntagsruhe, S. 360

sollte, dann weiß ich nicht, was an seine Stelle treten müßte, als Ersatz. Einst war die Religion dafür da, das Sichabwenden von dem Irdischen, das Hinneigen nach einer idealen Welt, die man sich aufstellte nach Mitteln und Wünschen. Kommt das wieder? Wenn die Phantasie wieder zu ihrem Rechte kommt und zu ihrer schöpferischen Kraft, wenn sie so lebhaft wirken kann, daß der sinnliche Mensch an sie glauben muß, dann ist voller Ersatz, und mehr als das vorhanden für den Sinn, der die Schönheiten der Natur genießt. Bleiben wird es nicht, wie es heute ist, aber Gott wird es so einrichten, daß seine Menschenkinder immer etwas haben zur Freude und Erhebung[1])."

In den Idyllen aus einer untergehenden Welt möchte Roseggers sozial und sentimental konservativer Geist die Entwicklung aufhalten, die er schon zu Beginn seiner Laufbahn ahnte, und die fieberhaft das Verschwinden eines jahrhundertelang gleich gebliebenen Zustandes beschleunigt, von dem außer ihm selbst nur noch wenige Menschen Kenntnis haben.

Genau genommen interessiert ihn nur der bedrohteste Teil der alten Erbschaft, nämlich das sittliche Milieu. Das ganze sittliche Problem läßt sich nach seiner Meinung in den **Folgen** der langsamen Umwandlung dieses Milieus zusammenfassen. Die bedeutendsten Revolutionen sind demnach nicht jene, die den äußeren Rahmen der Gesellschaft zerstören und Konstitutionen umwerfen, sondern die seelischen Wandlungen, die in den sozialen Neuerungen zum Ausdruck kommen.

Außerdem erscheint ihm das Revolutionäre mit seiner Gewalt und brutalen Mißachtung der Natur unwirksam und verhängnisvoll. Gewalt, und sei sie noch so berechtigt, ist, wie er im „Gottsucher" lehrt, immer ein Böses. Gewalt breitet sich wie eine Seuche aus und zerstört schon im Keime die Werke, die man durch sie gründen wollte. Der Verbrecher kann nicht der Anführer bleiben, weil er selbst vom geraden Wege abgewichen ist; Trawies leidet unter Wahnfreds Tat, und Wahnfred hat nicht die Macht, ihm die Ruhe und den Frieden zurückzugeben.

Daher das geringe Interesse Roseggers an rein politischen Fragen, und demgemäß ist sein oft wiederholter Ausspruch

---

[1]) Spaziergänge in der Heimat, S. 52.

zu verstehen, daß er zu keiner Partei gehöre[1]). Nicht daß er jemals verschmäht hätte, seinen praktischen Sinn an den kleinen Aufgaben des sozialen Lebens zu betätigen, aber den Willen schon im voraus aus Gründen der Opportunität und des Interesses zu fesseln und an Beschlüsse zu binden, die sein Gemüt und sein Verstand späterhin vielleicht gar nichts mehr angehen könnten, ist ihm wider den Strich.

Und mehr noch. Damit eine Partei das Recht habe, unbedingten Gehorsam zu fordern, dürfte sie nichts als die reine Wahrheit verkünden. Da nun alle Parteiführer diesen Anspruch erheben, so schließt Rosegger, daß jeder nur eine Seite oder ein Bruchstück der Wahrheit sieht. Der Bekehrungstrieb aller Systemgründer hat ihn skeptisch gemacht. Sonst so konservativ aus Temperament und Gefühl, ist er Zweifler, so oft es sich darum handelt, die wahre Tragweite menschlichen Geistes zu messen, seine Dogmen zu untersuchen, seine angemaßte Unfehlbarkeit zu erwägen.

Dieser Skeptizismus vom Intellektuellen ins Sittliche übertragen, heißt Toleranz. Die Fähigkeit, fremde Gedanken anzuerkennen, nennt man Achtung vor der Meinung anderer. Rosegger erblickt darin die Zeichen von eigentlicher Bildung und Weisheit. Sie ist die Lehre der Erfahrung und wertvollste Frucht des Studiums, wie er in dem schönen Brief an Deubler, vom 20. Juli 1882, schreibt. Ihrem Wesen nach ist die Toleranz nicht nur eine wohlwollende, sondern die einzig vernünftige Geistesrichtung. Die intellektuelle Borniertheit und das ständige Verleugnen des Rechts, stoßen ihn vom Fanatismus ab.

Ihm ist's immer um die Seele zu tun. Als konservativem Demokraten genügt es ihm nicht, „daß die unteren Stände politisch frei, reif und kräftig seien, es muß auch die Volks-

---

[1]) Heimgarten, Februar 1909, S. 376; Juli 1913, S. 779: „Es ist längst bekannt, daß ich mich nie einer Partei angeschworen habe, daß ich es aber für deutsch halte, das Gute und Richtige, oder was ich dafür halte, in jeder Partei anzuerkennen, zu ehren und zu unterstützen. Aber ich erlaube mir auch, Niederträchtiges und Verderbliches in jeder Partei zu brandmarken. In diese Notwendigkeit werde ich sehr oft versetzt — etwa zum Vorteil des „Büchermarktes"? Glauben denn die Herren, daß man mit der groben Wahrheit Geschäfte macht?" — Mein Weltleben, S. 128, 279.

seele wieder sieghaft werden in der Welt[1]." Unter „Volksseele" versteht er die der Natur nahestehende, unschuldige, weltfremde Energie seines Stammes, nicht den nationalistischen Rassenbegriff des Grafen Gobineau, der in Deutschland so manchen Anhänger fand[2]).

Zwei berühmte Namen drängen sich aber auf, wenn man Roseggers soziale Gedanken genauer betrachtet: Ruskin und Tolstoi.

Wenn sich der Waldschulmeister bemüht, auf seine Schützlinge in Winkelsteg sittlich einzuwirken, indem er ihnen eine harmonische, schöne Umgebung schafft, für entsprechende Wohnung sorgt, muß man an die von Ruskin verfochtene Lehre von der sozialen Bedeutung der Schönheit denken. Und ist nicht, vom „Ewigen Licht" und vom „Weltgift" nicht zu reden, der Gedanke von dem der Gewalt innewohnenden Übel Tolstois leitender Gedanke? Und wenn Rosegger das soziale Problem als das sittliche erfaßt, so stimmt er auch darin völlig mit Ruskin und Tolstoi überein.

Dennoch unterscheidet er sich von ihnen ebensosehr, als er ihnen ähnlich ist. Er ist nicht so überschwenglich, nicht so glühend beredt, wie Ruskin, denn er ist nicht so leidenschaftlich wie dieser. Das Elend der sozialen Not entrüstet ihn nur selten bis ins Innerste, er ist Optimist, und daher nachsichtig.

Er hat ebensowenig die unerschütterlichen Vorurteile des Apostels von Jasnaja Poljana. Er ist dafür, daß sich zwischen Natur und Kultur ein Kompromiß schließen lasse. Wenn er auch die übertriebene Verfeinerung des Städters bedauert, dafür eintritt, daß das Handwerk und besonders die Feldarbeit wieder zu Ehren kommen, fände er es doch töricht, sich ganz von der Zivilisation abzuwenden und ihr allmählich errichtetes Gebäude zu zerstören. Während Tolstoi das Geld für schlechterdings schädlich erklärt, meint Rosegger: „das Geld richtet sich nach der Hand, in der es liegt, wirkt in dem Sinn des Besitzers Gutes oder Schlechtes . . . Den Weisen macht das Geld frei, den Toren bringt es in die Sklaverei[3])." Ebenso erregen die Übertreibungen der „Kreuzer-

[1]) Mein Weltleben, S. 200.
[2]) Heimgarten, Nov. 1908, S. 140.
[3]) Sünderglöckel, S. 51, 63.

sonate" den Widerspruch seines Maß und Klarheit liebenden Geistes[1]). Was ihn bei Tolstoi, wie bei Schopenhauer und Ibsen[2]) abstößt, ist der Pessimismus, mit dem sie das sittliche Problem betrachten, das verallgemeinernde Ungestüm, womit sie von abnormalen Fällen auf allgemeine Neigung zu Laster und Gemeinheit schließen, kurz die geringe Meinung, die sie von den Menschen haben.

Was ihn besonders von Ruskin und Tolstoi trennt, ist, daß er etwas von Montaigne in sich hat und systematischen Geist haßt. Viel lieber strebt er nach Gleichgewicht, höchster Harmonie und glücklicher Entfaltung der ganzen Persönlichkeit in der Freiheit, der Ordnung und Ruhe, nach dem Vorbilde Goethes.

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 406.
[2]) Allerlei Menschliches, S. 400.

V. Kapitel

Roseggers Kunst und Humor

Vor einer so beträchtlichen literarischen Fruchtbarkeit wie der Roseggers, drängen sich naturgemäß die Fragen auf: wie wurde sie möglich? welche Begabung gelangt in ihr zum Ausdruck? welcher Vorliebe des Lesers kommt sie entgegen? auf welche Stimmung des Publikums gründet sie sich?

Eine solche Untersuchung ist völlig gerechtfertigt, sie führt zu einer gedrängten Charakteristik des Dichters und gestattet, ihn verwandten Vertretern des menschlichen Geistes an die Seite zu stellen, deren Name allein schon ein Programm bedeutet. Reiht man ihn in eine Kategorie ein, so darf es nicht auf Kosten seiner sekundären Eigenschaften geschehen, die ihrem relativen Werte nach geschätzt werden müssen.

I.

Rosegger ist ein Erzähler, man darf sagen, der geborene Erzähler, wie Mozart oder Haydn geborene Musiker, Giotto der geborene Zeichner war.

Eine Geschichte zu erzählen, wie Großmütterchen, nur weil er sie rührend oder unterhaltend findet und denkt, daß sie sicher gefallen wird; durch die Erzählung eines erlebten oder erfundenen Abenteuers zu fesseln; eine Erinnerung zum Ausgangspunkt zu nehmen und dann seiner Phantasie die Zügel schießen zu lassen; Wahrheit und Dichtung so miteinander zu vermischen, daß er sie selber nicht mehr unterscheiden kann: dies ist Peter Roseggers wesentlichste Begabung, eines jener Talente, die der Künstler mit auf die Welt bringt, dessen Mangel kein Fleiß ersetzen kann.

Sofort gewinnt er den Leser, und man würde vergebens fragen, wodurch, wenn man nicht gleich bemerkte, daß es durch sein Naturell geschieht. Er versteht es vorzüglich, schon

in den ersten Zeilen die Neugier zu reizen, so daß man nicht eher aufhört, als bis man zu Ende gelesen hat.

Wo immer man eine seiner Sammlungen aufschlagen mag, sei es „Waldheimat“ oder „Als ich jung noch war“, „Allerhand Leute“, „Hoch vom Dachstein“, die seine Meisterstücke enthalten, so läßt sich ihre ganze Kunst nicht auf den ersten Blick erkennen. Keine Spur von Mühe, nichts Gesuchtes, keine Künstelei: nur Tatsachen, Leben; mit ihnen rührt er unfehlbar das Herz, durch sie allein. Aber welch ursprünglicher Sinn für Komposition in diesen kurzen Stücken! Welch sicheres Gefühl für das Dramatische, Pathetische, Spannende, sowie anderwärts für das Komische und Humoristische, das mitunter plötzlich wie ein Feuerwerk niederprasselt!

Was z. B. ist stofflich geringer, als die Erzählung, in der er schildert, wie er auf dem Kirchgang vom alten Anderl zum Kaufmann um Tabak geschickt wurde. Durch die Umstände wurde er dazu veranlaßt, den dafür erhaltenen Silberzwanziger beim Opfergang auf den Sammelteller zu legen[1]). Die Verlegenheit des Burschen, sein Zögern, seine Scheu vor dem Urteil der Menschen, seine Skrupel, der Ausweg, den er wählt — alles ist treffend wahr, die Szene rührt und unterhält. Eine so vollendete Natürlichkeit setzt eine Kunst voraus, die das Leben ungeschminkt und unverfälscht nachbilden kann; er entdeckt sie von neuem. Der künstlerische Genuß des Lesers entsteht aus dem Gefühl der vollkommenen Übereinstimmung des Stoffes mit seiner Darstellung.

Roseggers Geheimnis liegt vor allem darin, daß er selbst an den Dingen, die er erzählt, seine Freude hat, oder vielmehr darin, daß er seine Geschichten erlebt oder wiedererlebt, während er sie erzählt, und in seinen Personen völlig aufgeht.

Daran ist nichts erstaunlich; die Erinnerung ist in noch höherem Maße der Kern seiner Erzählerlust, als bei Theodor Storm, wie wir schon früher in anderem Zusammenhang gesehen haben. Es gibt vielleicht keinen Schriftsteller, der ebensoviel Nutzen aus seinen eigenen Gemütsbewegungen oder denen seiner Nebenmenschen gezogen hätte. Man kann sagen, daß ihm alles zum Stoff ward, daß ihm nichts von dem, was er gesehen oder gehört und was ihm für die Ver-

---

[1]) Hoch vom Dachstein, S. 119 ff.

wendung in Erzählung, Novelle oder Roman brauchbar erschien, verloren ging.

Wie alt und wie volkstümlich seine Quellen waren, kann man ermessen, wenn man an seine Mutter, an die blinde Jula, an den Knecht Markus denkt, die alle drei unermüdliche Erzähler waren und als naive Erben einer oft sehr alten Tradition die lebhafte Phantasie des ungewöhnlichen Knaben nährten. Noch rührender und lehrreicher ist es, wenn man an die Bettler und Hausierer, an die traurigen Trümmer des früher so harten Soldatenlebens denkt, die oft lange Winterwochen unter dem gastlichen Dache des Vaters Lorenz weilten und dafür mit Liedern und Geschichten dankten. „Manche meiner Geschichten, die erst in späteren Jahren reif geworden," schreibt Rosegger von einem dieser Landstreicher, „hat er damals gesäet[1])." Man denke an die Posse vom fünffach verkauften Schwein[2]), die dieselbe Lösung findet wie der altfranzösische Schwank „Meister Patelin". Sie stammt ohne Zweifel aus einer jener anonymen, originalen Quellen.

II.

Bei Rosegger enthält die Erzählung meistens Umstände, die ihn selbst nahe berühren; entweder berichtet er aus seiner eigenen Vergangenheit, oder er erzählt einem lebenden Zeugen ein Abenteuer nach, dessen handelnde Gestalten ihm längst vertraute Typen sind. Daher sein Realismus, der starke Akzent von Wahrheit, daher auch das dramatische Interesse seiner Situationen.

In mehreren Erzählungen der „Waldheimat" ist die Schilderung so bis ins Kleinste genau, daß man sich nicht enthalten kann, zu glauben, daß die dargestellte Szene nicht nur im Ganzen, sondern Zug um Zug aus dem Gedächtnis geholt sei. In dieser Hinsicht ist besonders „die Mitternachtsmesse in St. Kathrein" bezeichnend. Der mühselige Weg durch den knirschenden Schnee mit dem Knechte Markus, die „Fackeln, die heranloderten, als schwämmen sie in der schwar-

---

1) Idyllen, S. 425.

2) Als ich jung noch war, S. 417 ff. Rosegger kannte das französische Werk nicht. Seine Quelle ist rein steirisch und volkstümlich. Die Bauernschlauheit greift zu denselben Schlichen an den Ufern der Mürz wie in der Champagne.

zen Luft, hinter denen nach und nach ein Gesicht und mehrere Gesichter auftauchten", alles ist treu nach dem Leben geschrieben. „Die Lichter, die wir auf den Bergen und im Tale sahen, wurden immer häufiger, und nun merkten wir es auch, daß sie alle der Kirche zueilten." Dann folgt das fröhliche Glockengeläute, aus den schmalen, hohen Kirchenfenstern fällt heller Schein. Dann beginnt der Gottesdienst, und vor den Augen des Kindes breiten sich Wunder und Herrlichkeiten aus. Gewiß schließt der Erzähler die Augen, sieht sich wieder neben dem Glaskasten stehen und das „Krippel" mit seinen kleinen Figuren anschauen, hört das Brausen der Orgel und das Geschmetter der Trompeten. Auf dem Rückweg verliert das Kind in der Dunkelheit seinen Begleiter. „Auf der Straße lagen hie und da schwarze Punkte, die Kohlen der Spanfackeln, welche die Leute auf dem Kirchwege abgeschüttelt." Einzelheiten dieser Art sind nicht stilistischer Impressionismus, sondern Erinnerungen.

Man begreift unschwer den geistigen Vorgang und den Nutzen, den der Dichter daraus zog. Ein Ereignis hat sich seinem jugendlichen Gefühl tief eingeprägt, z. B. als man den Jungen mitten im Winter in einen weit entfernten Hof holte, um den letzten Willen eines Sterbenden aufzuschreiben[1]). Das war etwas Außergewöhnliches: die Seltsamkeit der unerwarteten Bitte und die ungewöhnliche Beförderungsart vertieften den Eindruck der Begebenheit dermaßen, daß auch kleine Umstände, die sonst unbeachtet geblieben wären, an Bedeutung gewannen; der Bote kam zu einer Stunde, wo jeder Besuch außergewöhnlich war und meldete sich, wie der Dichter sich genau erinnert, dadurch an, daß er „draußen auf der Vorlaube den Schnee von den Füßen stampfte".

Auf die Länge werden diese scheinbar nebensächlichen Einzelheiten Stützen des Gedächtnisses, wecken die Erinnerung an die Hauptsache, die im Bewußtsein schlummerte. Das ganze Bild erstand vor ihm, so oft sich das damals vernommene Geräusch hören ließ. Wenn der Künstler in seine Erzählung allgemeine Züge und Wahrnehmungen einfügt, die auch andere Menschen gemacht haben, so bringt er ein ganzes System von Erinnerungen in Bewegung.

---

[1]) Waldheimat I, S. 182.

Da die Beschreibung von der Erzählung nicht zu trennen ist, so wird sie ganz im subjektiven Charakter derselben gehalten. Alles, was der Dichter sieht, schildert er in den Farben und der Beleuchtung der dabei empfundenen Gemütsbewegung. Man braucht nur in der „Waldheimat" oder in „Als ich jung noch war" zu blättern, um sich davon zu überzeugen.

Ein Mann ist nachts in der großen Stube irgend einer Bauernhütte gestorben, wo ihn die Angehörigen und Knechte betreut haben. Wie stellt sich Rosegger an, um den Schauer des Todes in uns zu erwecken? „Eine eigentümliche Unruhe, die sich im Hause erhoben hatte, weckte ihn auf. Hastig, aber leise auftretend, einen Augenblick unter Flüstern beieinander stehen bleibend und dann weiterhuschend, waberten die Leute türaus und ein, und in der Stube war ein Murmeln, als ob jemand bete[1])."

In der Familienstube, wo alle Gegenstände, stumme Zeugen des Lebens von Generationen, eine Persönlichkeit und eine Seele zu haben scheinen, belebt sich auch der große Ofen und schaut den Bauer „mit seinen grünen Kachelaugen verständnisvoll und traurig"[2]) an.

Gilt es, den plötzlichen Schrecken einer Kinderschar zu schildern, so läßt uns der Dichter sehen, „wie zum Tode getroffen sie zusammenschrecken und zu einem Knäuel ineinander kriechen[3])." Von den grauen Hütten aus schlechtgefügten Brettern, die die Hirten als Obdach am Rande der Almweiden errichten, sagt er, sie sähen von unten gesehen aus, „als hockten sie".

Diese Sprache geht zumeist über die einfache Beschreibung hinaus. Die Eindrücke eines Menschen charakterisieren seine Empfänglichkeit, seine Bildung, seinen Typus.

Ein Kind erwacht in einem Zimmer mit Holzwänden, wohin es in der Nacht gebracht wurde und dessen Einrichtung es nicht kennt. Da läßt es der Dichter sagen: „Als ich erwachte, kam's mir vor, ich wäre in einem Käfig mit silbernen Spangen, so strahlte das weiße Tageslicht durch die auf-

1) Als ich jung noch war, S. 31.
2) Als ich jung noch war, S. 351.
3) Waldheimat I, S. 144.

rechten Bretterfugen[1]).“ Dieses Bild erfreut uns um so mehr, als es uns vom ersten Augenblick an, der Stimmung dessen zu entsprechen scheint, der es gebraucht. In der Beschreibung des Schauspielhauses, in das sich Peterl hineinwagte, als er nach Wien kam, um den Kaiser Josef zu suchen, paßt sich der Erzähler genau den Eindrücken des kleinen fremden naiven Barbaren an.

Von allen Methoden der Beschreibung ist die impressionistische durch die Knappheit ihres Ausdrucks am geeignetsten, uns die lebendige, farbige Vorstellung eines ganzen Bildes oder einer ganzen Szene zu geben; durch die überraschende Erweckung verwandter Erinnerungen, die in uns schlummern, bringt sie unser Gefühl in Schwingung.

Nichts fehlt an der Alpenlandschaft, wenn uns Rosegger die Almblößen zeigt, die „sich hinanziehen gegen die hochragenden Felsmassen . . . ein paar Hütten standen da, aus deren Dachfugen Rauch hervordrang, und in deren Ställen die Rinder schellten“[2]). Mit nur einigermaßen gutem Willen hat man die ganze Maienpracht vor Augen, oder sieht Genrebildchen, wenn der Erzähler z. B. die kleinen Ministranten skizziert, die am Fronleichnamstag „schwere Kränze auf den Köpfen haben, die Engel Gottes vorstellen, recht tüchtig mit den Glöckchen schellen und unterwegs ins Gebüsch nach Vogelnestern spähen“[3]). Man sieht ein bescheidenes, friedliches Dörfchen ganz vor sich, wenn uns Rosegger zum Waldbrunnen führt, „auf moorigem Angerlein, wo im Erdreich die Fußlöcher der Kühe waren, die hierher kamen, um zu trinken[4]).“

Dieser Impressionismus kann freilich nicht überall die eigentliche Beschreibung ersetzen. Mehrere Sammlungen Roseggers bestehen nur aus Reiseeindrücken und sind naturgemäß reich an Schilderungen, in denen das malerische der Gegenden, stellenweise bis ins Kleinste ausgebeutet ist. Es gibt keine liebenswürdigere, anziehendere Lektüre. Gewiß gleicht nichts weniger der italienischen Reise von Goethe oder der Harzreise von Heine als die „Spaziergänge in der Heimat“,

[1]) Waldheimat I, S. 190.
[2]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 335.
[3]) Volksleben in Steiermark, S. 256.
[4]) Idyllen, S. 273.

„Am Wanderstabe“ oder „Meine Ferien“. Aber Rosegger ist viel zu bescheiden, um einen Vergleich mit Goethes klassischer Bildung zu beanspruchen, und wie einfach mutet er neben der Ironie Heinrich Heines an! Allein welch ungemischte Freude genießt er in der Schilderung der Schönheiten, die er uns empfiehlt. Will man ihn mit einem verwandten Autor vergleichen, so könnte es der treffliche Töpfer sein, an dessen Voyages en zigzag sogar der verwöhnte Sainte-Beuve Geschmack fand. Dieselbe gesunde, fröhliche Liebe zur Natur, dieselbe Lebendigkeit, dieselbe angenehme elegante und knappe Form! Beide wünschen, daß der Leser sie begleite, sie tragen Sorge, ihm die besten Aussichtspunkte zu zeigen, bestimmen ihm genau die Reiseroute, die Jahreszeit und die Stunde, in der er sich am besten auf den Weg macht. Der Verfasser läßt sich gehen, wie ein gewissenhafter Führer, der zugleich ein Künstler ist. Einzelne seiner bescheidenen Studien, wie beispielsweise „Die Quelle“[1]) halten den Vergleich mit den Lettres de mon moulin von Alphonse Daudet völlig aus.

Die besondere Originalität Roseggers findet man in der dramatischen Beschreibung. Er ist eben von Natur aus Erzähler; eine Szene lockt ihn mehr, als ein Gemälde; gern verbindet er Leben und Bewegung mit der eigentlichen Beschreibung; Walter Scotts Breite ist nicht sein Geschmack. Daher seine Fähigkeit, die furchtbare Gewalt der Elemente darzustellen, das verheerende Losbrechen eines Gewitters, das Gebrüll der Lawine oder eines Bergsturzes. Es bereitet ihm großen Spaß, uns in schwindelndem Ritt auf dem Rücken des schwarzen Widders über Höhen und Abgründe, Gestein und Eis mitreiten[2]) oder in der Nacht einen steilen Abhang hinablaufen zu lassen, wenn die Steine neben uns zur Seite kollern und die Füße über Baumwurzeln stolpern[3]). Gerne läßt er einen Zug durch die Nacht wandern: die Männer tragen Fackeln und werfen „lange, zuckende Schatten über das Gestein hinauf“[4]); oder ein Priester folgt dem Boten, der ihn zu einem Sterbenden holt, „voran schritt der Knecht mit Laterne und Glöcklein, hinter ihm drein der Pfarrer in Chorrock und Stola,

[1]) Idyllen, S. 271.
[2]) Allerhand Leute, S. 422.
[3]) Waldheimat, S. 316.
[4]) Allerhand Leute, S. 31.

an seinem Busen das Sakrament ... Noch lange sah ich das Lichtlein dahingleiten, bis es endlich zuckend zwischen dem Gestämme des Waldes verschwunden war[1])."

Das Forellenfischen im Alpenbache[2]), das Spiel der Wellen am Strand von Abbazia[3]), das malerische Getriebe im Dorfwirtshaus[4]), oder eine Ernte bei Mondschein[5]) — all das behandelt er als Kenner mit Verständnis und Geschick. Wie freut er sich am Spiel der flinken Sicheln im Mondschein und über ihr Rauschen, wenn die Schwaden fallen in der schweigenden Nacht.

Und erst die Feste, die Volksbelustigungen. Wie schön schildert er den bayrischen oder tiroler Schuhplattlertanz: „Zuerst tritt er (der Tänzer) mit den Fußspitzen leicht den Takt, dann beugt er sich ein wenig zusammen, als untersuche er den Boden, auf dem seine Füße zu schleifen beginnen. Dann tut er, als weiche er schäkernd einem unsichtbaren Wesen aus und als wolle er auf Umwegen dasselbe wieder erhaschen. Dann stößt er, von plötzlicher Lust erfaßt, den Fuß in den Boden, daß es dröhnt, dann klatscht er mit den Händen den Takt auf seinen Oberschenkeln und dabei lugt er nach den Weibsleuten hin und schnalzt mit den Fingern und mit der Zunge und dreht sich im Kreise und winkt mit den Augen zuerst, dann mit dem Finger eine Genossin herbei und — die junge Sennin — die spröde, die gottlos hochmütige, die namenlose Sennin — fliegt ihm an die Brust. Sie tanzen Arm in Arm. Das Mädchen legt den blonden Lockenkopf an sein Herz, er legt leicht und fein seinen Arm um ihren Nacken und schmiegt seine Wange an ihr Köpfchen, und mit der andern Hand hebt er die ihre hoch in die Lüfte, wie einen Triumphbogen, durch welchen — als sich der Reigen wendet — einmal die Tänzerin, dann wieder der Tänzer hindurchgleiten. Da steht er wie ein Baum, um den im Kreis die Windsbraut rauscht; er ist der Mann, nach dessen Winken das Weib sich dreht und schwingt und schmiegt. Dann wieder ist er es, der sich niederbeugt und sein Haupt unter das süße Joch des weiblichen Armes legt, durch dasselbe

---

1) Als ich jung noch war, S. 46.
2) Jakob der Letzte, S. 155.
3) Spaziergänge in der Heimat, S. 420.
4) Allerhand Leute, S. 323.
5) Waldheimat II, S. 55.

sich in leichter Anmut zwängt, bis er ihm wieder entschlüpft ist[1])."

Seine eigentümlichste Kunst besteht aber darin, tragische Verwicklungen zu finden und darzustellen. Darin kann sich der steirische Dichter oft mit den Größten messen. Er hat Einfälle, die in ihrem nüchternen Realismus und erschütternden Humor an Maupassants „Monsieur Parent" oder „Horla" erinnern. Man lese die „Tugendhaften" in der Sammlung „Nixnutzig Volk". Eine Wirtin nimmt es mit der ehelichen Treue nicht sehr genau und geht, infolge von Umständen, die wir nicht erfahren, ins Wasser. Die Verwirrung des Mannes, die grausame Verurteilung der Gemeinde, die groben Späße jener, die vorher noch die Unglückliche mißbrauchten, all dies ist greifbare Wirklichkeit, knapp im Ausdruck, nichts lenkt das Interesse ab.

Die meisten Erzählungen im zweiten Teil der „Feierabende", die „Finsteren Geschichten" verwerten mit beinahe gleichwertigen Mitteln die nie versiegende Quelle dramatischer Wirkung des tückischen Zufalls. Hier erschießt ein Wilderer durch ein schreckliches Versehen sein ihm entgegeneilendes Weib[2]); dort drückt einer, von Förstern verfolgt, sein kleines Kind, um nicht durch sein Geschrei verraten zu werden, so heftig an seine Brust, daß es erstickt[3]). Grausame Enttäuschung ist das Motiv anderer Geschichten.

Die arme Magd Jula wird plötzlich blind, als sie auf der sonnenbeschienenen Wiese Futter schneidet; sie kann an ihr Unglück erst dann glauben, als sie die Züge ihres geliebten Kindes nicht mehr erkennt[4]). In einer anderen Erzählung aus der „Waldheimat" geht die Frau des Försters fröhlich ihrem Manne entgegen und setzt ihr Kind auf einen Reisighaufen, unter dem die Leiche des von einem Wilderer Erschossenen liegt, bis es beim Spiel die grausige Entdeckung macht[5]). In anderen Geschichten ist das Motiv: Gegensatz zwischen der

---

[1]) Volksleben in Steiermark, S. 274.
[2]) Feierabende, S. 386 ff.
[3]) Buch der Novellen III, S. 287.
[4]) Waldheimat I, S. 29 ff.
[5]) Waldheimat I, S. 85. Man fände kein Ende, wollte man alle Erzählungen anführen, in denen Rosegger die tragischen Situationen zwischen Förstern und Wilderern verwendet. Vgl. Nixnutzig Volk. S. 212.

Liebe im Herzen und der Tat, die der Arm vollbringt. Der Förster Kickel tötet in einem Anfall von irrsinniger Vaterliebe seinen Sohn, um ihm die Verzweiflung über den Zusammenbruch seines Glückes zu ersparen[1]). Eine andere drastische Gegenüberstellung: Hesch treibt sich in der Welt herum, vernachlässigt seine Familie; als sein Kind gestorben, kommt er gerade halbtrunken aus dem Wirtshaus, als der Leichenzug des Kindes vorüberzieht[2]).

Schrecklicher noch als ein großes Unglück ist seine Erwartung. Rosegger versteht es, uns solche Angst beinahe physisch mitfühlen zu lassen. Wenn in der „Pfingstnacht"[3]) der Kahn in die phantastische Höhle des Drachenlochs eingefahren ist, empfinden wir Schauer, die auch Edgar Poës Kunst nicht größer hätte erregen können. Der Schrecken des Alpdrucks; die Angst des verirrten Wanderers in der Nacht, in einer fremden Gegend; der Schwindel angesichts eines tiefen Abgrunds, zu Füßen des Bergsteigers — auf solche Mittel versteht sich Rosegger mit unvergleichlicher Geschicklichkeit, um den Leser in Atem zu halten. Man muß seine Erzählungen zu Ende lesen, wenn man sie einmal zu lesen angefangen hat und vergißt sie nie wieder.

III.

Bei vielen Gelegenheiten kann man sagen, daß die psychologische Virtuosität des Erzählers sein Talent zur Schilderung zurückdrängt, dann treten die äußeren Umstände hinter den Ernst der sittlichen Folgen zurück. Dies ist zum Beispiel stets der Fall, wenn scheinbar unüberwindliche Hindernisse sich der Erfüllung einer unabweislichen, dringenden Pflicht entgegenstellen.

Im „Ewigen Licht" teilen wir die quälende Sorge des Priesters Johann Steinberger, und man merkt deutlich, wie sich der Erzähler bemüht, das Interesse in dieser ganzen Episode zu steigern.

Steinberger hat das Geständnis eines Verbrechens vernommen und er weiß, daß es einem anderen Manne aufgeladen wird. Das irregeführte Gericht verurteilt einen Unschuldigen

[1]) Als ich jung noch war, S. 104.
[2]) Als ich jung noch war, S. 192.
[3]) Buch der Novellen II.

zum Tode. Der Priester hält sich aber durch das Beichtgeheimnis gebunden, er kann nur auf den Mörder eindringen, daß er sich selbst stelle. Nach langem Suchen findet er ihn am Vorabend der Hinrichtung, und als er seine Einwilligung erhalten, bleiben ihm nur noch wenige Stunden, ihn zu Gericht zu begleiten. Werden sie zurecht kommen, werden sie die Stadt noch erreichen, ehe der Justizmord vollbracht ist? Mit den einfachsten Mitteln läßt uns Rosegger, indem er uns das Drama in der Seele des Priesters darstellt, mehr noch als seine Ungeduld, die Qual dieser Nacht mit erleben, während welcher der Pfarrer mit dem Geständigen dem Gefängnisse zueilt[1]).

Ein Irrtum kann tragische Folgen haben. Fehlen diese und stellt es sich heraus, daß die ausgestandene Angst unnötig war, so ist die Wirkung eine komische und der Vorgang, durch den ohne plausiblen Grund unsere Rührung und unser Mitleid erregt wurden, ist eine der Formen des Humors. Dies geschieht im „Unglück in Rieselwang"[2]). Eines Sommers ist das Familienoberhaupt allein in der heißen Stadt geblieben, während seine Angehörigen im Hochgebirge weilen. Eines Tages liest der Mann von einem schweren Ungewitter, das in dieser Gegend gewütet haben soll und erhält zugleich ein Telegramm von seiner Frau: „Komme, wenn irgend möglich heute nachts." Von den bösesten Ahnungen ergriffen, will er sofort abreisen, allein es ist zu spät, er versäumt um wenige Minuten den passenden Zug. Er fährt nun mit einem anderen Zug bis in die Mitte des Weges, die andere Hälfte legt er zu Wagen zurück. Unterwegs befragt er die wenigen Leute, die er trifft, und ihre unklaren Antworten steigern nur seine Befürchtungen. Die Hindernisse häufen sich, die Straße wird unfahrbar, an einer Biegung hat das Wildwasser die Brücke weggerissen. Die Pferde können nicht weiter, die Nacht ist stockfinster. Um jeden Preis, und sollte er sein Leben lassen, der Mann will zu den Seinen, zu Fuß, über Geschütt und Gestein, über Wildwässer. Er weiß, daß der Ort nicht mehr ferne ist, wo die Seinen ihn angstvoll erwarten — wenn sie noch leben —, wo sie seine Ankunft, seine Hilfe erwarten, die er vielleicht retten soll. Er besiegt alle Hindernisse, bis er beim Durchschwimmen

---

1) Ewiges Licht, S. 110 ff.
2) Waldvogel, S. 186 ff.

des letzten Flusses in Todesgefahr gerät. Als er zur Besinnung kommt, befindet er sich in seinem Hause, bei seiner Familie, die wohl und munter ist. Nur die Gattin ist in die Stadt gefahren — sie hatte im Telegramm das Wort „ich" ausgelassen.

Rosegger versteht es, den Humor bis zur tollsten Laune und die Erwartung bis zum Schaudern zu steigern. Es liegt etwas E. Th. A. Hoffmannsches in der kurzen Erzählung[1]), wo ein schlauer Bauer ein paar Ochsen gewinnt, weil er nachts zwischen elf und zwölf beim Hexenkreuz, auf dem Leichenbrett seines vor kurzem gestorbenen Nachbars liegen bleibt. Welch schöner Sieg, den die Aussicht auf Gewinn über Aberglauben und Furcht davonträgt! Schweigend und vermummt wollen ihn die Wettgegner erschrecken und in die Flucht jagen. Sie erscheinen als Gespenster und tragen das Brett, worauf er ruht, auf den Friedhof. Vor dem noch offenen Grabe des Rosensteiner stellen sie es ab. Die Minuten sind verflossen, die zwölf Schläge der Kirchenuhr sind verklungen, und Machel stärkt sich durch den Gedanken an die zwei fetten Ochsen, die er morgen vom Nachbar holen und in seinen Stall stellen will. Voll Wut über die verlorene Wette lassen die beiden Gespenster das Brett mit dem unbeweglichen Machel ins Grab zum Sarg des Rosensteiner hinab. In diesem Augenblick erscheint der Totengräber, und die beiden Gespenster entfliehen. Am andern Tag sind sie sehr unruhig, sie schwanken zwischen der Ungeduld, den Machel wiederzusehen, und dem Ärger um das Paar Ochsen, das sie ihm vor Zeugen versprochen haben. Das Grab des Rosensteiner auf dem Friedhof ist zugeschüttet, und der Totengräber weiß nichts von Machel. Seit der Begräbnisfeier ist dieser nicht heimgekehrt, sein Weib schimpft. Im Dorfe, im Wirtshaus, in den Höfen hat niemand den Machel gesehen. Kein Zweifel: er ist im Grab vielleicht eingeschlafen in seinem martialischen Rausche, der Totengräber hat ihn lebendig begraben. Ehe Rosegger den schlauen Machel wiedererscheinen läßt und seinen Streich erklärt, spannt er unsere Neugier auf des Rätsels Lösung. Es ist ihm gelungen, die Effekte so abzustufen, daß sowohl eine tragische als auch eine possenhafte Lösung gleich glaubhaft erschiene.

---

[1]) Als ich jung noch war, S. 401 ff.

Schon 1882 hatte Anzengruber die außergewöhnliche humoristische Begabung Roseggers anerkannt. Er zählte die „Waldheimat“ zu dem „Besten, was unsere Tage hervorbrachten“, schätzte daran „den echten lachenden und weinenden Humor“, nannte sie „Musterstücke dichterischer Leistung“[1]).

Es gibt viele Definitionen und verschiedene Auffassungen von Humor, und vielleicht wäre nichts geeigneter, nationale Temperamente zu unterscheiden, als ein Vergleich zwischen dem sentimentalen Humor Jean Pauls oder Heinrich Heines mit dem schneidenden, kalten Humor Swifts oder Thackerays oder der scharfen Ironie Voltaires oder Paul Louis Couriers.

Rosegger handhabt mit großer Leichtigkeit den eigentlich deutschen Humor Fritz Reuters und Raabes. Er selbst hat sich über den deutungsreichen Begriff also ausgesprochen: „Der Humorist wird nicht immer eine Antwort geben können, wenn man ihn fragt, was Humor ist. Der echte Humor kommt auch gar nicht von professionellen Humoristen. Er ist naiv und muß naiv sein. Was der Deutsche unter Humor versteht, ist eine so feine Sache, daß man ihr mit Doktrinen nicht gut beikann ... Komik, Witz, Satire, Ironie, die sind leicht zu definieren. Humor ist mehr Empfindungssache. Die naive, kindliche Lebensanschauung des Volkes gegenüber der Tragik der Welt tut uns wohl, das Nichternstnehmen der Tragik, das mit gütigem Lächeln über sie Erhabensein wirkt auf uns wie eine Erlösung, wenigstens gegensätzliche Stimmungen auslösend und befreiend. Der Humor entspringt entweder der seligen Einfalt oder der Weisheit. Der Humor ist lebenbergend, wie sein Bruder der Humus. Er ist fruchtbar. Mit dem Komischen hat nach meiner Meinung der Humor gar nichts zu tun. Während der Humor tiefere Empfindungen weckt, erregt das Komische die Lachlust, deren letzte Ursache eigentlich noch gar nicht erklärt ist. Der Humor erweckt kein lautes Lachen, vielmehr ein frohes Lächeln, ein inneres Wohlbehagen, wie ein Sonnenstrahl im Herbste. Der Humor ist ein seltener Gast; man sollte ihn nicht allzu oft in den Mund nehmen, am wenigsten, wenn man Komik, Witz, Spaß und dergleichen oft munter gaukelnde Irrlichter meint[2]).“

---

[1]) Brief an Rosegger vom 2. April 1882.

[2]) Heimgarten, November 1909, S. 133.

Rosegger hat seinem Humor mit besonderem Schwung die Zügel schießen lassen in den Dialektgedichten und -Erzählungen „Zither und Hackbrett“ und „Tannenharz und Fichtennadeln“. Er läßt sich darin mit mehr Herbigkeit gehen, als in seiner hochdeutschen Prosa; denn als Ausdruck der schalkhaften Bauernseele sind die Dialekte geeigneter als die literarische Sprache, Hintergedanken, Andeutungen, sogar Zweideutigkeiten auszusprechen. Sind die Geschichten der „Waldheimat“ gemäßigter und zurückhaltender, so sind sie dagegen auch feiner, gefeilter und taktvoller.

Rosegger gehört zur Familie der Reuter, Dickens und Daudet. Man denke an seine Erzählung von der Wallfahrt mit dem guten Jochem, seinem Paten, nach Mariaschutz, bei der sie beide zum ersten Male auf dem Semmering einen Bahnzug und einen Tunnel sahen[1]). Die volkstümlichen und treffenden Vergleiche, die der alte Mann zwischen der schreckbaren Neuerung und seiner bekannten Welt anstellt, seine Gewissensskrupel darüber, daß er sich für eine Erfindung des Teufels interessiert; wie ihn nach und nach unwillkürlich die Neugierde erfaßt, wie er der Versuchung nicht widersteht, die höllische Maschine zu besteigen, das alles ist so unterhaltend und mit solcher Steigerung ergötzlicher Motive geschildert, daß es seine Wirkung nicht verfehlt.

Rosegger bringt uns mit liebenswürdig überzeugender Macht sofort in Einklang mit jener Einfalt und schlauen Gutmütigkeit, hinter der gesunder Menschenverstand, muntere, derbe Laune stecken. Der richtige Humor beschränkt sich nicht auf einzelne komische Züge, um ein flüchtiges Gelächter zu erzeugen, sondern gibt uns auch zu denken, ist von dauernder Wirkung. Am Schluß des Vorwortes zu den „Feierabenden“ sagt Rosegger: „Nicht überflüssig wird es aber sein, mein Leser, wenn du auch deinen eigenen Humor mitbringst, denn für einen guten Spaß gehören allemal zwei: einer, der ihn macht und einer, der ihn versteht[2]).“ Für den Humor der „Waldheimat“ brauchen wir auch keine besondere Vorbereitung, es genügt, daß wir uns nicht von vornherein ablehnend verhalten. Der Humor hat die Macht, die Einfalt mit

---

1) Waldheimat, S. 220 ff.

2) Feierabende, S. 6.

der aufgeklärtesten Bildung zu verbinden; er gewinnt das Gemüt, ohne zu verlangen, daß der kritische Geist schweige; dieser bewahrt seine Rechte und beschränkt sich gerne auf die Rolle des nachsichtigen Zuschauers.

Man muß es wiederholen: in dieser Beleuchtung zeigt Roseggers Talent eine große Verwandtschaft mit Fritz Reuter. Ihrer war er sich so wohl bewußt, daß er einzelnes von diesem Dichter aus dem Plattdeutschen ins Steirische übertrug[1]). Was gibt es Naiveres, Lustigeres, Volkstümlicheres und was ist in seiner Art mehr von lächelnder Philosophie durchtränkt als das Abenteuer Peterls, als er nach Bruck in die Apotheke ging, um „Hasenöl zu holen"[2]). Das etwas ranzige Schweineschmalz, das er von daheim bringt, nimmt ihm der Apotheker um einige Kreuzer ab; während Peterl auf die Erledigung seines Geschäftes wartet, sieht er mit erstaunten Augen, wie den Leuten Dachsfett als Mittel gegen den Kropf, „Fuchsschmalz", eine Salbe gegen die Gicht, Hasenöl und reines Schweineschmalz aus einem und demselben Tiegel verkauft werden. „Ich habe gleich bei mir selber die Erfahrung gemacht, wie heilsam so ein bißchen Hasenöl ist gegen die Dummheit."

Humor ist die eigentümliche Anlage einer Gesellschaft, in der noch nicht der brutale Grundsatz herrscht: „Zeit ist Geld", die daher noch manchmal die Muße hat, sich nachdenklich und ein wenig spöttisch selbst zu beschauen. Er ist fremd einer Kultur, die die Hast bis zum Wahnwitz und die Gewinnsucht bis zur gänzlichen Verachtung der früher geschätzten Werte treibt, die die Ruhe nicht kennt und die Süßigkeit des Lächelns verlernte. Daher findet man, so weit man dessen noch fähig ist, ein Vergnügen daran, zu erfahren, wie der Wurzelgraber den Teufel verjagt[3]), oder wie der Pfarrer von St. Kathrein mitten in der Nacht den sterbenden Knecht versehen soll. Dieser hat beim Festessen so viel verschlungen, daß er erkrankte; als aber der Pfarrer mit dem Allerheiligsten daherkommt, hackt er schon auf einer Fichte Zweige ab, und damit der Pfarrer

---

[1]) Heimgarten 1880, S. 295: „Vom Pferd auf'n Esel." Ebenda S. 481: „Wie ich zu einer Frau kam" und 1887, S. 779.

[2]) Als ich jung noch war, S. 58 ff.

[3]) Alpler, S. 271.

den weiten Weg nicht ganz umsonst gemacht habe, beichtet und kommuniziert schnell der Peterl, der ihn holen mußte[1]).

Ein grausamer Humor herrscht oft im Leben. Rosegger zeigt ihn uns, und man kann nicht unterscheiden, ob mit mehr Mitleid oder mehr Schelmerei. Der traurige, sanfte Nachtwächter Wolfgang liebt seine angenommene Tochter. Einige mißverstandene Worte lassen ihn glauben, daß seine Liebe erwidert wird. In dem Augenblick, wo er sich mit ihr versprechen will, stellt sie, die ihn auch mißverstanden hat, ihm den erwählten Bräutigam vor[2]).

Humor liegt auch in der Art, wie man die Wirklichkeit hinnimmt oder sie sich nach seinem geheimen Wunsch zurechtlegt, wie man dem ausweicht, was sie Kränkendes haben kann oder es verschleiert. Die junge Magd ist über die Keckheit des Hirten empört, der eines schönen Sommerabends die Leiter vor ihrem Fenster aufstellt. Sie beschwört ihn angstvoll, davon zu lassen, und wird von ihrem Fenster aus doch die Leiter halten, daß sie nicht umfällt; wenn er hinaufsteigt, wird sie das Fenster zumachen, aber vergessen, den Reiber vorzuschieben; wenn er hineinsteigt, wird sie mit Lärm und Hilferuf drohen und flehen, daß er leise auftrete, leise! In diesem Kampf der Scham mit dem Begehren hat man eine etwas lange, aber witzige und sicherlich unbewußte Umschreibung des ewigen „Et fugit ad salices, et se cupit ante videri“ aus der dritten Ekloge des Virgil.

Der Humor kann schließlich in den Dienst der Satire gestellt werden; doch geschieht dies selten bei Rosegger, z. B. in der Geschichte vom Bauern, den man bis zu seinem Tode für sehr reich hielt. Als er mit allen Ehren begraben war, erfuhr man, daß sein ganzer Besitz den Gläubigern gehöre und daß er selbst seinem Leben ein Ende gemacht habe. Welch unerwartete Genugtuung für die Neider! Welch gefundenes Fressen für die Zeloten! Aber was tun? Sind auf seinem erschlichenen Grabe nicht alle Gebete schon gesprochen? Sind nicht ihm zu Ehren die Glocken geläutet, der Leichenschmaus verzehrt worden? Zuerst scheint es, als ob es kein Mittel gäbe, alle diese Ehrungen des Verstorbenen rückgängig zu machen.

---

[1]) Waldheimat I, S. 312 ff.
[2]) Höhenfeuer, S. 368.

Was bringt aber Groll im Verein mit Unduldsamkeit nicht alles fertig? In Tummelberg haben sie es bewiesen[1]).

Humor finden wir übrigens in allen Werken aus Roseggers Reifezeit. Er ist der wichtigste Zug seiner Denker- und Dichterphysiognomie. Er wurzelt in seiner Art, alles Menschliche mitzufühlen und zu beurteilen, er enthält eine ganze Lebensphilosophie.

Je ursprünglicher seine Dichtung ist, um so humorvoller ist sie. Die „Abelsberger Chronik" hat trotz ihres vielversprechenden Titels verhältnismäßig wenig davon, sie ist zu literarisch, zu gekünstelt. Abelsberg ist so etwas wie Tarascon ohne Tartarin, sein Fehler ist, daß es zu viel an Abdera, Krähwinkel und Seldwyla erinnert. Rosegger hat dieser Chronik auch seinen persönlichen Stempel aufgedrückt. Das attische Salz Wielands, der selbstgefällige Ton Kotzebues, der feine Spott des Züricher Dichters waren der Ausdruck eines gewissen Hochmuts gegenüber der kleinen Stadt und ihren Bewohnern. Für Rosegger verdient Einfalt nicht verächtlich behandelt zu werden, trotz ihrer Vorurteile und Engherzigkeiten; daß er sich über ihre Einfälle lustig macht, hindert ihn nicht, sie zu lieben und achten. Und dennoch: in Krieglach, Alpel und St. Kathrein ist man mehr als in Abelsberg sein richtiger Gast.

Der Humor ist untrennbar von der Teilnahme am Schicksal auch der armseligsten Menschen und diese nicht denkbar ohne große Menschenkenntnis. Die Humoristen sind gewöhnlich auch eifrige Beobachter.

IV.

In der Tat mischen sich immer psychologische mit humoristischen Zügen in der gleichen Wahrnehmung. Wenn Rosegger in zwei Zeilen uns das Phlegma des Bauern vor Augen stellt: „Wie aus der Pfeife hat der Alte diese Geschichte gesogen und als jene verloschen, ist diese verstummt"[2]), so hat man die Skizze eines Typus, den jeder von uns hundertmal gesehen hat. Mit der behaglichen Tätigkeit des Bauern hängt auch seine langsame, umständliche, etwas schwerfällige Erzählung zusammen. Hier liegt der Schlüssel zum psycho-

[1]) Idyllen, S. 86.
[2]) Am Wanderstabe, S. 198.

logischen Impressionismus Roseggers. Der Mensch steht fühlend und handelnd vor uns, nicht bloß sein Umriß oder sein Bauernkittel. Die äußerlich sichtbare Gebärde zeigt die innere Gemütsbewegung.

Diese Art der Charakteristik will von einem Künstler gehandhabt werden, der Dichter muß aufs innigste mit der Menschenklasse vertraut sein, der seine Gestalten angehören. „Man muß," schreibt Rosegger, „den Bauer kennen lernen als Pfarrer und Lehrer, als Hausvater und Knecht, als Wirt und Krämer, als Rekrut und Landstreicher; man muß ihn sehen als Kind, Jüngling, Mann und Greis, man muß mit ihm eine Taufe und eine Hochzeit, eine Bestattung, einen Hausbau und eine Feuersbrunst durchgemacht haben, man muß ein Weihnachten, ein Ostern, eine Kirchweih mit ihm gelebt haben[1])."

Diese Kenntnis ist Roseggers Privilegium. Die Seele, die er zeichnete: „wie sie ist, die tapfere, schalkhafte, spottende, leidende, jauchzende und sündenheiße Bauernseele[2])," lebt noch in seiner Brust. Und er spricht nicht bloß ihre Sprache mit ihren Feinheiten, ihren Umschweifen und ihren Verschweigungen, sondern weiß auch Bescheid um das Geheimnis ihrer Resignation und die Glut ihres Hasses im scheinbaren Frieden der Dörfer und Weiler. Er hat sie an der Arbeit und im Unglück gesehen, diese Holzarbeiter mit „Gesichtern und Händen wie Fichtenrinde"[3]), diese Bauern, wie sein Jakob Steinreuter, die „dem Unglück stehen, wie der Tannenbaum dem Sturm"[4]); die Sennerinnen, mit ihrem hellen Lachen und ihrer Sorglosigkeit[5]), die Gemsjäger, die von Fels zu Fels springen und ihre Tollkühnheit oft mit dem Leben bezahlen[6]); die Dienstmägde, die im Dienste eines Herrn alt und abgenützt wurden, mit ihrer guten Laune sich unendlich lange bei der Arbeit frisch erhalten, und die so verschieden von den unvergeßlichen Gestalten der Resignationspoesie Theodor Storms sind.

Rosegger zeichnet nicht häufig vollständige Porträts, die

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 58.
[2]) Mein Weltleben, S. 212.
[3]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 94.
[4]) Jakob der Letzte, S. 143.
[5]) Waldheimat II, S. 221.
[6]) Waldheimat II, S. 218.

individuelle Persönlichkeit verschwindet oft hinter dem Typus, den sie vorstellen soll, er zeichnet sie in einer bestimmten Stunde und Haltung, in einer starken Gemütsbewegung. Das Gesamtbild setzt sich schließlich aus solchen Momenten zusammen oder entsteht nach einer plötzlichen Wendung mit einem einzigen Strich.

Der Herr des Reuthofes in Altenmoos wird uns nur handelnd in seiner Würde als Familienoberhaupt gezeigt, und dennoch, wie deutlich sehen wir ihn von dem Augenblick an, wo er „steif und unbehilflich aus der knienden Stellung sich erhob“[1]. Auch den Vater Adam in „Erdsegen“ schildert uns Rosegger kaum; er läßt ihn sprechen und das genügt, daß er uns in seiner Mattigkeit und seiner Verwirrung vor Augen steht. Im „Gottsucher“ leben Wahnfred, sein Weib und der junge Erlefried für uns allerdings nicht so sehr in ihrer physischen, als im Rhythmus ihrer sittlichen Persönlichkeit. Die puritanische Strenge des Vaters, die innige Hingebung der Gattin, die angeborene Anmut und unschuldige Sanftmut des Kindes werden durch ein einziges Beiwort vor unserem geistigen Auge verkörpert[2]. Manchmal, wie in der Charakteristik des Vaters Adam, ist die dargestellte Gebärde etwas trivial; aber das übersieht man; das Profil Adams zeichnet sich dagegen um so deutlicher, wie grell beleuchtet ab[3]. Wesentlich ist, daß die Einzelheit, die unser Auge sofort wahrnimmt, bezeichnend, der Situation angemessen, direkt dem Leben entnommen ist. Solcher Züge gibt es eine Menge in den kürzesten Geschichten; z. B. in der reizenden Erzählung „Zwei, die sich nicht mögen“, womit „Allerhand Leute“ eröffnet wird. Franzl und Hannerl machen nacheinander beim Pfarrer Besuche; sie lieben sich, kommen aber nicht dazu, es sich zu sagen; teils aus Rücksicht auf die Leute, teils aus scheuem Trotz, wollen sie sich einreden, daß sie einander nicht mögen. Die Linkischkeit des einen, die Schüchternheit und Zurückhaltung der anderen, die schalkhafte Güte und die Erfahrung des Pfarrers sind mit den kleinsten Einzelheiten wahrheitsgetreu der hier beinahe brutalen, dort beinahe überzarten

[1] Jakob der Letzte, S. 20.
[2] Die stille, die milde Frau.
[3] Erdsegen, S. 218.

Wirklichkeit wiedergegeben und so mit der Hauptsache verschmolzen, daß man sie davon nicht lösen kann.

Oft hält die schon ausgeführtere Skizze die Mitte zwischen einfacher Aufzeichnung und Porträt. Liegt z. B. nicht viel Schwung und Kraft in der plötzlichen Erscheinung des Wilderers? „Ein Mann huscht vorüber, eine schwarze, verwilderte Gestalt mit einer Flinte. Plötzlich steht er wie gebannt, lauert, kauert sich zu Boden und richtet den Lauf des Gewehrs in die Luft. Wie von seinem glühenden Auge entzündet, kracht der Schuß — aus den Lüften nieder stürzt der Habicht. Das Tier fällt an den Bäumen langsam von Ast zu Ast herab und bleibt endlich hängen über dem Haupte des Schützen. Der Mann klettert auf den Baum wie eine Wildkatze, faßt mit den Zähnen den toten Vogel, springt zur Erde und eilt durch Wald und Wettersturm der Hütte zu[1].“ Wie heiter ist folgende Silhouette: „Es war ein kleiner, dünnbeiniger Mann, der aber einen großen Kopf, breite Achseln, eine sehr hohe Brust und einen tüchtigen Höcker hatte. Und der Kopf war in die Schultern gebohrt, so daß sich das Männlein allemal mit dem ganzen Körper umkehren mußte, so oft es den Kopf wenden wollte[2].“

Besonders sind es aber die jungen Mädchen, die Rosegger die Gelegenheit zu schnell hingeworfenen, anmutigen, entzückenden Bildern geben. Wir erblicken sie kaum und sehen doch schon deutlich genug die plastische Schönheit der Stellung, in der das Mädchen vom Dichter überrascht wird: „Mit einer Hand klammerte es sich an der rauhen Felswand fest, mit der anderen hielt es ein kleines Tonkrüglein unter die tropfende Rinne[3].“ Unter allen Mädchengestalten prägen sich aber zwei ganz unvergeßlich unserem Gedächtnisse ein. Die eine ist die Waldlilie in den „Schriften des Waldschulmeisters“. Sie bildet eine Ausnahme, sie ist schlank und anmutig, scheu wie ein Reh; ihr ganzes Wesen atmet Unschuld und Reinheit, die alle Bosheit entwaffnet[4]. Die andere ist die Barbel aus dem „Erdsegen“. Sie ist die Seele, der gute Geist des Hauses, sein Schmuck, seine Freude, seine Hoffnung, und so voller

---

1) Buch der Novellen I, S. 4.
2) Waldheimat II, S. 321.
3) Als ich jung noch war, S. 258.
4) Schriften des Waldschulmeisters, S. 315 ff.

Jungfräulichkeit, daß sie noch nach ihrem Fall unbefleckt erscheint. Sie erinnert an Fausts Gretchen, aber in größerer Nähe, in ihrer Familie, bei der Arbeit, während einer längeren Reihe von Tagen gesehen. Nicht, daß sie sich hören ließe. Von der Zeit an, wo unsagbare Traurigkeit ihr helles Lachen erstickte, wirkt schon ihre Gegenwart allein sänftigend, ohne Worte flößt sie Mut und Glauben ein.

Rosegger hat eine große Vorliebe für solche sehr zarte, unschuldige, kindliche und dennoch wahre Naturen, wie sie nur ein Freund des einfachen Lebens und ein feiner Beobachter der Kinderwelt zeichnen kann. So erinnert Erlefried, der Sohn des Mörders Wahnfred im „Gottsucher", an Hella, das blonde Kind aus Victor Hugos „Légende des siècles". Er weiß nichts vom Entsetzen, das seine Fackel ins väterliche Haus geworfen hat; vergebens haben die Priester Trawies mit dem Banne belegt: er ist durch die Kraft seiner gläubigen Unschuld und seiner Lebensfreude im Stande der Gnade. In einem kleinen Muttergottesbild auf dem Stamm einer Buche glaubt er ein Herz schlagen zu hören und ist ganz begeistert, weil niemand da ist, ihm zu sagen, daß er nur das Bohren des Holzwurmes gehört hat. Sein Gegenstück ist die unschuldige fleißige Sela, die Tochter des „Feuerwartes". Und wiederum welch ein Gegensatz dazu das großzügige Porträt von Wahnfred selbst, streng und dunkel, wie ein Bild von Ribera. „Das Haupt, welches so sprach, hatte sich fast trotzig über den breiten Schultern aufgerichtet. Das Gesicht war blasser, zarter als die Farbe der anderen; das war keiner, der sein Antlitz viel gegen die Sonne hob. Hingegen trug er die Glut in seinen großen Augen. Die Backen bedeckte ein leichter, gekräuselter Bart, die Lippen waren rot und kräftig und redeten auch wenn sie schwiegen. Die Stirne war schmal und hoch, glatt und weiß; rückwärts am Scheitel hing das rotbraune Haar in Mähnen nieder[1])."

Geht Rosegger auf Einzelheiten näher ein und malt Miniaturen, wozu seine Feder sehr geeignet erscheint, so hält er sich bei den sonderbaren Äußerlichkeiten seiner Gestalten auf, um humoristische Wirkungen zu erzielen. „Die alte Lori trug stets ein hellbuntes, flatterndes Gewand, über und über

[1]) Gottsucher, S. 14.

voll Bänder und Spitzen, Knöpfchen und Täschchen. Auf dem dünnen langen Hals, der zwischen den zwei spitzigen Achseln hoch empor stand, saß ein kleiner Kopf und auf demselben — auch im Winter — ein großer Strohhut in Muschelgestalt, mit roten und gelben Maschen und Bändern und grellen Kunstrosen schreckbar prächtig aufgeputzt. Mitten im kleinen gelblichen Runzelgesicht saß eine Adlernase kühnster Gattung, über derselben zwei stechende Augen, deren beide Sterne so entschieden in den Nasenwinkeln steckten, daß nicht von einem ‚falschen Blick‘, sondern nur von einem höchst ehrlichen Schielen die Rede sein konnte. Die Stimme des Fräuleins war so scharf und schneidend, daß sie, Gott verzeih mir's, stets an das Krähen eines Hahnes erinnerte ... Sie hatte, wenn sie so mit ihrer großen, blumigen Armtasche durch das Dorf ging, einen hopsenden, tänzelnden Schritt, sang auch gerne ein Liedel, wozu sie mit den Fingern schnalzte[1]."

Eine ganze Menge solcher Beispiele fände man in den „Sonderlingen"[2]), Gelichter aller Art, das von der Hand in den Mund lebt. Der lange Toni, der so sehr an die sorglosen Helden von Eichendorffs Novellen erinnert; der Bettler, der von Hof zu Hof zieht und Geschichten von der Pfalzgräfin Genoveva, von Till Eulenspiegel, von den vier Haymonskindern und der schönen Melusine erzählt; der schlaue Alte richtet es so ein, daß er seine Geschichten nicht fertig erzählt und sie am nächsten Abend fortsetzen muß wie Scheherezade und dadurch seinen Aufenthalt verlängert usw. „Draußen in der durchgebildeten und abgeschliffenen Welt nennt man solche Erscheinungen große Geister; hier heißen sie Narren und Halbnarren[3])."

Um uns solche Menschen zu zeigen, bedurfte Rosegger nicht bloß des Sinnes fürs Malerische in Genrebildern à la Defregger, sondern auch des Talents zur psychologischen Studie.

V.

Er hat alle Eigenschaften des Psychologen, den scharfen Blick und die Methode des Beobachters, die Neigung, jedes

---

1) Schelm aus den Alpen II, S. 190.
2) Sonderlinge aus dem Volke der Alpen; Nixnutzig Volk; Wildlinge.
3) Schriften des Waldschulmeisters, S. 181.

seelische Erlebnis für interessant zu halten, die Liebe, die den Gemütern auf den Grund schaut und das Talent, sittliche Probleme zu behandeln, Motive und ihre Folgen zu erklären.

Wenn sein Ruf nach dieser Richtung hin nicht größer ist, so ist der Grund dafür in seiner außerordentlichen Fruchtbarkeit zu suchen, so daß sich viele seiner feinsten Stücke in der Menge verlieren. Aus seinen Porträts und Skizzen, seinen Gedankensplittern, beißenden Einfällen und schneidigen Epigrammen könnte man eine Sammlung schaffen, die allein einen Autor berühmt machen würde.

Manche Novelle in den zahlreichen Bänden könnte als Muster der rein psychologisch analytischen Gattung im Sinne Stendhals dienen. Die schmerzliche Geschichte des Pastorsohnes, den eine kaum merkliche Anomalie der Augen von den Kindern seines Alters unterscheidet, ist außerordentlich. Als der Knabe sich durch den Spott der andern — „Zwieäugl" nennen sie ihn — dessen bewußt wird, ist „seine Kindheit dahin"; als Mann versagt er sich alle erlaubten Freuden, und nach und nach auch den Verkehr mit Menschen; sein Leben ist für immer entgleist; sein Schicksal besiegelt durch das unbedachte Wort von Fremden; die Wunde der zarten Kinderseele schließt sich nie wieder[1]).

Rosegger hat eine ausgesprochene Vorliebe für Menschen, deren Leben, sei es auch zu ihrem Unglück, von einer Idee beherrscht wird. Schon daraus, daß er solche Gestalten mit größter Aufmerksamkeit durch ihr wechselreiches Leben begleitet, kann man auf seine besondere Vorliebe für Seelenmalerei schließen.

Mehr als einmal hat er eine Art von Monographie eines Idealisten geschrieben, z. B. von jenem Träumer Michel Erder, der von allen Herrschern der Welt die Nächstenliebe gesetzlich einführen lassen will und sein Leben und seine Kräfte damit verbraucht, Eingaben und Denkschriften zu verfassen, die er hohenorts (in nie gewährten Audienzen) überreichen will[2]). Oder der kindliche, großmütige Hans Johann, der Mildtätigkeit übt, wie ein Schüler Tolstois,

---

[1]) Höhenfeuer, S. 299 ff.
[2]) Schelm aus den Alpen II, S. 122.

ohne sich je durch seine Mißerfolge abschrecken zu lassen[1]). Rosegger ist vom Schicksal jener „Einsamen“ gerührt, deren ganzes Dasein ihrer gleichgültigen Umgebung ein Rätsel bleibt, weil sie ihr das wahre Gesicht verbergen. Die Helden seiner großen Romane, denen er am meisten von sich selbst gegeben hat, Andreas Erdmann, Wahnfred, der Pfarrer Wolfgang von St. Maria im Torwalde und Jakob Steinreuter, sind Menschen, in denen eine Idee lebt; was er von ihnen erzählt, ist in Wahrheit die Geschichte ihrer Seele.

Sieht man vom konkreten Inhalt des Werkes ab, an dem Andreas Erdmann arbeitet, und betrachtet nur die Folgen und die Tendenz dieser Arbeit, so will er nur dem Fortschritt dienen. Sein Tagebuch verzeichnet seine wechselnden Stimmungen. Zu Beginn erfüllt ihn eine frohe Begeisterung; Schwierigkeiten feuern ihn nur an; nach und nach kommt der Tapfere zur Überzeugung, daß seine Rolle beendet ist. Der ausführbare Teil der Aufgabe, die er sich selbst gestellt hat, ist erfüllt; der andere, auf den er mehr Wert legte, war nur ein Traum. Nun erfaßt ihn die Melancholie, und er vergleicht sich mit einem „blinden, heißhungrigen, pfadlosen Mann auf der Heide“[2]). Das Gefühl seiner teilweisen Ohnmacht gibt ihm den Eindruck von Eintönigkeit und Fruchtlosigkeit: „in meinem Leben ist kein Wettersturm und kein Sonnenschein,“ sagt er[3]). Schließlich ermattet er vor Verzweiflung, überläßt sich resigniert dem Schicksal, und sein letztes Blatt verzeichnet die Lehre: Entsagung und Ergebung! Die Ahnung war schöner als die Erfüllung; die Hoffnung strahlender als die Vollendung.

Ebenso gilt die Handlung im „Gottsucher“ der Entwicklung der Idee. Sahen wir im „Waldschulmeister“, wie sich die Idee aus dem Hirn des einzelnen Mannes auf die Gemeinschaft übertrug, die sich ihm anpassen sollte, so sieht man, wie sie hier schon in der Seele einer Gemeinschaft wirkt, übt sie hier schon eine tyrannisch treibende Gewalt aus. Die mit dem Bann belegte Gemeinde fällt um so tiefer, je mehr sie an die Wirksamkeit des Bannfluches glaubt. Bart hat sein

---

[1]) Nirnutzig Volk, S. 18.
[2]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 304.
[3]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 205.

Heim unzerstört erhalten, weil er nicht glauben kann, daß der Bannstrahl Unschuldige trifft und weil er immer so handelte, als wäre Gott in Trawies noch gegenwärtig. Die Menschen des verdammten Ortes wußten nicht, daß „der ewige Herr sich nicht geben und nicht nehmen läßt. Wer ihn haben will, der hat ihn“[1]), und sie geben sich der Sittenlosigkeit hin, weil sie sich für ewig verworfen halten. Daher kehrt die verderbte Gemeinde nach und nach zum Chaos zurück. Trawies „muß zugrunde gehen, denn es hat keinen Gott, das heißt hier, es hat kein Vorbild und kein Gesetz“[2]).

Die Idee ist eine Gewalt, ob sie einen einzelnen oder ein großes Ganze beherrscht; die Leidenschaft ist eine zweite. Wie sie von einer Seele Besitz ergreift, sie beherrscht, dem Wandel ihrer Stimmungen folgt: das malt unser Psychologe sorgsamst aus. Ebenso in der feurigen Erzählung „Maigewitter“. In dieser „Studie“ zeichnet er den überschäumenden Zorn eines Frauenherzens, als es sich verraten glaubt: „Zu diesen großen runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht[3]).“ Es ist der leidenschaftliche Ausdruck eines so heftigen Unwillens, daß er alles Mitleid in der Verliebten getötet zu haben scheint. Statt sie zu rühren, rufen der physische und moralische Schmerz des Geliebten nur ihren Spott hervor; man möchte schwören, daß, wenn er jetzt stürbe, sie mehr zürnen als trauern würde; allein die durch die harten Worte geschlagene Wunde blutet; die Wut tobt sich aus, die Erzürnte wird ruhiger, mit der Kaltblütigkeit kommt die Überlegung, schafft Raum für das Mitleid und dieses ruft die Liebe zurück und ist zu jedem Opfer bereit. Das beleidigte Weib, das zu strafen und zu fluchen gekommen, kehrt mit verdoppelter Liebe heim.

Anderwärts zeichnet und analysiert Rosegger eine augenblickliche, beinahe undefinierbare Stimmung in zarten Farben. So z. B. das physische Behagen und die sittliche Wiedergeburt eines Genesenden. „Sie hat ihn gewartet und gepflegt voll Geduld und Herzensmut, bis er endlich in den Tagen der Maien wieder gesessen ist vor der Hütte, in einer fast süßen

[1]) Gottsucher, S. 326.
[2]) Gottsucher, S. 390.
[3]) Sonnenschein, S. 72 ff.

Kraftlosigkeit die laue Luft des Waldes hat getrunken und in seinem Herzen unermeßlich selig ist gewesen[1]." Oder der „durchbohrende Blick, die zärtliche Gebärde", mit der ein Mann, dessen Tage gezählt sind, die Burschen und Dirndln anschaut: „Gespräche suchte er mit ihnen anzuknüpfen, aber die jungen Leute haben mit den alten nicht viel zu reden, sie gingen bald vorüber, und er blickte ihnen nach[2]." Von derselben Art ist sein Verständnis für Gespräche von Kindern, mit ihrer Sprunghaftigkeit, Naivität, tiefen Logik, die von keiner Unehrlichkeit abgelenkt wird. Wie genau kennt er die Regungen des schnell geschreckten Kinderherzens, so gut, daß man meinen könnte, er teile sie. Mit einer Genauigkeit, der man die Arbeit nicht anmerkt, gibt er die Ursprünglichkeit und Einfalt ihrer Sprache, ihre nie zufriedengestellt Neugier, ihr staunendes Entzücken wieder[3].

An solchen Einzelheiten erkennt man den geborenen und berufenen Psychologen. Mit lächelndem Scharfblick geht er vom Einfachsten zum Unerwartetsten, zum Seltensten über. Er entwirrt gerne Gerichtsfälle, stellt juristischen Schwierigkeiten Lösungen des gesunden Menschenverstandes entgegen. Seine Kenntnisse bereichert er auf Wanderungen und Reisen gerne dadurch, daß er Gespräche mit Fremden anknüpft und besucht sogar Gefängnisse und Irrenhäuser, die schiffbrüchige Menschen beherbergen[4]. Man weiß nicht, was ihn mehr lockte: sein glühender Wissensdurst oder der heiße Wunsch, aufzuklären, zu trösten, zu lehren.

VI.

Wenn Rosegger leidenschaftlich gern erzählt, so belehrt er auch mit nicht weniger Passion. Sieht man genauer zu, so findet man in allen seinen Werken einen didaktischen Hintergedanken.

Die Erzählung an sich beweist eine sittliche oder soziale Wahrheit, aber man weiß nicht, ob er bloß erzählen oder auch belehren wollte, wie z. B. in der traurigen Geschichte

[1] Als ich jung noch war, S. 201.
[2] Als ich jung noch war, S. 233.
[3] S. das ganze „Buch von den Kleinen".
[4] Sonnenschein, S. 277 ff. Schelm aus den Alpen II, S. 288.

des Bauers, der sich weigert, Steuern zu zahlen[1]). Wollte er in allgemein verständlicher Form darlegen, warum alle Staatsbürger ihren Teil zu den gemeinsamen Lasten beitragen müssen, wie sie auch am Nutzen aller teilnehmen, oder wollte er nur eine absonderliche Art von Starrsinn zeigen? Das wissen wir nicht, so groß ist sein Takt in der Belehrung.

Die Lehre löst sich ganz und gar in der erzählten Handlung auf. Anstatt Predigten erhalten wir Beispiele, anstatt Ermahnungen handelnde Personen. Wie in den eigentlich volkstümlichen Fabeln ist die Handlung im Kerne didaktisch. Zumeist verbirgt er seine belehrende Absicht nicht, da die Moral der Geschichte in den Tatsachen selbst enthalten ist. Hat die Dorfgeschichte vom „Hinterschöpp"[2]) nur novellistisches Interesse, oder will sie zeigen, daß lange Umtriebe Spitzbuben nicht vor Beschämung retten, und daß sie sehr selten nicht in die Grube fallen, die sie anderen gegraben haben? Sicher ist, daß die Erzählung an sich fesselt; die Moral zieht der Leser von selbst.

Die Geschichte vom Grabentickel[3]) wirkt auf den Leser wie die von Johann, dem munteren Seifensieder, oder wie eine Homilie über die Eitelkeit des Reichtums. Die ersparten, unter dem Dach versteckten Taler rauben dem Grabentickel alle Ruhe, die er erst wieder findet, als sein Weib sie vergräbt, um sie nur im Notfalle herauszunehmen, und ihm einredet, daß sie gestohlen seien. Nun arbeitet er viel fröhlicher und genießt sein Leben!

Ausführlicher, malerischer und künstlerisch vollkommener in dieser Art, ist die Erzählung „Als ich auf den Taschenfeitel wartete"[4]). Peterl ist zehn Jahre alt, als ihm einer seiner Vettern zum Namenstag einen Taschenfeitel obenhin verspricht. Wir erhalten eine reizende Schilderung des heißersehnten Festtages; der kleine Junge wird gehätschelt, von Mutter und Geschwistern, Verwandten und Freunden mit Aufmerksamkeiten und Geschenken überschüttet. Er wird durch viel wertvolleres überrascht, beachtet es aber kaum, weil

[1]) Sonderlinge, S. 212 ff.
[2]) Buch der Novellen II, S. 293 ff.
[3]) Meine Ferien, S. 21 ff.
[4]) Als ich jung noch war, S. 120 ff. Der Taschenfeitel ist ein einklingiges Taschenmesser mit einem rohen, zuweilen buntbemalten Griff.

er auf das Messer wartet. Gegen Abend erscheint endlich der ersehnte Vetter, aber nur zufällig, denn er hat weder an den Namenstag, noch an den versprochenen Taschenfeitel gedacht. Und Peterl? „Ich bin in meinem Leben selten so traurig gewesen, als an jenem Namenstagabend. Sachen von zehnfacher Güte und Schöne hatte ich bekommen, sie machten mir kein Vergnügen, denn sie waren nicht erwartet worden ...“

Wer versteht nicht den Sinn dieser kleinen Geschichte im Stile Benjamin Franklins? Hier fand es Rosegger für gut, wie ein Fabeldichter im Stile La Fontaines am Schluß die Lehre kurz zu formulieren: „So geht es oft auf dieser Welt, auch das wohlwollendste, aus allen Füllhörnern Gaben streuende Glück kann enttäuschen, wenn es blind ist. Nicht darauf kommt es an, daß man ein argloses Menschenkind mit Schätzen überhäuft, als vielmehr einzig nur darauf, daß man seinen oft recht bescheidenen Wunsch erfüllt.“

Rosegger schließt seine Erzählung gerne mit einer Pointe oder einem witzigen Einfall, der die Moral des Inhalts verdichtet zusammenfaßt und das eben vernommene hell, oft überraschend beleuchtet.

Vielleicht hätten wir wirklich nicht auf die Anwendung geachtet, zu der uns der Erzähler am Schlusse auffordert. Er erzählt uns z. B. Reiseeindrücke aus Kärnten. Eines Tages setzte er im Boot eines alten Fischers über den See, der fest überzeugt ist, daß er den Schatz aus der Ruine Landskron heben wird, weil er die nötigen Bedingungen dazu erfüllt zu haben glaubt. Er hat sich schmerzliche Opfer auferlegt und zwei Seelen aus dem Fegefeuer erlöst, deren Fürbitte seinen Erfolg verbürgen werden. Sein Zuhörer geht auf den Plan des armen Narren ein und begleitet ihn zum Gemäuer, an dessen Fuß der Schatz vergraben sein soll. Der Alte gräbt und gräbt und findet schließlich — den toten Hund des Nachbarn. Blaß wie die Mauer verschwindet der Alte. „Der erlöst sicher noch ein paar Dutzend armer Seelen, bis er den vergrabenen Schatz der ewigen Ruhe gefunden hat[1].“

Ebenso fesselt uns die Erzählung „Durch“, die aufregende Wanderung in einer gefährlichen Schlucht und unter einem Gletscher hindurch auch ohne didaktische Erwägungen. Sie ist

[1]) Sonderlinge, S. 123 ff.

dramatisch, ängstlich folgen wir dem kühnen Unternehmen. Aber es kommt der Augenblick, wo der Erzähler durch einen einzigen Zwischensatz aus der Tat die Lehre von der Energie zieht. „Mancher Mensch hat, vergleichsweise, eine ganz schöne handebene Lebensstraßen, aber einmal kommt die Stelle, wo er durch muß. Bleibt er stehen oder kehrt er gar um, so ist's gefehlt. Durch muß er, und wenn er schon sonst gar nichts davon hat, so ist er nachher wenigstens durch, und das ist auch was, das macht den Menschen herzfrisch[1]."

Dann wieder greift Rosegger zur Parabel. Ein Bursche steigt auf den steilen, kahlen Felsen, um von dessen Gipfel das Kraut zu holen, das seinen Vater vom Tode erretten soll. Schwindel erfaßt ihn, er stürzt in den Abgrund und hält in seiner Hand noch ein Büschel vom wundertätigen Kraut. „Der Alte hatte Tränen gelacht und dann von dem Kräutlein etliche Blätter an die Lippen geführt. Und wisset, daß er wieder gesund worden ist!" — Er fand Trost im Bewußtsein, ein gutes Kind gehabt zu haben[2].

Eine sittliche Wahrheit in allegorischer Form, dies ist das Wesen des Märchens, in seiner Konzeption ist es tief, gnomisch und didaktisch; seine Welt ist unwirklich, wie seine Personen, wir sind im Reiche der Feen und Zwerge. Hält man sich nur an den Inhalt, so möchte man meinen, es sei nur für die kindlich gläubige Phantasie geschaffen; es gewinnt sie ja auch sofort. Sieht man aber genauer zu, so entdeckt man unter dem naiven Symbolismus, der die dunklen Beziehungen zwischen Natur und Menschheit darstellt, ewige Grundwahrheiten.

Rosegger konnte sich natürlich nicht ganz der Märchenpoesie enthalten. Schon frühzeitig liebte er sie. „Wenn ich auf der Hochweide die Schafe hütete und am Himmel schwere Gewitter aufstiegen, sah ich in goldenen Wolken den Saum ihres Kleides," schrieb er von der Mutter Gottes. „Und wo durch die Lücke des Gewölkes noch schräg das ätherische Band eines Sonnenstrahls niederging, da war es für mich nichts anderes, als der Gnadenstrahl unserer lieben Frau[3]."

---

1) Idyllen, S. 197 ff.
2) Sonntagsruhe, S. 266.
3) Mein Himmelreich, S. 138.

Von jeder Märchenart hat er wenigstens eines geschrieben: in Andersenscher Manier die Geschichte „Vom Hückerle, das nicht geboren werden wollte“[1]), oder „Das Mädchen unter dem Fichtenbaum“[2]); im Stile der Fouquéschen Rittergeschichten mit schlanken Pagen und züchtigen Nonnen: „Das Leben siegt“[3]), „Die Königssucher“[4]) und im symbolistischen Stile das Märchen „Der Hagenstab“[5]). Auffallend ist es aber, daß er keine oder fast keine eigentlichen Märchen geschrieben hat, in denen das Unwirkliche und die Legende die Hauptrolle spielen. Niemand steht Arnim und Brentano ferner, als Rosegger. Er ist viel zu sehr Realist, um an der Romantik Freude zu haben, und es mischt sich in seiner Natur eine viel zu große Dosis der Elemente, die man (mit allem Vorbehalt) gallischen Geist und — Geist ohne jedes Beiwort — Esprit nennen kann.

Wenn man sich nämlich fragt, welche persönlichste Neigung ihm bei seiner didaktischen Arbeit hilft, kann man unmöglich verkennen, daß es dieser Esprit ist; nicht bloß der Erzähler, auch der Essayist, der unbeugsame Sittenlehrer, den besonders die Leser des Heimgarten kennen, hat seinen wichtigen Anteil daran.

Man kennt Rosegger nicht ganz, wenn man ihn nicht als „Heimgärtner“ kennt. Als solcher wendet er sich an ein ihm anhängliches Publikum, plaudert mit der Feder in der Hand, stellt ethische oder ästhetische Prinzipienfragen auf und trachtet sie zu beantworten. Einmal hält er es nicht für überflüßig, den Sinn gewisser Formen des geselligen Verkehrs zu untersuchen, wie den Gruß; ein andermal behandelt er die Frage: „Ob wir an unseren Grundsätzen und Meinungen unter allen Umständen festhalten sollen[6])?“ Er analysiert den Wert gewisser Tugenden, wie Wohlwollen und Mitleid, oder Gemütsstimmungen, wie Haß und Stolz. Seine größte Sorge ist die, seinen Stoff klar darzulegen, den Leser dahin zu bringen, das Besprochene selbst durchzudenken. In solchen

[1]) Allerlei Menschliches, S. 335
[2]) Hoch vom Dachstein, S. 381.
[3]) Buch der Novellen I, S. 364.
[4]) bei Krabbe, Stuttgart.
[5]) Waldvogel, S. 394.
[6]) Allerlei Menschliches, S. 209.

Aufsätzen ist er immer klar, einfach und präzis. Rosegger ist ein vorzüglicher Lehrer, ohne die geringste Pedanterie. Er hat immer eine sinnreiche Art, eine Wahrheit unter Gesichtspunkten darzustellen, die gewöhnlich außer Acht gelassen werden. Sein gewöhnlicher Maßstab ist der gesunde Menschenverstand und dann aber unterhält ihn das Spiel der Gedanken mitunter so sehr, daß er es bis zur Paradoxie treiben kann.

Er verändert seine Formen, aber welche er auch wählt, so ist der vorherrschende Eindruck doch der der Natürlichkeit, des Kontakts mit dem Leben und mit dem durchschnittlichen Verständnis der Menschen, an die er sich wendet. Spricht er über die ihm aus eigener Erfahrung vertraute Frage, z. B. vom Nutzen des Krankseins, so geschieht es mit heiterer Klarheit, frei von der mystischen Verzückung eines Pascal; sein Stoizismus ist immer guter Laune[1]).

In dieser Art hat er Stücke geschrieben, die in der deutschen Literatur durch ihre zwanglose, leichte, zugleich kräftige und klare Art, einen Stoff einzuleiten und zu behandeln, nicht ihresgleichen finden, eher an die französischen Essayisten und Moralisten denken lassen. Er führt uns z. B. mitten in einen Kreis plaudernder Menschen; die Unterhaltung ist im besten Gange: plötzlich wirft einer eine lebhafte, scheinbar paradoxe Frage auf; man bestaunt, man bekämpft sie; dann unterstützt und beweist der Hauptredner seine Behauptung durch eine dem Leben abgelauschte Geschichte[2]).

Wie jeder geborener Sittenschilderer gebraucht Rosegger gelegentlich gerne die sokratische Methode. Wiederholt hat er sich das Vergnügen gemacht, zwei erfundene Personen oder zwei berühmte Tote einander gegenüberzustellen und ihnen eine Frage zur Enscheidung vorzulegen. Der eine vertritt, wie man leicht merkt, die Meinung des Dichters, aber dieser hütet sich, ihm den Sieg leicht zu machen und das Licht des anderen unter den Scheffel zu stellen. Er ist viel zu kritisch und liebt die Ideen viel zu sehr, um sich nicht am Kampf der Argumente zu erfreuen. Er versteht es, mit unterdrückter Ironie vom Gegner eine Reihe von Zugeständnissen zu erlangen, denen er

---

1) Sünderglöckel, S. 381 ff.
2) Geschichtenbuch des Wanderers II, S. 211.

sich nicht entziehen kann und die seine allmähliche Zustimmung zur Wahrheit, die zu beweisen war, bedeuten. Aus den unvorsichtigen Behauptungen seines Gegners entnimmt er, als geschickter Fechter, den immer deutlicheren Beweis von dessen Niederlage[1]).

Rosegger besitzt nämlich in hohem Grade jenes Konversationstalent, das Frau von Staël für das Privilegium und den Schmuck des französischen Geistes erklärte, das Talent zum einfach munteren Dialog, den Geistesblitz und geistreichen Einfall, den man bei romanischen Schriftstellern anerkanntermaßen öfters findet, als bei den Germanen, die sich meist in sich selbst zurückziehen, von Natur weniger aus sich herauszugehen geneigt sind. Sogar der Tadel klingt in dieser Form der guten Lebensart geistreich, heiter und artet nicht in Sarkasmus aus; in der Debatte flimmern und glitzern die Gedanken in tausend Nuancen und Facetten.

Soll aber die Lehre eindringlicher vorgebracht werden, so hat der Moralist andere Hilfsmittel, wird zum Pamphletisten. Ein Aufsatz beginnt mit einer harmlosen Einleitung über einen gewöhnlichen Stoff oder mit einer kurzen Anekdote, einer persönlichen Erinnerung, dann geht er plötzlich zur Satire über und der Pfeil sitzt, ebenso scharf wie irgend einer von La Bruyère[2]).

Er hat solche satirisch-humoristische Einfälle auch in seinen Erzählungen. So z. B. wenn er sich fragt, ob er den einen von den vier Verehrern der reichen Frau des Hauses, der mit kriecherischer Dienstfertigkeit immerfort Witze reißt, zu den Lakaien oder zu den Hofnarren rechnen soll; oder wenn er ein andermal bemerkt, daß man in gewissen Kreisen den eingeladenen Dichter zu den Kuriositäten rechnet, mit denen man die Wohnung aufputzt, zu den exotischen Pflanzen, Tigerfellen und seltenen Vögeln[3]).

Ein so ausgesprochenes Interesse, wie es Rosegger für sittliche Fragen und soziale Reformen hat, ist ohne Satire nicht denkbar. Sie stammt aus dem Wunsche, die Quietisten auf-

---

[1]) Heimgarten, Juni 1889, S. 701: Bismarck der Alleinzige; Geschichtenbuch des Wanderers II, S. 225 usw.

[2]) Vgl. Sünderglöckel, S. 131 ff.

[3]) Vgl. Alpengeschichten, S. 83.

zurütteln, die Verblendeten aufzuklären; sie drückt die heftige Erschütterung eines Geistes aus, der die Dringlichkeit der Aufgaben erkennt und seiner Überzeugung neue Anhänger gewinnen will. Oft ist sie in irgend eine ergreifende oder humoristische Erzählung eingeschlossen; da läßt der Erzähler das Leben selbst ohne Phrase, mit einfacher, bitterer, lichtvoller Beredsamkeit sprechen. Der Verfasser von Crainquebille hat in seiner schon klassischen Erzählung mit keiner kälteren Ironie die Sorglosigkeit gezeigt, mit der die Gesellschaft noch vor wenig Jahrzehnten einen Justizirrtum betrachtete, als Rosegger in der Geschichte vom Keuchen-Ferdl[1]). Dieser wurde wegen eines Mordes zu zwanzig Jahren Zuchthaus unschuldig verurteilt, hat sie bis zu Ende abgesessen, und erst nach seiner Freilassung wurde der wahre Schuldige entdeckt. Alle seine Hoffnungen sind vernichtet, jeder Versuch, Arbeit zu erhalten, scheitert, denn niemand will den entlassenen Sträfling in Dienst nehmen; Ferdl ist gezwungen, an der Kirchentür zu betteln; deswegen wird er angehalten und muß sich vor Gericht verantworten. Aber diesmal ist das Gericht milde, sein hohes Alter, die Umstände lassen Strenge ihm gegenüber nicht am Platze erscheinen. Der Richter spricht ihn frei und fügt hinzu: „Ferdinand Seimer, Sie können nach Hause gehen.“ Da blickte der Alte mit einer komischen Verblüffung um sich: „Nach Hause?“

Aus den Büchern, in denen Rosegger als Pamphletist erscheint, merkt man bald, daß seine Satire Sünde, soziale Not, Mißbräuche und Lächerlichkeiten angreift, nie aber Einzelne, und daß die Ideen vom sittlichen Fortschritt ihm allein am Herzen liegen. Daher seine Beredsamkeit.

In den „Bergpredigten“, den „Volksreden“, sowie im „Sünderglöckel“ sieht man das Talent des Polemikers besonders an der Arbeit. Die „Bergpredigten“ gleichen trotz ihres Titels viel eher Pamphleten des Paul Louis Courier oder des Vicomte von Cormenin, als den barmherzigen Laienpredigten Charles Secrétans. Obgleich sich Rosegger beleidigender Anzüglichkeiten enthält, ist er doch voll gesunden Humors. Er wendet sich an Menschen ohne Unterschied und ohne Epitheton, um sie ohne Rücksicht auf sich selbst, ohne

[1]) Sonnenschein, S. 223.

Groll noch Haß — und ohne Furcht für irgend eine Frage zu interessieren. Denn er ist tapfer; er fürchtet sich nicht, seine ganze Person in die vorderste Reihe zu stellen, und wie wir gesehen haben, die Menge gegen sich zu sammeln, „eine Schar von Feinden, die wie Feuer das Eisen, den Mut zum Leben und Wirken stählen[1]).“

Er versteht juristische Spitzfindigkeiten, er diskutiert Rechtsfragen mit Leidenschaft und ist entzückt, wenn das Recht ohne andere Argumente als die des gesunden Menschenverstandes den Sieg davonträgt[2]).

Nach den Zeloten bindet er am liebsten mit den Pedanten an. Ihr charakteristisches Merkmal ist, nach seiner Meinung, die Beschränktheit, mit der sie hartnäckig Nebensächliches zur Hauptsache machen, und da muß man ihn sehen, wie er kräftige Hiebe austeilt, wenn nötig auch mit Wucherzinsen. Zu dieser Reihe gehören Blätter von hinreißendem Feuer. Irgendwo hat jemand in einem Artikel bestritten, daß das Leben der Bauern Stoff eines echt literarischen Werkes sein könne. Rosegger hebt den Handschuh auf und ruft: „... Goethe hat seine lieblichste, Schiller seine herrlichste Dichtung bei den Bauern spielen lassen. — Nun wissen wir es besser, der Bankier auf der Börse, der Leutnant am Billard oder an der Kredenz der Kassierin, der gelehrte Stubenhocker, die fürstliche Ehebrecherin, der gräfliche Intrigant, das sind poesiefähige Leute. Aber Andreas Hofer ist es nicht. Die frischen Burschen und Dirnen, die sich vor lauter Lebensfreude kein Ende wissen; der Bauer mit den eisenstarren Rechtsbegriffen ist nicht poesiefähig. Der äußerlich wilde, innerlich gemütstiefe Waldmensch, welcher mit sich allein den Kampf zu ringen hat, der draußen die Welt bewegt; der als Soldat in der Fremde vor Heimweh vergehende Alpenjunge; die bis in ihr hohes Alter zum Vorteile anderer ununterbrochen arbeitende und geplagte, aber innerlich zufriedene und humorvolle Magd ist nicht poesiefähig. Der arme Dorfpfarrer, der bescheidene Schulmeister, die der Menschheit höchste Güter für ihre Gemeinde hüten und austeilen, haben mit Poesie nichts zu schaffen. Die ländliche Liebe ist nicht poetisch, ‚weil ihr Hori-

[1]) Heimgarten, 1886, S. 949.
[2]) Bergpredigten, S. 80 ff.

zont zu klein ist'. Des Landsvolks Vereinigung mit der Natur, sein stilles Walten in derselben, sein Leben und Beben unter ihren Gewalten ist nichts; sein Glauben, Zweifeln und Wiederaufrichten in der Religion, der rasende Aufschrei des Verzweifelten in Waldesnacht ist nichts, weil die psychologischen Probleme fehlen." Und weiter: „Wir sitzen noch auf dem alten Schimmel, den die Literaturprofessoren geritten zur Zeit, als der Ritter und die Köhlerin, die Räubermühle, die Zauberliese usw. die Dorfgeschichte bevölkerten. Wir wissen nichts davon, daß dem modernen Erzähler für den Salonroman wie für die Dorfgeschichte der gleiche Grundsatz gilt, daß nicht das Häufen packender Tatsachen, effektvoller Ereignisse die Hauptsache sei, sondern die Darstellung der psychologischen Zustände, deren Entwicklung aus innerer Notwendigkeit, das organische Heranwachsen der Geschehnisse, des Segens, der Schuld und des Unheils aus der Artung der handelnden Personen[1])."

Hinter dieser höhnenden Kampflust ahnt man aber die festen Grundsätze eines Schriftstellers, der über die Mittel und die Würde seiner Kunst nachgedacht hat, und diese Zeilen, die vor scharfer Ironie beben und dennoch so fein und gerecht abgewogen sind, zeigen außerdem noch den Wert seiner Prosa.

VII.

Sie ist vorzüglich die eines klaren Geistes und eines Realisten; sie ist lichtvoll. Rosegger stammt, was den Stil betrifft, von Lessing ab. Seine Sätze sind nie verwickelt, noch von Nebensätzen beschwert, sie sind analytisch und logisch, von beinahe romanischem Bau. Sie drängen sich nicht unziemlich aufeinander unter dem Vorwande der Fülle; die Gedanken werden in guter Folge dargestellt und drängen einander nicht.

„Zu Schwulst und Phrase," schreibt Rosegger, „mögen hohle Köpfe ihre Zuflucht nehmen, bei denen die Schale klingen muß, weil der Kern fehlt. Alle Schönheit der Sprache liegt im Einfachen, Klaren und Gefälligen. Der den gewaltigsten und

---

[1]) Geschichtenbuch des Wanderers I, S. 11 ff. Vgl. Volksreden, S. 158 ff. Dies sind die beinahe wörtlich wiedergegebenen Hauptabschnitte eines Aufsatzes aus dem Heimgarten (1883, S. 872) mit Malser unterzeichnet, der Hamerling so gut gefallen hatte. (Brief vom 27. September 1883.)

tiefsinnigsten Gedanken am einfachsten und klarsten auszudrücken vermag, wäre nach meinem Geschmack der größte Denker und der größte Dichter.“ Er lehnt allen angeblichen Aufputz ab, der doch nur Überladung und rhetorische Wucherung bedeutet und den Sinn der Rede verdunkelt. Er bekämpft das pedantische Kanzleideutsch; alles was man Sprachverderbnis nennt, hat seinen Ursprung in schlechtem Geschmack[1]).

Schlichtheit des Ausdrucks schätzt er als ein Merkmal von geistiger Verläßlichkeit und Würde. Im Mißbrauch übertriebener Eigenschaftswörter und überflüssiger Superlative, deren sich, nach seiner Meinung, insbesondere die Wiener Umgangssprache schuldig macht, sieht er ein Zeichen von Geschmacklosigkeit und Banalität. „Der Superlativ ist die Schule der Skepsis[2]).“

Seinem Stile eigentümlich sind außer der Schlagkraft und Klarheit, noch Lebhaftigkeit, ausdrucksvolle Beweglichkeit, Munterkeit, ungewöhnlicher Wortreichtum, Geist, und andrerseits Vertraulichkeit und Seele. Der Autodidakt in ihm ist unvergleichlich weniger erkennbar, als zum Beispiel in Gottfried Keller; er hat viel mehr Ungezwungenheit und Natürlichkeit als der Schweizer Dichter. Seine Klarheit verrät nie die Mühe.

Wenn ihn der Stoff dazu anregt, gibt er seiner Sprache eine vortreffliche archaistische Färbung, indem er annimmt, aus alten Chroniken oder „vergilbten Blättern eines Manuskriptes“ geschöpft zu haben, und beinahe möchte man es ihm glauben. Die genaue Kenntnis des Volksliedes, das in Wortschatz und Syntax meist veraltet ist, in seiner Jugend die fleißige Lektüre der Märchen und Sagen, der alten Volkskalender haben ihn mit den altertümlichen Redensarten vertraut gemacht, die gewissen Erzählungen und Bildern die entsprechende Färbung geben.

Vorzüglich aber beeinflußt seine genaue Kenntnis des heimischen Dialektes, wenn schon nicht den Bau, so doch die Farbe seiner hochdeutschen Prosa. Wir dürfen nicht vergessen, daß er sein erstes Instrument war, und er es sowohl mit angeborenem, als auch durch Studium vertieftem Verständnis

[1]) Sünderglöckel, S. 311 ff.

[2]) Diesem Punkt hat er in den „Bergpredigten“ einen ganzen Abschnitt gewidmet: Von unserer Übertreibungssucht und dem Wortheldentum, S. 145 ff.

handhabte. Seine Verse und Geschichten in steirischer Mundart waren seine dichterischen Anfänge, in denen er die Feder gewissenhaft geübt hatte.

Der Dialekt ist manchmal grobkörnig und eignet sich trefflich für Hinterhältigkeiten und Schalkheiten im Geschmacke Abrahams a Sancta Clara und Hans Sachs, im täglichen Verkehr bietet er die Möglichkeit, offen und ohne Umschweife zu reden. Die Schriftsprache ist dagegen arm und gezwungen; sie tut gar stolz; weder kann noch will sie alles ausdrücken. Der Dialekt hat etwas vom Unvollendeten, vom ewigen Werden der Natur und des Lebens, er läßt der Individualität freien Spielraum, da er keine Regeln kennt, nur den Sprachgebrauch[1]). Er ist weniger steif als die Schriftsprache, hat weniger Schärfe, mehr Nuancen und eine reichere Lautbildung, Farbigkeit, sowie größere Naivität. Daher charakterisiert jeder Dialekt so gut den Stamm, der ihn spricht[2]).

„Deutsche Schriftsteller, die es nicht verschmähen, durch sie aufgefundene, wohlverstandene Mundartausdrücke und volkstümliche Wendungen in die deutsche Sprache einzufügen, führen dieser frisches Erdreich zu. Eine Sprache bleibt nur so lange lebendig und entwicklungsfähig, als sie von den immerfort aufwuchernden Volksmundarten befruchtet wird[3]).“ Daher stammen jene Austriazismen, über die Hamerlings ängstlicher Purismus sich aufhielt[4]), und jene lebendigen Konstruktionen, die dem Bedürfnis des Erzählers so gut entsprechen, dagegen mitunter veraltet sind, jene kühnen Inversionen, die ihm kurzsichtige Kritiker so sehr vorgeworfen haben und die er ihnen gleichwohl niemals geopfert hat.

Er ergötzt sich an humoristischen Wortverbindungen, liebt malerische Metaphern, spricht von einer Wiese, die Wasser trinkt „mit Millionen von kleinen Mäulern“[5]). So wie er seinen Wortschatz dem großen Sprachschöpfer Volk entnimmt und mit Montaigne der Meinung ist, „wo der Franzose nicht

[1]) Meine Ferien, S. 185. Vgl. Mein Weltleben, S. 199. Heimgarten, Jan. 1907, S. 312. Spaziergänge in der Heimat, S. 215.

[2]) Der steirische Dialekt hat besonders klangvolle Vokale. Die zu Roseggers Kinderzeit in Alpel gesprochene Mundart hieß die vom Jackelland. (St. Jakobsland.)

[3]) Sünderglöckel, S. 317.

[4]) Persönliche Erinnerungen an Rob. Hamerling, S. 99.

[5]) Erdsegen, S. 131.

hin kann, kann der Gaskogner hin", so freut er sich auch an naiven Wendungen, wie sie der Bauer bei Neuerungen liebt, die ihm nur dann verständlich werden, wenn er sie mit altgewohnten Dingen vergleicht[1]). Es versteht sich von selbst, daß sie oft dem Leben des Bauernhauses entnommen sind. „So, als wie ein geköpfter Haushahn noch eine Weile herumflattert, ehe er niederstürzt, so taumelte der Gotthardswirt aus dem Kreise der höhnenden Männer[2])." Oft entlehnt er seine Vergleiche auch den Naturschauspielen der Alpenwelt. Ein Schmerz ist „sachte vergangen, wie weißer Alpenschnee im Hochsommer"[3]). Eine Enthüllung stört die Ruhe des Mannes, „wie eine plötzlich losbrechende Schnee- und Eislawine den jungsprossenden Wald vernichtet"[4]).

Einer der ständigsten Vorzüge dieses Stiles ist das Malerische. Er geht mit Vorliebe vom Konkreten, statt vom Abstrakten aus. Zwei Liebende umschlingen sich, „als wäre jedes von ihnen das Untergehende und klammerte sich an das andere zur Rettung"[5]). Das Mädchen hat „große, milde, schöne Augen, in die jetzt der Knabe wie auf zwei blaue Scheiben die Pfeile seiner glühenden Blicke schoß"[6]). Ein Kind hüpft, als hätte es „Fangballen unter den Füßen"[7]). Die Augen eines Stromers „waren gerade wie zwei graue Spiritusflämmlein, in die ein unsteter Luftzug bläst"[8]).

Er gibt die Herbigkeit der Volkssprache wieder, weil er bemüht ist, die vielseitige, spöttische, leidenschaftliche Seele des Volkes kräftig und wahr festzuhalten. Daher kümmert er sich nicht um Empfindelei und Verzärtelung, noch um Prüderie, die nur auf Kosten der Wahrheit möglich sind.

Von welcher Unmittelbarkeit aber ist seine Sprache durch die Offenheit oder, wenn man will, Derbheit, wenn er uns z. B. in die Schule von Krieglach führt, wo es „nach Kindern roch"[9]).

---

[1]) Vgl. Wildlinge, S. 91.
[2]) Dorfsünden, S. 334.
[3]) Erdsegen, S. 208.
[4]) Buch der Novellen III, S. 90.
[5]) Allerhand Leute, S. 277.
[6]) Neue Waldgeschichten, S. 260.
[7]) Allerhand Leute, S. 441.
[8]) Allerhand Leute, S. 328.
[9]) Als ich jung noch war, S. 133.

Als Peterl in dunkler Winternacht in die Hütte des sterbenden Meisensepp kommt, um die Homilien des Pater Cochem vorzulesen, setzt er sich „auf denselben Fleck, den der geistliche Herr noch hatte warm gemacht“[1]), nachdem er dem Kranken die heiligen Sakramente gereicht hatte. Bei der Erzählung seines Aufenthaltes beim alten Zaunreuter gibt er von seinem Nachtlager mit dem Halter eine so derbe Schilderung, daß sie auch Zola gefallen hätte, und die weniger abstößt, als ergreift und belehrt[2]). Gern liest man auch seine genauen Angaben, wie das Kind ein Geldstück lange in der Hand hält, wovon es feucht und warm wird; die harten Falten des Rupfenhemdes auf der Brust der Sennin[3]); die „Eiszapfen, die niedertröpfeln“ in der warmen Stube vom Barte des Knechtes, der den Buben abholen soll[4]). Er zeigt uns, wie der Hirt auf dem Rücken liegt und morgens sein Frühstück aus dem Euter der Kühe trinkt[5]). Und wenn man ein vollständiges, mit Humor gewürztes, vollendet realistisches Miniatur-Genrebild sehen will, so lese man im „Erdsegen“ das Kapitel, wo die Schuster auf die Ster kommen: „Ihrer drei, der Meister mit der großen Glatze, der Geselle mit dem pechschwarzen Haarschopf und der Lehrjung mit dem fuchsroten Skalp[6])“ usw. Oder will man Zeuge von entfesselter Grausamkeit sein, so lese man in Christvesper[7]) die Greuel des Judengemetzels. Welche Kraft, welche Beredsamkeit, welche Knappheit des Ausdruckes, der nichts verschleiern will.

Wenn Rosegger sich besonders im Malerischen hervortut, wenn er in einem seiner letzten Bücher, im „Alpensommer“, eine wahre Virtuosität in der Beschreibung der unterschiedlichen Geräusche des Waldbaches in seinem Laufe entfaltet und die Wörter sich ihm dabei nur so tumultuarisch in die Feder drängen, so eignet sich sein Stil doch auch für andere Stoffe. Er ist der knappen, klassischen Manier ebenso mächtig, wie der vertraulichen Munterkeit der Dorfgeschichte. Wenn sich

---

[1]) Waldheimat I, S. 72.
[2]) Waldheimat I, S. 200
[3]) Waldheimat II, 224.
[4]) Waldheimat I, S. 183.
[5]) Schriften des Waldschulmeisters, S. 71.
[6]) Erdsegen, S. 169.
[7]) Höhenfeuer, S. 235 ff.

Rosegger den Scherz erlaubt, den Simplizius Simplizissimus oder die Kapuzinerpredigt[1]) nachzuahmen, so tut er es mit Maß; an anderer Stelle hat er dagegen mit sicheren Strichen, dem Alten und Neuen Testament folgend, ohne Übertreibung die edle Linie der biblischen oder evangelischen Erzählung eingehalten. In „Ambros“[2]), im „Fischer von Bethsaida“[3] ist sein Stil geglättet, voll poetischer Anmut, natürlichem Rhythmus, nicht wortreich, aber melodisch. Und ebenso geistreich, fein und elegant ist die Prosa in „Kapellan Einharts Lieben und Werben“[4]). In den „Schriften des Waldschulmeisters“ ist der idealistische Stoff in einer gedankenvollen Sprache dargestellt, die sich gern symbolischer Wendungen bedient; die Gedanken entwickeln sich ohne Hast, ohne Fieber: im Waldesdickicht herrscht „die ewige Harmonie des Schweigens“. Im „Haus auf der Höhe“[5]) atmet man etwas von der Reinheit des Neohellenismus. Im „Mirakelkreuz“ herrscht wieder die bäuerliche Einfalt vor, aber stilisiert, mit vielen Scherzen aufgeputzt. Der zweite Teil von „Heidepeters Gabriel“ erinnert mit seinen eingeflochtenen Wanderliedern lebhaft an den „Taugenichts“ von Eichendorff; das „Ewig Weibliche“[6]) an die Maniriertheit und Geziertheit von manch anderem Werke der Romantik. Behandelt er endlich einen Stoff, wo er seiner fröhlichen Phantasie die Zügel schießen lassen kann, so schmiegt sich seine flinke Feder den kapriziösesten Einfällen an. Alles in allem besitzt Rosegger als Stilist die besonderen Gaben, die ein Erzähler, der er ja vorwiegend ist, braucht: Überströmende Beredsamkeit, Klarheit, Mannigfaltigkeit, geistreiche Einfälle, attisches, oft sogar etwas grobes Salz; alle dramatischen und malerischen Fähigkeiten, die Aufmerksamkeit festzuhalten, in einer gewissen Dosis sogar französische Schlüpfrigkeit, gerade genug, um ein Lächeln auf die Lippen des verständnisvollen Lesers zu locken.

---

[1]) Idyllen, S. 49. Schriften des Waldschulmeisters; Försterbuben, S. 5.
[2]) Geschichtenbuch des Wanderers I, S. 144.
[3]) Sonntagsruhe, S. 225. (In J. N. R. J. eingefügt.)
[4]) Waldvogel, S. 364.
[5]) Buch der Novellen I, S. 109.
[6]) Bei Krabbe, Stuttgart.

VIII.

Diese Eigenschaften einer ehrlichen, angenehmen Prosa schließen mit wenig gelungenen Ausnahmen jene Konzentration aus, die die Lyrik verlangt. Die rhythmische Form des Verses war für Rosegger immer eine heikle Sache. Ludwig Anzengruber schrieb ihm einmal: „In Ihrem Kalender fand ich auch ‚Halbverklungene Heldenkunde' — recht gut —" und fügte boshaft hinzu: „Ich weiß, Sie sind selig, wenn man Ihnen ein hochdeutsches Gedicht lobt[1])."

Die Novelle oder, genauer gesagt, die Erzählung nimmt die ganze dramatische Kraft Roseggers in Anspruch. Seine Einakter können die Szene entbehren, vertragen sie sogar schlecht. Sein einziges Drama „Am Tage des Gerichts" ist nur eine schöne dialogisierte Novelle, vielleicht die einzige echte Novelle, die er geschrieben hat.

Nach der schulgemäßen Definition ist die Novelle die Erzählung einer dem Leben entnommenen Begebenheit, die auf das Schicksal eines Menschen entscheidend eingewirkt hat. Vergehen, Konflikt, Katastrophe und Strafe: dies sind die Hauptmomente der Novelle. Nach der klassischen Auffassung soll sich eine Novelle ganz leicht in Akte und Szenen einteilen lassen. Die Beschreibung ersetzt die Dekorationen; da keine Kulissen, keine bemalte Leinwand uns den Schauplatz vorstellt, da kein Schauspieler vor uns auf der Bühne agiert, ist der Dichter wohl gezwungen, uns den Ort und die Helden der Handlung mit Worten zu schildern. Darauf muß sich aber seine Einmischung beschränken; er darf das dramatische Interesse nicht auf irgend welche Nebensachen ablenken.

Bei Rosegger verrechnet man sich aber stark; die Nebensache überwuchert bei ihm die Hauptsache, das heißt: der Erzähler sticht den Dramatiker aus.

Gewiß, das dramatische Interesse fehlt nicht, wie wir schon gesehen haben, aber auf wieviel Nebensachen und Episoden muß der Leser seine Aufmerksamkeit zersplittern, wie ein Wanderer, der sein Ziel aus den Augen verlöre und rechts und links jedem blumenreichen Pfade folgte, sich hier von einer Ruine, einem Wasserfall, dort von einem schattigen Tale verlocken ließe.

---

[1]) Brief vom 5. November 1876. Gute Kameraden, S. 73.

Wenn die Natur — oder vielmehr die heftigen Äußerungen ihrer Gewalt, Sturm, Waldbrand, Lawine — im Leben des Älplers die Ursache manches Dramas wird; wenn sich ein Schicksal dadurch wendet, daß sie die Pläne des Menschen durchkreuzt, wer erkennt nicht die Quelle der Tragik, die daraus entspringt, und wer hat nicht bemerkt, wie oft Rosegger sie ausgebeutet hat? Der Älpler muß tatsächlich mit diesen Gewalten rechnen, von denen sein Leben abhängt[1]), er kann sie nicht außer Auge lassen, sie erinnern ihn plötzlich wieder an sich. Sein Schicksal hängt so sehr von ihnen ab, daß er und der Dichter mit ihm geneigt ist, bewußte Personen aus ihnen zu machen, freundliche oder feindliche, aber immer leidenschaftliche. Wie interessant sind sie aber auch vom künstlerischen Standpunkt in ihrem Spiel. Wie verleiten sie den Dichter zur Beschreibung! Wir erwecken hier Erinnerungen im Erzähler auf Kosten des Dramatikers, den wir lieber am Werke sähen!

Wenn die Novellen Roseggers sich von den Erzählungen nur durch ihren Umfang und die Vorherrschaft des dramatischen Interesses unterscheiden, so entsprechen seine Romane auch keineswegs den Gesetzen der Gattung.

In „Peter Mayr" füllen die Ereignisse wohl das ganze Buch, „Jakob der Letzte" ist nur eine Folge von schwach zusammenhängenden Bildern, sonst aber herrschen die Betrachtungen in seinen Romanen vor. Rosegger gibt die Monographie einer Gemeinde, wie in den „Schriften des Waldschulmeisters", dem „Ewigen Licht" oder „Jakob der Letzte"; im „Erdsegen" zeigt er uns das Leben einer Familie im Kreislauf eines Jahres. Man sieht nicht unmittelbar das Drama dieser Gemeinden oder Familien, sondern nur, wie es sich im Geiste eines Zeugen spiegelt, der darüber grübelt und es beschreibt. Daher entspricht die Tagebuchform dieser Auffassung vom Roman. Rosegger hat sie für den „Waldschulmeister"

---

[1]) Im „Holzknechthaus" (Buch der Novellen I, S. 216 ff), wo die Hütte mit den Gästen in Abwesenheit des Hausvaters vom Schnee verschüttet wird. Ebenso im „Erdsegen". Am Abend des Tages, wo der Sturm die ganze Ernte des armen Adam zerstörte, erwartet Barbel den Lehrer, der um sie werben soll. Vielleicht wäre er gekommen und ihr Leben hätte eine andere Wendung genommen, aber die Natur hinderte es; nicht nur durch das Entsetzen, sondern auch durch das Elend, das sie hervorrief.

gewählt, und auch der Pfarrer im „Ewigen Licht" vertraut einem Tagebuch seine Verzweiflung an. Ein großer Teil von „Martin der Mann" besteht aus dem Briefwechsel zwischen Juliana und Maria; „Erdsegen" besteht nur aus Briefen, die von Woche zu Woche die empfangenen Eindrücke verzeichnen. Welche Hilfe für den Erzähler, diese Art der Komposition. Wie plausibel macht sie einen Mangel an Einheit; wie erlaubt sie ein sprunghaftes Fortschreiten der Handlung, je nach Laune des Schreibers oder den Zufällen des Alltags. Wie viel Gelegenheit bietet sie zu Schilderungen und Episoden.

Bei einem Erzähler fällt seine Persönlichkeit mehr ins Gewicht als seine Kunst. Sein Werk sondert sich nicht dermaßen von ihm ab, wie beim bloßen Artisten; es ist weniger ein künstlich gewolltes Geistesprodukt, als vielmehr ein spontanes Werk seiner innersten Natur.

Rosegger hat sich im Vorwort zu den Neuen Waldgeschichten bemüht, Rechenschaft von der Leichtigkeit abzulegen, mit der er in der vollen Reife seines Talentes seine Jugenderinnerungen in Erzählungen und Märchen verwandelte. „Von den Baumrunen gleichsam und den bemoosten Steinen las ich sonnengoldige Jugend und kleine Geschichten der Vergangenheit, flatterten heran wie Schmetterlinge und Libellen und neckten mich. Dann begegneten mir die bekannten Gestalten und wußten mir Neues, Frohes, Ernstes, Wunderliches. Es begegneten mir die derben, gutmütigen und auch die trotzigen Männer, die alltäglichen wie die Sonderlinge, die klugen, schalkhaften Weiber, die schlaugemütlichen Alten, die kecken Jungen, die reizenden schlimmen Mädchen — die sehr schlimmen Mädchen, ihr Freunde! Aber auch wirklich arge Gesellen und Gesellinnen darunter! Wie mich alle so antrafen oder ich sie — man erfährt ja nie recht die Urheberschaft —, da schossen mir die Waldgeschichten auf wie Pilze. Und in ihrer ganzen Wildheit, wie sie mich gleich Brombeerlaub umrankten, habe ich sie abgeschrieben. So ist dieses Buch geworden. Und so ist mit diesem Buche wieder ein Jahresring entstanden an dem Bäumlein meines literarischen Wesens." Damit deutet er an, daß es in ihm wächst, ohne daß er es mühsam hervorlocken mußte.

Man begreift jetzt, daß Roseggers Begabung ganz ausschließlich die des Erzählers ist. Ist einmal seine Geschichte

im Zug, so handeln seine Gestalten selbständig nach ihren psychologischen Anlagen, folgen Kräften, von denen er selbst sich leiten läßt[1]). Von diesem Augenblick an besteht seine ganze Kunst darin, als Autor zu verschwinden. Er sieht einem Experimente zu, dessen Bedingungen er aufgestellt hat und das sich den Gesetzen des Lebens gemäß entwickelt, um so wahrer und ergreifender, als er selbst voller Wahrheit ist.

---

[1]) Hoch vom Dachstein, S. 105.

Schlußwort

Schon 1871 nannte Robert Hamerling den Dichter von „Zither und Hackbrett" den „steirischen Burns". Der Vergleich hatte damals seine Richtigkeit und hat sie durch die Entwicklung von Roseggers Talent nicht ganz eingebüßt.

Welcher Unterschied aber in den Schicksalen beider! Außer den Prüfungen, die keinem Menschen erspart bleiben, war Rosegger ein glückliches Leben beschieden. Ihm blieben die Pein, der Schimpf, der Haß erspart, mit denen Robert Burns' Leben, des armen, vom Unglück verfolgten, von seinen Gönnern verlassenen Bauers verbittert wurde. Die Ähnlichkeit ihrer Schicksale beschränkt sich auf ihre bescheidene Herkunft.

Rosegger lernte die Freude und den Stolz der Vollendung kennen. Seine Laufbahn entwickelte sich wie nach einem klug vorgezeichneten Plan. Ohne aus seiner Richtung zu treten, zog er aus den ihm von der Natur verliehenen Gaben den möglichsten Vorteil und vollbrachte außer der ihm bestimmten Dichteraufgabe noch ein schönes fruchtbares Werk. Er strebte nicht nur nach den Lorbeern des Künstlers und wollte nicht nur als Dichter, sondern als ein Mann der Tat betrachtet werden, der sein Werk mit der Feder vollendete.

Wir haben gesehen, welche Aufgabe er sich gestellt hatte, daß er ihr nachgekommen ist und in wahrhaft organischem Fortschreiten präzisiert, erweitert und vertieft hat.

Man kennt keinen bedeutenden Mann außer ihm, der sich aus eigener Kraft von den Fesseln seines ersten Standes befreite und dennoch seinem Ursprung so wahrhaft treu geblieben ist.

Sein Volk, das er so genau kannte, hat er erhöht, ohne es zu verfälschen, tausendfach verpflichtet und wurde doch von ihm verstanden und geliebt.

Er gefällt dem Volke durch die Unterhaltung und die Aufklärung, die er ihm bietet; er gewinnt es durch die Tendenz seiner Schriften, durch die Herbigkeit seiner Meinungen, durch seine Unabhängigkeit gegenüber der Obrigkeit und durch seine köstliche, natürliche Vertraulichkeit.

Er hat es fertig gebracht, eine lange Reihe von Bänden hindurch von sich zu sprechen, ohne der Geckenhaftigkeit oder des Hochmuts beschuldigt zu werden. Wenn er sich selbst zum Beispiel nimmt, so geschieht es aus der Gewohnheit, den Menschen im allgemeinen durch das ihm bestbekannte Individuum zu zeichnen, und es geschieht mit einem Ton und Ausdruck, daß man ihm Glauben schenkt. Zwischen den Personen seiner Dichtung, dem Leser und sich selbst schafft und unterhält er eine Art von Intimität, die sich auf Aufrichtigkeit und Vertrauen gründet und sehr merkwürdig und anziehend wirkt.

Er ist der Meinung: „ein echter Volksdichter — und er stellt ihn sehr hoch — müsse ganz mitten drin im Volke stehen, selber Volk sein. Seine Kunst liegt im Herzen. Das Volk ist unbeholfen im Gefühlsausdruck, der Dichter ist sein Mund, durch den es flucht oder betet, lehrt oder spottet. Das Volk ist ein Baum, der Dichter ist seine Blüte . . . Er muß naturgemäß alles, was das Volksherz bewegt, drückt, erhebt, vergiftet, befreit, in Form und Lied bringen, in welchem die Volksseele sich dann ausleben kann"[1]). „Alles, was vom Menschen abhängig ist, muß ihm dienen. Nun gäbe es keine Kunst und Wissenschaft, wenn es keine Menschen gäbe[2])."

Die Kunst soll seiner Meinung nach nicht das Leben abschreiben, sondern ergänzen. Der Mensch erwartet gewöhnlich vom Leben mehr, als es geben kann, da tritt die Kunst ein, um das fehlende zu decken. Die Kunst ist ihrem Wesen nach Idealistin.

Rosegger vereinigt ganz ursprünglich Idealismus und Realismus. Das Volk seiner steirischen Berge vergleicht er mit einem alten Mütterchen. „Wenn ich eine alte Mutter habe, und ich will sie malen lassen, bevor sie heimgeht, und der Maler malt sie mir nicht mit ihren Runzeln und guten, blöden Augen und nicht mit ihrem Wärzlein auf der Wange, mit ihrem groben, zerflickten Jöppel, sondern als eine Rafaelsche Madonna, so werde ich zu ihm sagen: Freund, verkaufe das schöne Bild an einen reichen Juden, ich mag es nicht, ich wollte mein altes Mütterchen haben. — Für einen solchen

1) Schelm aus den Alpen II, S. 338 ff.
2) Heimgarten, April 1909, S. 536.

Maler bedanke ich mich. Und das Landvolk ist auch ein Mütterlein, welches der Schilderer geben muß, wie es ist und wie es sein sollte, sein könnte, sein müßte, sonst wäre es unnatürlich[1]."

Und so hat er es gehalten. Der Realismus ist die Blüte seines Talents: ein von Idealismus durchdrungener, aber nicht verfälschter Realismus. In der Schilderung der Wirklichkeit muß vollkommene Wahrheit herrschen; aber die Kunst beschränkt sich nicht auf diese Schilderung, oder besser gesagt, das menschliche Leben als Gegenstand der Kunst wird nicht ganz und gar von der materiellen Wirklichkeit absorbiert. Diese ist nur ein Substrat; über ihr steht das Seelenleben. Über dem Erdboden, den der Fuß betritt, erstrahlt der unendliche Himmel. Nur das Stoffliche schildern, heißt absichtlich den Bereich der Wahrheit vermindern. Realismus und Idealismus, jeder in seiner Sphäre und sozusagen übereinandergestellt, dies ist Roseggers Formel. Er ist Realist durch Charakteristik und Ausdruck; Idealist durch die Tendenz; dadurch unterscheidet er sich von den Naturalisten, denen dieser Horizont mangelt.

Über den Anteil, den man dem Realismus in Literatur und Kunst gewähren soll, hat er sehr persönliche, fest gegründete, unveränderliche Ansichten. „Die Volksmassen mit dem Laster vertraut machen, ist niemals gut; das Laster hat auf die meisten Menschen nicht eine abschreckende, sondern eine anreizende Wirkung. Ein Ungeheuer kommt uns nur ungeheuerlich vor, wenn wir es selten sehen; wenn es oft an unseren Augen vorüberzieht, gewöhnen wir uns an seinen Anblick. Es weiß ja jedermann, was in der Welt das Beispiel, das Vorbild wirkt; wie kann man sich erdreisten zu behaupten, die Schlechtigkeit im Drama, in der Erzählung nach der heutigen Art dargestellt, werde erschüttern, reinigen, erheben[2])!"

„Wenn einem schon im Leben das Angenehme lieber ist, als das Widerwärtige, so ist nicht einzusehen, warum man sich gerade in der Literatur bei dem Unangenehmen und Jämmerlichen festnageln lassen soll. Die Wahrheit über alles! sagen sie und glauben damit weiß was Großes gesagt zu haben. Ist nicht auch der Sonnenschein wahr? Warum immer Nacht

[1]) Schelm aus den Alpen II, S. 338.
[2]) Höhenfeuer, S. 374.

und Nebel schildern? Ist nicht auch die Rose wahr? Warum bloß die Dornen beschreiben? Kann nicht auch ein guter, heiterer, glücklicher Mensch wahr sein? Warum stets nur die gemeinen Leute, die Schufte, Schurken und Gäuche aufmarschieren lassen[1])?" „Das moralisch Schlechte," schreibt er an anderer Stelle, „kann gar nicht kraß genug gezeichnet werden, um den richtigen Abscheu davor einzuflößen. Wenn nur auch gezeigt wird, wie furchtbar die Schuld sich rächt und wenn als Gegengewicht nur auch das Versöhnende, Erhebende nicht fehlt[2])."

In seiner Jugend hatte er Vorbilder, die er sehr bald überflügelte, und von denen er sich bald unterschied. Man hatte die philosophischen Bauern Berthold Auerbachs mit ihrem gezwungenen Gehaben, die Konvention stand in der Dorfgeschichte an Stelle von Wahrheit und Leben. Die Formel August Silbersteins war, wie sich Rosegger so drastisch ausdrückte, etwas für die Nerven, etwas für das Zwerchfell, etwas für die Tränendrüse und etwas für die Sinnlichkeit. Man begnügte sich mit der ausführlichen Schilderung gleichgültiger Geschehnisse. Die Feinheit Adalbert Stifters vermied nicht die Klippe des Gekünstelten. Gotthelf und Keller, die beiden Meister der damaligen volkstümlichen Literatur, waren in Deutschland und in Österreich noch nicht anerkannt und der Grazer Anfänger ahnte nicht einmal ihre Namen. Er hat zuerst das bäuerliche Leben als Kenner, mit nie versagender Sachkenntnis geschildert, und es gibt keine Bauernarbeit, über die er nicht als ein Fachmann, der zugleich ein Künstler ist, sprechen könnte.

Man fragt sich nicht ohne Schwermut, wie lange Talente, wie das Seinige noch Stoff finden werden, treue Maler und Schilderer eines Landes zu sein, das seine Originalität noch bewahrt hat. Rosegger hat die allgemeine Gleichmacherei vorausgesehen und sein ganzes Herz und seinen ganzen Geist angewendet, sie zu verhindern, so weit es einem Einzelnen möglich ist.

Den Wert seiner Werke erhöht noch die Befürchtung, daß sie kein zweitesmal zu erwarten sind.

---

[1]) Allerlei Menschliches, S. 240.
[2]) Allerlei Menschliches, S. 417.

Die Schriften von Peter Rosegger

Die Abelsberger Chronik. Den Schriften entnommene Sonderausgabe. Illustriert. 10. Tausend. Geb. M. 3.—.
Allerhand Leute. 15. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Allerlei Menschliches. 11. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Alpensommer. Geschichten, Schilderungen, Wanderungen. 15. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Die Älpler. In ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 15. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Als ich jung noch war. Neue Geschichten aus der Waldheimat. Mit Bildnis des Verfassers als Waldbauernbub. 17. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Als ich noch der Waldbauernbub war. Für die Jugend ausgewählt vom Hamburger Jugendschriftenausschuß. I. Teil. 150. Tausend. Kart. M. —.70, dauerh. geb. M. —.90. II. Teil. 115. Tausend. Kart. M. —.70, dauerh. geb. M. —.90. III. Teil. 95. Tausend. Kart. M. —.70, dauerh. geb. M. —.90.
Am Tage des Gerichts. Volksschauspiel in 4 Aufzügen. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Am Wanderstabe. 11. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Mit 36 Abbildungen und einem Stahlstiche. 9. Auflage. Geb. M. 4.—.
Bergpredigten. Gehalten auf der Höhe der Zeit unter freiem Himmel und zu Schimpf und Spott unseren Feinden. 11. Aufl. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Das Buch der Novellen. 1. Band. 24. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—. 2. Band. 22. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—. 3. Band. 18. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Das Buch von den Kleinen. Den Eltern zur Freude, den Liebenden zur Hoffnung, den Junggesellen zur Mahnung und den Weltweisen zur Lehre. (Ein Auszug aus seinen Schriften.) 15. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Dorfsünden. Das Buch der Novellen IV. Band. 19. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Erdsegen. Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechtes. Ein Kulturroman. 31. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Mit einem Porträt. Brosch. M. 3.—, geb. M. 3.60.
Ernst und heiter und so weiter. Für die reifere Jugend aus den gesammelten Schriften gewählt. 8. Auflage. Geb. M. 4.—.
Ernst und heiter und so weiter. Volksausgabe für Österreich. 5. Tausend. Kart. M. 2.50.

Das Ewige Licht. Erzählung aus den Schriften eines Waldpfarrers. 51. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.

Feierabende. Lustige und finstere Geschichten. 15. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Die Försterbuben. Roman aus den steirischen Alpen. 25. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.

Gedichte. Mit 18 Illustrationen. Geb. M. 3.60.

Das Geschichtenbuch des Wanderers. Neue Erzählungen aus Dorf und Birg, aus Wald und Welt. Zwei Bände. 11. Auflage. Jeder Band brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Deutsches Geschichtenbuch. Für die reifere Jugend ausgewählt. Mit 12 Vollbildern. 10. Tausend. Geb. M. 4.—.

Der Gottsucher. Ein Roman in drei Büchern. 35. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Die beiden Hänse. Ein Roman aus unserer Zeit. 17. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—. Halbfrz. M. 6.—.

Heidepeters Gabriel. Eine Geschichte in 2 Büchern. 34. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Heimgärtners Tagebuch. 10. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.

Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schildereien aus Steiermark. 14. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Höhenfeuer. Neue Geschichten aus den Alpen. 15. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Idyllen aus einer untergehenden Welt. 14. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.

I. N. R. I. Frohe Botschaft eines armen Sünders. 20. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
— — Volksausgabe (in Taschenformat). 27. Tausend, biegsam geb. M. 1.30.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unsern Tagen. 25. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Gute Kameraden. Persönliche Erinnerungen an berühmte und beliebte Zeitgenossen. Mit 12 Porträts. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Lasset uns von Liebe reden. Letzte Geschichten. 17. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.

Martin der Mann. Eine Erzählung. 12. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.

Mein Himmelreich. Bekenntnisse, Geständnisse und Erfahrungen aus dem religiösen Leben. 27. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. 6.—.

Mein Lied. Gedichte. 10. Tausend. Geb. M. 1.30.

Mein Weltleben oder: Wie es dem Waldbauernbuben bei den Stadtleuten erging. Mit Bild des Verfassers. 22. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.

Mein Weltleben. Neue Folge. 1.—10. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—. (Erscheint Herbst 1913).
Meine Ferien. 350 S. 11. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Nixnutzig Volk. Eine Bande paßloser Leute. 19. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzeit. 26. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Der Schelm aus den Alpen. Allerhand Geschichten und Gestalten, Schwänke und Schnurren. Zwei Bände. 11. Auflage. Jeder Band broschiert M. 3.—, gebunden M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Die Schriften des Waldschulmeisters. 100. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 16. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Sonnenschein. 22. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Sonntagsruhe. Ein Unterhaltungs- und Erbauungsbuch, enthaltend Gedichte in steirischer Mundart, hochdeutsche Gedichte, Aufsätze über Kinder, Parabeln, Legenden und Weltbetrachtungen. 14. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Spaziergänge in der Heimat. Nebst einem Anhang: Ausflüge in die Fremde. 7. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Das Sünderglöckel. 17. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern. Zwei Bücher. 16. Auflage. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Waldferien. Ländliche Geschichten für die Jugend aus den gesammelten Schriften gewählt. Mit 18 Vollbildern. 9. Auflage. Geb. M. 4.—.
Neue Waldgeschichten. 19. Aufl. Brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Waldheimat. Erinnerungen aus der Jugendzeit. Zwei Bände. 35. und 33. Auflage. Jeder Band brosch. M. 3.—, geb. M. 4.—, Halbfrz. M. 5.—.
Waldjugend. Geschichten für junge Leute von 15 bis 70 Jahren. Mit zahlreichen Textillustrationen und 10 Vollbildern. 15. Tausend. In Prachtband M. 6.—.
Der Waldvogel. Neue Geschichten aus Berg und Tal. 14. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Wildlinge. 19. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.
Weltgift. Roman. 17. Tausend. Brosch. M. 4.—, geb. M. 5.—, Halbfrz. M. 6.—.